Biogr. 607 f

(2

<36606883840014

<36606883840014

Bayer. Staatsbibliothek

F. C. Laukhards,

vorzeiten Magisters der Philosophie, und jetzt Musketiers
unter dem von Thaddenschen Regiment
zu Halle,

Leben und Schicksale,

von ihm selbst beschrieben,

und zur Warnung

für Eltern und studierende Jünglinge

herausgegeben.

Ein Beitrag zur Charakteristik der Universitäten in Deutschland.

Zweiter Theil.

2

33 Bl

Halle,
bei Michaelis und Bispink.
1792.

BIBLIOTHECA
Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erstes Kapitel.

Amicus certus in re incerta cernitur.

„Weißt was neues, Herr Bruder?“ schrie ich, als ich einige Tage nach meinem Unfall in das Zimmer des Barons F... trat: „In meinem Lande ists alle: werd nimmermehr Pfaffe!“

Baron: Da ist denn auch kein groß Unglück geschehen! Kannst ja sonst was werden!

Ich: Ja, was denn? — In der Kurpfalz hab ich mich verschandlappt. —

Baron: Nun, was hast du denn angestellt? Hast doch nicht gemordet? — Und Huren, Saufen und Spektakeln wird da nicht hochgerechnet!

Ich: Sieh, ich habe mit dem Kandidaten Hundel in Korrespondenz gestanden, und hab da manchen Beitrag für sein Buch geliefert, das hernach ist konfiscirt worden. Hundel selbst hat sich müssen skissiren, wenn er dem Galgen, oder doch ewiger Gefängnißstrafe entgehen wollte.

Baron: Hast Recht! in Kurpfalz kommst, hols der Teufel, nicht an! da mögen sie keine Leute haben, die ihnen auf den Magen sehen: würdest nicht 'n Nachtwächterdienst kriegen! —

Ich: Und in meinem Lande verfolgt mich der Administrator von Zwirnlein. —

Baron: Von Zwirnlein? — Ach, der neugebackne Edelmann! Höre Bruder, so 'n Adel, wie der, — soll nichts gelten. Unser Adel, schau, das ist 'n Adel! Vor 300 Jahren waren schon F... Domherren hier, zu Kölln, zu Worms, zu Speier und an mehr Stiftern. Einer aus unsrer Familie war Bischof zu Würzburg, und ein Andrer, Bischof zu Speier und noch ein Andrer, Abt zu Fulda. Schau, Brüderchen, das ist ein Adel [a]). Aber

---

a) Der deutsche Adel ist nirgends besser, d. i. älter, als an den Domstiftern. Es können da blos uralte Familien Eingang finden. Und die Ahnenprobe, welche bei der Aufnahme vorgenommen wird, ist so streng, daß jeder Queerbalken im Stammbaum entdeckt wird. Daher ist der Ahnenstolz der Familien in Mainz, Würzburg, Kölln, Münster, Paderborn — unaussprechlich; und ein solcher Ritter, wie Dalberg, Dienheim, Schönborn, Elz, Vibra, kurz, ein Ritter, dessen Wappen in der Domkirche befindlich ist, wird um alles in der Welt nicht misheurathen; ja er wird eine Gräfin, und selbst eine Prinzessin ausschlagen, wenn ihr Stamm nicht die erforderlichen Ahnen zählt. Das gilt sogar von den dortigen protestantischen Edelleuten, die

so 'ne neüe Nobleſſe iſt nicht werth, daß man ſie nennt.

Ich: Du hälſt alſo nichts auf neuen Adel?

Baron: Nicht eine taube Haſelnuß. Schau an, wir ſind güte Freunde: du biſt bürgerlich, und ich bin ſtiftsmäßig. Das thut aber nichts: ich bin dir gut, und habe keine Schande von deinem Umgang. Aber wenn ich mit einem neuen Edelmann konverſiren, und Freundſchaft machen wollte: mein Seel! unſer ganzer Stiftsadel würde ſich darüber mokiren. Aber wieder auf dich zu kommen: was willſt du nun anfangen?

Ich: Das weis ich ſelbſt nicht.

Baron: Hör' Bruder! du warteſt auf die Pfarre in Franken: bleibſt aber indeß bei mir, und lachſt den Herrn von Zwirnlein und ſeinen Anhang aus: haſt mich verſtanden?

Ich: O ja: aber wie ſollte ich —

Baron: Davon ſchweige mir. Ich will keine Komplimente: bin ein ehrlicher Kerl, und meyn's hol mich der Teufel, gut mit dir! Schau, ich reiſe nächſtens nach Strasburg: du gehſt mit, und da

---

ſtiftsmäßig ſind. Es könnte ja kommen, meynen dieſe, daß einmal einer von ihren Nachkommen katholiſch würde, und dann könnte er ja nicht Domherr, Biſchof oder Kurfürſt werden!

wollen wir alle Grillen vergessen, und so lustig leben, wie die Vögel im Hanfsaamen!

Auf diese Art hatte ich also einen Freund in meinem F... gefunden, der mir Aufenthalt gab, daß ich nicht nöthig hatte, meinem Vater durch meine Gegenwart noch trübere Tage zu machen, als er würklich schon erlebte. Ich blieb indessen doch nicht beständig in Mainz; und wenn ich in dieser Stadt auch war, so blieb ich nicht immer in dem Hause des Barons. Ich hatte mehrere Bekannte: der Vater meines Schönburgs, der Assessor Schaz, ein Ingenieur Philippson, und mehr Andre gaben sich alle Mühe, mich aufzuheitern, wenn ich manchmal — das doch nur selten geschahe — weniger leichtsinnig über meine fatale Lage nachdachte.

Während dieser Zeit erhielt ich einen Brief vom Blumernwirth Schmid zu Gundersblum, der voll Enthusiasmus war. Man habe, hieß es, gehört, daß man mir die Kanzel verboten und alle Hoffnung zu einer Versorgung genommen hätte. Das Ding habe meine Freunde in Gundersblum, namentlich den Major von Goldenberg, den Wirth Bechtel, und ihn, den Hrn. Schmid, so sehr geärgert, daß sie beschlossen hätten, sich meiner anzunehmen: ich sollte nur kommen, man würde mir schon Mittel angeben, den Schaden zu ersetzen, und meine Feinde auszulachen u. s. w.

Die Bitte, bald zu kommen, war so dringend gemacht, daß ich gleich den andern Tag von Mainz aus nach Gundersblum ging. Ich hatte nur fünf Stunden. Schmid empfing mich mit der lebhaftesten Theilnahme an meinem widrigen Schicksale und mit tausend Flüchen gegen alle, die mich meiner und seiner Meynung nach gedrückt hätten. Ich sollte sehen, sagte er, wie man sich hier meiner annehmen würde: er wisse, daß mein Vater mir beinahe sein Haus verboten, und mich gleichsam fortgejagt hätte: aber hier in Gundersblum fände ich alles, was ich wünschen könnte. Zuförderst hätte der Major dafür gesorgt, daß ich in Gundersblum bei ihm wohnen könnte, bis sich etwas für mich ergeben würde: ich fände da guten Tisch, rechten Wein und ein feines Logis. — Das Ding gefiel mir schon nicht recht: lieber wäre ich bei meinem Baron zu Mainz, als in Gundersblum geblieben. Der Major war zwar ein ehrlicher braver Mann; ohne Stolz und ohne Grobheit; aber an Jahren waren wir zu weit von einander, als daß wir hätten Vertraute werden können: und Vertraulichkeit habe ich immer gesucht, habe sie sogar oft für Freundschaft gehalten, und mich dabei gar häßlich betrogen. Dem ohngeachtet ging ich zum Major, welcher mich aufs beste bewillkommte, und von dem Herrn von Zwirnlein eben nicht mit Achtung redete.

„Sie sollen bei mir bleiben, fuhr er fort, und bei mir alles finden, was Sie verlangen: gut Essen, derb nämlich, aber wenig Gerichte: guten Wein, Gunderblumer nämlich, und das in vollem Maaße, so viel in den Bauch hinein geht, und eine gute Pfeiffe Toback. Aber da Sie das Ding wol nicht werden umsonst haben wollen, so übernehmen Sie meine Jagd, und besorgen meinen Keller, und lehren meine Mädel ein bissel Französisch und auf der Landkarte. Wollen Sie das, mein Lieber?“ — Ich schlug ein, und war froh, daß ich mich an einem fremden Orte bequem aufhalten konnte, ohne meinen Wohlthätern lästig zu seyn.

Ich war also freiherrlicher Jäger, Sprachlehrer und Oberkellermeister. Letztere Stelle war freilich besser und minder beschwerlich, als erstere; doch muß ichs selbst von mir rühmen, daß ich auch dieses Aemtchen mit vieler Treue versehen habe — vielleicht blos deswegen, weil ich keine Nothwendigkeit vor mir sahe, meine Pflicht zu verletzen. Ich habe oft nachgedacht, warum ich zu einer Zeit fähig war, Lumpenstreiche auszuüben, die ich zu einer andern für keinen Preis würde gethan haben. Ich kann mir noch nicht alles erklären; aber diese Betrachtung machet mich äußerst nachgiebig gegen Andre, besonders gegen solche, welche aus Zerrüttung ihrer ökonomischen Umstände pflichtwidrig zu handeln genöthigt

werden. Schwer ist es, wider Leidenschaften zu predigen, und die Regeln der Vernunft da gelten zu machen, wo das Blut in Gährung ist; aber noch schwerer ist dieses da, wo der Mangel zu schlechten Handlungen antreibt.

Ich schrieb meinem lieben Baron meine neue Station, welcher sehr unzufrieden damit war, und mich blos unter der Bedingung da bleiben ließ, daß ich ihn wöchentlich einmal besuchen sollte. Mein Vater gab seine Einwilligung leicht, und ermahnte mich im flüchtigsten Ton von der Welt, eine ordentlichere Lebensart anzufangen. Ich denke, der gute Mann that das nur so zum Scheine, weil er glaubte, es sey doch jede ernsthafte Ermahnung an mir verlohren. Wie wehe das einem Vater thun muß!

Meine Geschäfte betrieb ich Anfangs sehr ämsig. Ich ließ mir einen grünlichen Ueberrock machen, den ich noch in Halle getragen habe, und den der Aufwärter in D. Semlers Haus erst vor zwei Jahren völlig aufgerieben hat: kaufte mir einen runden Hut, welchen ich mit einer goldnen Borde auszieren ließ: und in diesem Ornate ging ich tagtäglich auf die Jagd. Die Titulaturen Vikarius und Kandidat verbat ich mir überall, indem sie mich allemal an meine Fatalitäten erinnerten. Ich kann eben darum noch nicht begreifen, wie manche abgedankte Officire und Beamte ihre Titulaturen so eifrig suchen

aufrecht zu erhalten, da es doch sehr oft eine Art von Vorwurf für sie ist, wenn man sie noch so nennt, wie man in ihrem Dienste sie nannte.

Das Ding mit meiner Jägerey machte Aufsehen, und es fing an zu scheinen, als wenn selbst Hr. von Zwirnlein, eben die Metamorphose aus einem Kandidaten in einen Jäger nicht hätte haben wollen: denn der Sekretär Schlosser schrieb an meinen Vater: meine Lage könne immer noch verbessert werden: ich müßte nur eine Supplik eingeben, hübsch pater peccavi sagen, und hernach von neuem Gehorsam versprechen: alsdann würde alles schon gut gehen. Allein das war mir erstlich nicht gelegen, und meine übrigen Zerstreuungen verhinderten vollends alles.

Ich muß doch einiges von meinen Jägergeschichten anführen.

Wir hatten die Jagd in Gundersblum, wo ein gewisser Herr von B... wohnte [b]). Dieser

---

b) Ich schreibe seinen Namen nicht aus, weil er zwei Söhne hat, welche in Kriegsdiensten stehen, und sehr brave Männer sind. In jener Gegend kennt jederman den Hrn. v. B... Er besaß ehedem mehrere Güter, und unter andern ein hübsches Dorf, Hilsheim; aber ein äusserst asotisches Leben hatte ihn in Schulden gesteckt, und um alle seine Güter gebracht. Nachher ging er herum schnurren, wie man sagt, schickte Bet-

B... hatte einen Hund, welcher vor Hunger fremde Küchen besuchte, und unter andern unsre Jagden durchstrich. Ich erfuhr das Ding, und ermahnte, oder ließ vielmehr den Herrn von B... durch den Dolgesheimer Wirth Kuchen ermahnen, seinen Marki inne zu halten: ich würde ihm sonst eine Ladung von Numer Eins aufs Gedächtniß brennen. Das soll er sich nur unterstehen, antwortete Hr. v. B..., wenn er nicht will todtgeschossen seyn, wie ein toller Hund. Kuchen gab mir von B...s Drohung Nachricht; und nun machte ich mirs ordentlich zum Geschäft, den Hund aufzuspüren, welches auch bald geschah: ich versetzte ihm also eine derbe Ladung ins Gehirn, und da lag er.

Einige Tage hernach kam ich wieder nach Dolgesheim; doch ehe ich noch ins Wirthshaus trat, kam Kuchen mir entgegen und bat mich um Gottes willen, ja nicht in die Stube zu gehen: B... sey drinnen, und habe geschworen bei seiner Ehre und bei 100000 Schock Teufeln, mir eins aufzubrennen, daß mir der Dampf sollte hinten heraus fahren. Das hat gute Wege, erwiederte ich, geb' er

---

telbriefe in der ganzen Gegend herum, und bramarbasirte doch bei jeder Gelegenheit so schrecklich und so unverschämt, als wenn sein Adel sich von Karl dem Großen herschriebe, und er im Besitz eines Fürstenthums wäre!

mir nur einen Schoppen Wein! Mit diesen Worten trat ich in die Stube, ohne auf den Edelmann zu merken, der am Ofen saß. Kuchen brachte mir den geforderten Schoppen Wein: ich trank, sah mich hernach um, und sprang wie erstaunend auf, mit der Entschuldigung: „Ei, unterthäniger Knecht, gnädiger Herr! verzeihen Sie, daß ich Sie nicht eher bemerkt habe!

B... (stumm vor sich hinsehend).

Ich: Gnädiger Herr, wie bin ich zu dem Unglück gekommen, daß Sie mich nicht einmal anzusehen würdigen?

B... (wie oben mit vielen hem hems).

Ich: Sollt' ich so unglücklich gewesen seyn, Ihre Ungnade auf mich zu laden!

B... (aufstehend und sehr prozzig.) Herr, Sie haben mir meinen Hofhund an der Kette todtgeschossen!

Ich: Gnädiger Herr! wer Ihnen das gesagt hat, ist ein Schurke! Ich Ihren Hund in Ihrem Hochadelichen Hofe todtschießen? Wie sollte ich mich so sehr vergehen können!

B... Sie hätten meinen Hund nicht todtgeschossen?

Ich: Haben Sie die Gnade, mich anzuhören. Ich habe neulich einen Hund in der Gemarkung todtgeschossen: allein da hat mein Herr die Jagd,

und ich hatte folglich das Recht, es zu thun, und würde jeden Hund todtschießen, sollte er auch dem Fürsten gehören!

B... (viel gelassener) Also, Herr, meinen Hund haben Sie in meinem Hof nicht todtgeschossen?

Ich: (kann vor Lachen beinahe nicht antworten.) Nein — Gnädiger — Herr!

B... (prozzig) Nun, so soll das heilige Kreuz: Donnerwetter dem verfluchten Kerl in den Wamst fahren, dem Hofmann! Der Kerl hat mirs so referirt; aber warte, noch heute soll er zum Teufel! (Ich wuste recht wohl, daß Hr. v. B... dem Hofmann, oder Pachter, nichts zu befehlen hatte: das Gut stand unter fürstlicher Administration).

So war Herr v. B... wieder besänftigt! Er ging sogar, um alles wieder gut zu machen, noch den nämlichen Tag nach Gundersblum zum Hrn. v. Goldberg, und bat um Verzeihung, daß er aus Irrthum habe wollen seinen Jäger kalt machen. Er blieb drei Tage da, und borgte noch einige Thaler beim Abschied, welche der Major gern hergab, um sich nur den zudringlichen Großsprecher vom Halse zu schaffen.

Der Wirth Schmid mag es indessen doch nicht so gut mit mir gemeynt haben, als er sich anstellte. Denn ich war kaum vierzehn Tage in Gun-

dersblum, als er mir einem Schurkenstreich zumuthete, den ich beinahe hätte ausführen helfen, wenn der Major, der davon erfuhr, mir ihn nicht sehr ernstlich abgerathen hätte. Ich sollte nämlich den Kaiserlichen Notarius spielen, und in Gesellschaft einiger Hallunken einen guten ehrlichen Mann um zehn Faß Rheinwein betrügen helfen. Für meine Dienste sollte ich funfzig Gulden erhalten; hätte aber vielleicht auch, wenns herausgekommen wäre, aufs Schloß marschiren müssen. Der Bubenstreich ist hernach ohne mich doch ausgeführt worden.

Unter diesen Hallunken befand sich ein gewisser Belgrad von Frankfurt am Main. Er ist ein getaufter Jude, und für Frankfurt das, was Brandenburger für Mainz ist — ein Hurenspediteur, Mäkler, Spion und noch einiges mehr. Er verschrieb auch Recepte pro abortu, und ist wegen seiner Schelmereien schon mehrmals in Verhaft gezogen, aber immer wieder entlassen worden: wahrscheinlich, weil mehrere Herren seiner Dienste bedurften. Herr Krug, Gastwirth im Römischen Kaiser zu Frankfurt, ein vortreflicher Mann, kann von Belgraden mehr erzählen.

Zweites Kapitel.

Alte Liebe rostet nicht.

Wenn meine lieben Leser sich für Thereschen, das gutherzige Mädchen, interessirt haben, so wird es Ihnen nicht unangenehm seyn, wenn ich sie wieder aufführe.

Seit meiner theologischen Donquischotterei in der Pfalz, hatte ich Thereschen wenig gesehen, und aller vertraulicher Umgang, aller Briefwechsel hatte schon längst aufgehört. Meine Zerstreuungen waren zu groß, und meine Bekanntschaften zu ausgebreitet, als daß ein so sanfter Affekt, wie die Liebe ist, hätte in meiner Seele noch haften können. Freilich dacht ich dann und wann ans gute Kind; allein beim Andenken blieb's. Zudem scheute ich mich auch, das längst verlassene Mädchen wieder zu begrüßen: also bliebs beim Alten.

Sonst hatte ich während meines Aufenthalts in der Pfalz eine Menge Bekanntschaften mit Mädchen errichtet, wovon einige sehr traulich geworden waren. Es ist das in jenem Lande gar keine Kunst: die Mädchen sind sammt und sonders sehr aufgeräumt, und lassen ihre Suspiranten nicht lange schmachten: oft kommen sie einem schon auf der

Hälfte des Weges entgegen: oft tragen sie sich gar selbst an. Ich will von dieser Behauptung keine Belege anbringen: meine schönen Landsmänninnen möchten mir sonst, wenn ich einige von ihnen namentlich nennte und ihren Kommersch beschriebe, einen Injurienprozeß an den Hals werfen, oder mir, wenn mich ja das Schicksal, wie ich doch weder glaube noch wünsche, wieder nach der Pfalz bringen sollte, die Augen auskrazzen: denn Pfälzer Mädchen haben Muth wie die Bären: das macht der Wein.

Doch wieder ins Geleis! Ich hatte eine Menge Frauenzimmer: Bekanntschaften gemacht, und wo ich hin kam, fand ich so was zum Zeitvertreib. Das waren nun freilich Liebschaften nach der Pfälzer Mode, wobei bloße Sinnlichkeit, oft bloße Langeweile ins Spiel kamen; woran aber das Herz wenig Antheil hatte. Bei dergleichen Affären bleibt man so kalt wie Eis: man lügt da was her von Liebe, von Treue, und schwört unveränderliche Anhänglichkeit; aber in einer Stunde kommt man wo sonst hin, und alles wird vergessen! Ich wenigstens kann mich nicht erinnern, daß meine Lorchen, Malchen, Carolinchen, Luischen und andre mich auch nur um eine Viertelstunde Schlaf gebracht hätten. Es galt mir wirklich sehr gleich, ob das Mädchen, mit dem ich umging, konvenabel war, oder nicht. Einmal beschäftigte ich gar eine Apothekers Tochter von

Kreuznach, welche um ein halb Jahrhundert älter war, als ich.

Es müssen noch eine Menge Liebesbriefe und Billets doux von mir in der Pfalz sich vorfinden: denn daß sie sollten vernichtet seyn, kann ich deswegen nicht glauben, weil das Pfälzer Frauenzimmer dergleichen Sächelchen gern aufhebt, um bei Gelegenheit mit Eroberungen Parade zu machen. Ich habe eine große Menge ähnliches Zeugs gehabt, wovon ich leicht eine Sammlung, so groß wie die des Cicero, hätte in sechszehn Büchern machen können.

Daß Thereschen von meiner Flatterhaftigkeit Nachricht eingezogen, und sich darüber nicht wenig gekränkt habe, hab' ich hernach von ihr selbst erfahren. Therese war kein Mädchen vom gewöhnlichen Schlage: sie dachte gesezt, und hatte natürliche wahre Empfindung. Schade für das herrliche Geschöpf, daß ihre Neigung gerade auf mich gefallen war! Wie glücklich hätte sie einen Würdigern machen können! — Oft nahm ich mir zwar vor, an sie zu schreiben, und um Vergebung zu bitten: aber allemal scheuchte mich der Gedanke: „Das Mädchen kann dich nicht mehr lieben" von meinem Vorhaben zurück. Ich sah sie also selten und schrieb ihr noch weniger, oder vielmehr gar nicht mehr.

Ohngefähr im November — ja, es war gera: de der 1ste November 1781, denn da ist der Jahr: markt in Flonheim — wollte ich dem Pfarrer Stu: ber von Flonheim meine Aufwartung machen. Ich ging dahin, und hörte, daß des katholischen Pfar: rers Hochgesand Vetter, Herr Advokat Schott, der von Jugend auf mein Freund und Duzbruder gewesen war, auch da sey. Ich lief also hin, um ihn zu besuchen: aber wie erschrack ich, als ich mei: ne Therese erblickte! Kaum konnte ich sprechen: doch endlich ward mirs wieder etwas leichter. The: resens Vater, ein vertrauter Freund des Pastors, verwieß mir ganz höflich meine wenige Aufmerksam: keit, und wunderte sich, daß ich in so langer Zeit ihn nicht besucht hätte. Ich entschuldigte mich, so gut ich konnte, versprach auf der Rückreise zu ihm zu kommen, und machte, daß ich zu meinem Stu: ber zurückkam: hier — konnte ich es nicht mehr ausdauern! Ein böses Gewissen ist wahrlich die heißeste Hölle!

Drei Tage brachte ich in Flonheim zu, und dann nahm ich meinen Wanderstab wieder zur Hand. Ich ging durch Thereschens Dorf; aber erst ins Wirthshaus, wo ich mir in einigen Schoppen Wein Muth eintrank: und so — schlich ich, unter großem Herzpochen, nach Theresens Wohnung. Der Alte empfing mich freundlich, und gleichsam

abſichtlich ließ er mich bald darauf mit ſeiner Tochter allein.

Einige Minuten war unſer Geſpräch allgemein: dann fing das gute Mädchen bittere Klagen über mich an, und rückte mir meine Vergehungen und Verſündigungen recht eindringlich vor. Ich räumte alles ein, klagte mich ſelbſt an, und ſchilderte ihr meine Lage, die ich freilich ſelbſt verſchuldet, ja ſchon um ſie allein verdient hatte, mit recht grellen Farben. Mädchen von Thereſens Art ſind gute Kinder! Sie ward jezt weich und fing an zu weinen: ich — weinte bald mit, erhielt Vergebung und hieß wieder lieber Junge, lieber Friz, ward geduzt und geküßt, und ſchwam von neuem in lauter — unverdienter Seligkeit. — Daß ich verſprechen muſte, Mittel und Wege aufzufinden, um unſere Verbindung bald möglich zu machen, verſteht ſich von ſelbſt. Ich muſte auch ſchwören, wenn man mir ein Mittel von der Art anzeigen würde, ohne Bedenken einzuwilligen. Ich that alles herzlich gern, und war froh, daß ich für ſo viele Sünden ſo wenig beſtraft wurde!

Der Kapuziner Hermenegildus, mein Patron, war aus dem Alzeyer Kloſter nach Noth-Gottes im Rheingau auf dem Provinzialkapitel verſezt worden; alſo konnte mir dieſer mit ſeinem Mentors-

rath nicht weiter beistehen. Aber der Pastor Neuner war noch übrig. An diesen schrieb ich einen Ellen langen lateinischen Brief, und bat um Auskunft. Seine Antwort war nicht sehr erfreulich: es hieß: daß ich in der Pfalz zu viel Feinde hätte, um auf eine Versorgung rechnen zu können. Jedoch würde mein Uebertritt zur katholischen Kirche viele meiner Feinde mit mir wieder aussöhnen. Ich besuchte also gleich den Herrn Neuner selbst, muste aber da eine scharfe Strafpredigt wegen meiner Atheisterei — so nennen diese Leute gemeiniglich alle freiere Urtheile über Religionssachen — anhören. Ich erwiederte: daß ein Protestant, als solcher, nichts anders seyn könnte, als entweder ein Freigeist, oder ein Dumkopf. Diesen Satz hatte ich aus Pater Neumeyers Buch aufgefangen. Ein Protestant, sagte ich, ist ein Christ; aber ohne Fundament. Er nimmt die Bibel als göttlich an, welche doch ohne das Zeugniß der Kirche kein Ansehen haben kann. Der heil. Augustin sage ja selbst: er würde dem Evangelium nicht glauben, wenn ihn nicht das Ansehen der Kirche dazu bestimmte c). Hierzu kom-

---

c) Auch Hieronymus sagte: Soviel Abschriften soviel Originale! — Es muß also mit den Kriterien für die Aechtheit der Evangelien im vierten Jahrhunderte sehr mißlich ausgesehen haben. Und nun im Achtzehnten? —

men noch die großen Uneinigkeiten und Zänkereien unter den Protestanten selbst: wer solle da Recht haben? Luther oder Kalvin? Bahrdt oder Götz? Semler oder Reus? — Bei sogestalteten Sachen müsse ein gescheuter Protestant allemal ein Freigeist werden [d]). Sehn Sie, Herr Pfarrer, fuhr ich fort, den Ursprung meiner Freigeisterei? Aber im System der katholischen Kirche finde ich alle Zweifel gehoben, und eben so viel Gewißheit als in Kästners Geometrie. — Herr Neuner schien mit diesem Galimathias zufrieden zu seyn, und versprach, sich bestens zu meinem Vortheil zu verwenden.

Allein, obgleich die katholischen Pfaffen gern ihre Kirche zu mehren suchen, seys auch mit unwürdigen Mitgliedern; so muß doch diese Mehrung einem größern eignen Interesse nicht zuwider seyn: sonst setzen sie das Interesse der heiligen Kirche hintan. Und das war der Fall bei Hrn. Neuner.

---

d) Auch der gescheute Katholik: denn Damasus, Sixtus der Fünfte, Leo der Zehnte, Paulus der Dritte, und alle übrigen dictatorischen Bestandtheile der kathol. Kirche waren auch Menschen, die auch nur nach Sachkriterien entscheiden konnten — ausser wenn sie für gut fanden, auf den ächten heiligen Geist, d. i. die Eingebungen einer geläuterten, gesunden Vernunft Verzicht zu thun, und durch den Glauben Weiß schwarz, und Schwarz weiß zu — brennen.

Hr. Neuner hatte nämlich einen gewissen Herrn im Sinne, der ihm so eine Parthie für Thereschen zu seyn schien. Diesen Menschen, den stupidesten Dummkopf und gröbsten Bengel auf Gotees Erdbo-den, hatte er schon von weitem vorgeschlagen, war aber abgewiesen worden. Alles das hab ich nachher erfahren. Da ich ihm indeß in dieser Rücksicht im Wege stand; so suchte er mich zu untergraben: was er dazu für Mittel gebraucht habe, will ich bald melden.

In dieser Lage ging ich meinen Baron an. Hier ist unser Gespräch, woraus man die philoso-phische Denkungsart dieses rechtschaffenen Ritters erkennen kann.

Baron: Ja, Bruder, das Unterbringen, so auf der Stelle, ist nun so eine Sache: ich weis dir, mein Seel'! nicht zu rathen!

Ich: Nicht? Und hast Freunde von Einfluß? Deinen Oheim, den Domherrn — deinen Va-ter —

Baron: Ja freilich: aber im Erzstift! du weist ja, Bruder Herz, kein Protestant kann da ankommen!

Ich: Wohl! Wie aber, wenn ich katholisch würde?

Baron (erstaunt): Du — katholisch?

Ich: Warum nicht!

Baron: Weil du 'n gescheuter Kerl bist: weil du 'n Freigeist bist: — weil du scheinst Ehre im Bauch zu haben.

Ich: Ist's denn so unehrlich, wenn man die Religion ändert?

Baron: Allerdings, wenns geschieht, um Geld, Amt, oder 'n Mensch zu bekommen. Pfui! (spuckte aus).

Ich: Aber, Bruder, wenn man glücklich wer: den kann! —

Baron: Ei was! Glücklich kannst du doch werden: brauchst nicht gerade erst einen Lumpen: streich vorzunehmen. Ja wenn du bei'n Lutheranern verfolgt würdest, oder sie dir deine natürliche oder bürgerliche Freiheit widerrechtlich beschränkten, dich drückten, oder dir dein ruhiges Fortkommen unter sich erschwerten: da ließ ichs noch gelten; aber so — kann ichs unmöglich billigen. Ich bitte dich daher, schweig mir von den Possen still! Und führst du ja so etwas aus, so sag ich dir gerade ins Gesicht: wir sind geschiedne Leute!

Also wars mit Fr... nichts. Ich suchte ihn zwar noch auf andre Gedanken zu bringen; aber er blieb unbeweglich. Mit schwerem Herzen ging ich also wieder nach meiner Station.

Der Pastor Reuner, statt für mich zu agi: ren, fing nun an, gerade entgegengesezte Maaß:

regeln zu ergreifen. Er bemühte sich, meine Lebensart und meinen Karakter bei meinem Mädchen anzuschwärzen, und mich als einen schuftigen Kerl darzustellen. Aber da kam er schön an! Thereschens Neigung nahm dadurch nur zu. Das schlaue Mädchen merkte seine Absicht, und schlug sie mit der Erklärung nieder: daß, wenn ich ihr nicht zu Theil werden könnte, es auch kein Anderer je werden sollte, am wenigsten der von ihm vorgeschlagene Mensch. Bei Theresens Vater fanden seine Beschreibungen schon mehr Eingang; aber doch ließ sich der Alte nicht bewegen, seine Tochter zu etwas zu zwingen: zum guten Glück war der angetragene Herr auch ihm unausstehlich.

Meister Neuner verzweifelte schon an dem Fortgang seines Geschäfts, besonders da er erfuhr, daß ich den Herrn Amtmann öfters besuchte, und er mich jedesmal freundlich aufnähme. Lange verbarg man mir Neuners Tücke, bis endlich Thereschen mir rieth: mich vor dem Pfaffen in Acht zu nehmen: so und so spräche er von mir, und das und das wäre seine Absicht. — Ich ward grimmig böse über den Grobian, und schrieb ihm gleich einen Brief voll Gift und Galle, worin ich ihm die derbsten Titel beilegte. Dies würkte beim Pfaffen: er begab sich sogleich zu meinem Vater, und verrieth den ganzen Handel. Dieser wurde nur noch mehr gegen

mich aufgebracht, und schickte mir ein lateinisches Billet, worin er mir befahl, sogleich zu ihm zu kommen, um ihm Rechenschaft über eine Sache abzulegen, welche er wegen der Größe der Bosheit nicht glauben könnte.

Ich erschrack freilich sehr über dies Zettelchen, und konnte mich durchaus nicht entschließen, der Einladung meines Vaters, den ich schon seit einigen Monaten nicht gesehen hatte, Gehör zu geben. Ich antwortete also kurz: mir wäre nicht recht wohl; sobald mir aber besser seyn würde, käme ich gewiß.

In der Beklemniß meiner Seele lief ich zu Thereschen: aber auch da war ein großer Brief von meinem Vater. Ich konnte das Ding nicht aushalten. Der alte Amtmann gab mir harte, sehr harte Reden: Thereschen schwam in Thränen, und ich stand da, wie vom Bliz gelähmt und sprachlos.

Endlich lief ich fort, und ging zum Schulzen, wo ich meine Grillen im Wein zu tödten suchte. Gegen Abend fuhr ich ab, und traf mein Mädchen noch einmal auf meinem Wege, eine halbe Stunde von ihrem Dorfe. Wir sprachen wenig, und weinten desto mehr. Therese versprach mir, auf keinen Fall in Pastor Neuners Vorschlag einzuwilligen, und mir treu zu bleiben. Das edle Mädchen hat auch Wort gehalten: Mosjeh Firlefanz bekam den Abschied; und vor fünf Jahren, als ich in der Pfalz

war, war Thereschen noch ledig. Ich weis, daß mehrere um sie geworben haben, weis aber auch, daß sie jeden Antrag dieser Art verbethen hat. Ich bin nicht stolz genug, dies ihr standhaftes Betragen ihrer Liebe gegen mich zuzuschreiben: aber etwas muß doch mein Andenken dabei bewirkt haben. Und so bedaure ich diese Edle, Verlaßne jezt um so mehr, je abscheulicher ich mir bei dieser ganzen Geschichte selbst erscheine. Doch genug von einer Materie, an welche ich ohne den innigsten Schmerz nie denken kann. Die Reue geht wahrlich Schritt für Schritt hinten drein, wenn wir im vollen Galop dumme Streiche gemacht haben; nur Schade, daß es meist zu spät ist, sie zu verbessern, wenn wir sie recht erkennen! —

Drittes Kapitel.

Eine Reise à la Don Quixote.

Der Baron F.... ward noch endlich mein Trost in dieser meiner Verlegenheit, welche mir Zentner schwer auf dem Herzen lag. Gedrängt von innen und außen besuchte ich ihn neuerdings, und erzählte ihm alles, was mir begegnet war, und was

ich noch weiter befürchtete. Der Baron schien anfänglich gerührt, legte aber die ganze Sache bald auf die leichte Achsel, nahm mich mit in Dillmanns Garten, und wuste da so viel Schnurren und Schnaken anzugeben, daß ich beim Wein — Vater und Thereschen und Verlegenheit und alle Welt vergaß, und so selig ward, als irgend ein Rathsherr in Abdera je seyn konnte. So ging das Leben einige Tage fort. Darauf gab mir Herr von F.... zu verstehen, daß ich ihn bald nach Strasburg begleiten sollte, und daß wir da hoch leben würden. Das Ding gefiel mir: ich sagte sogleich ja, und nahm meinen Rückweg nach Gundersblum.

Einige Tage hernach erschien mein Herr von F... und forderte, daß ich sogleich aufpacken sollte: es ginge vorwärts. Herr von Goldenberg sah es freilich nicht gern, daß ich ihn, seine Jagden und und seinen Keller verlassen wollte; aber er muste es schon geschehen lassen, und sich damit trösten, daß ich bald würde zurück kommen. Ich hatte dies auch ernstlich im Sinne; denn damals ging eben der Prozeß der Grafen von Leiningen mit dem Fürsten dieses Namens zu Ende: die Linanges d'Italie, wie man sie spottweise nannte, hatten endlich nach vieler Noth und Mühe ihre Ansprüche auf die Grafschaften Gundersblum und Heidesheim geltend gemacht. Auch hatte schon zu meiner Zeit Joseph II. in der

Sache gesprochen, und die Herren Grafen in den Besitz ihrer Länder setzen wollen: allein Se. Durchlaucht, der Fürst von Leiningen-Dachsburg, waren ein intimer Freund von Sr. Durchlaucht, dem Herrn Kurfürsten von der Pfalz, und wegen dieser Freundschaft wurde die Uebergabe der Grafschaften lange verschoben. Sie ging erst nach meinem Abzug aus jenen Gegenden vor sich.

Nun war mein Vetter Laukhard, bisheriger Sekretär der Frau Gräfin von Wartensleben in Mainz, mit den prätendirenden Grafen bekannt geworden, und diese hatten ihm die erste beste Stelle zugesagt, wenn sie erst würden in den Besitz ihrer Grafschaften gekommen seyn. Die Herren haben auch Wort gehalten, und mein Vetter ist jezt ihr Hofrath, hat auch durch ihre Vermittelung ein Mädchen weggekapert mit 24000 Gulden Rheinisch. Ich gönne es ihm e)! Da war es denn eben so dumm nicht, darauf zu rechnen, daß ich durch seine Hülfe einmal im Leiningischen mein

---

e) Es ist freilich keine Ehre, nach Geld zu freien. Dies geschieht aber nirgend so stark, als in der Pfalz. Geld macht da des Mädchens Hauptverdienst aus; und kein Geld haben, und eine alte Jungfer werden müssen, ist beinahe einerlei. Schönheit, Sitten, Geschicklichkeit kommen da wenig in Anschlag. Und daraus erwachsen denn mit der Zeit — Hörner.

Glück machen würde. Freilich, so lange die Ländchen unter dem Herrn Fürsten von Leiningen blieben, war daran nicht zu denken. Der Superintendent zu Dürkheim an der Hard, Herr Klevesahl, ein armer Sünder in allem, was Wissenschaft heißt, welcher auf den Herrn D. Bahrdt gefolget war, und gegen diesen in mancher Rücksicht abscheulich abstach, war ein Patron des im ersten Bande dieser Biographie beschriebenen Magisters Weitmaul, und folglich mein abgesagter Feind. Herr Hofrath Rühl hatte zwar, nach der Bahrdtischen Katastrophe, auch an mich geschrieben, und mich ersucht, in Heidesheim eine Lehrstelle anzunehmen. Allein das ganze Luftschloß stürzte bald vollends ein, und aus meiner Lehrstelle wurde nichts. Meine Hoffnung war also nur noch auf die Grafen von Leiningen gerichtet.

Ich reisete indeß mit F... über Neustadt, Landau und Hagenau nach Strasburg. Gleich über Neustadt geht das französische Gebiet an. Ich halte mich mit Reisebeschreibungen nicht gern auf, und will also auch die treflichste aller schönen Gegenden, welche man dort Landes antrift, nicht beschreiben. Ludwig XIV. war kein Narr, daß er den Elsaß wegnahm! — Ich war schon mehrmals in diesen Gegenden gewesen, hatte die Stadt Strasburg mehrmals gesehen; aber so innig vergnügt

hatt' ich dort noch nie gelebt, als damals in der Gesellschaft des Barons von F....

In Landau verließ mich eines Abends beim Schlafengehen der Baron, und gestand mir den folgenden Morgen, er habe in der Beschließerin Kammer die Nacht zugebracht. Auf der Rückreise kampirte gar die Beschließerin im Bette des Barons in demselben Zimmer, worin auch ich, obschon in einem andern Bette, lag. Das nimmt man bei den Franzosen — und die Landauer fangen schon an, nach Franzosen Art zu thun — nicht übel.

In Strasburg nahmen wir unser Quartier im Gasthofe, dem Tiefen Keller. Ich habe schon gesagt *f*), daß meine Mutter eine Enkelin des ehemaligen berühmten Strasburgischen Juristen, Johann Schilters, gewesen sey. Dieser Mann hatte sich nicht nur um die Wissenschaften überhaupt, sondern auch ins besondere um die Stadt Strasburg so verdient gemacht, daß sein Andenken daselbst hochgehalten wird. Eben diese Renommee meines Urgroßvaters hat mir in mehrere vornehme Gesellschaften den Weg gebahnt. Meiner Mutter Vater, d'Autel, hatte noch Brüder in Strasburg gehabt, deren Kinder und Verwandte recht vetterlich mit mir

---

f) Theil I. S. 7.

umgingen; aber dem Baron F.... gefiel diese Wirthschaft nicht. Die Philisterei, sagte er, ist mein Tod: laß das verdammte Philisterzeug gehen; hast ja sonst Bekanntschaft! Ich muste ihm nachgeben und durfte nur höchst selten meine Verwandte besuchen.

Der, im ersten Bande genannte Hofprediger, Herrenschneider, der jezt in Strasburg an der Jakobskirche bestellet war, begegnete mir einmal auf der Straße, als ich in Begleitung des Barons und eines Herrn von Gymnich herum ging. Er schaute mir derb ins Gesicht, und als ich einige Schritte fort war, stand er still und sah sich um. Gymnich, dem dies auffiel, ging trotzig auf ihn zu und fragte; was er wolle? — Ich meyne da einen Herrn zu kennen, der bei Ihnen ist. — So? welchen denn? — da den im braunen Rock! — Ich ging nun auch hinzu, und siehe da, es war der Herr Herrenschneider, der mich höflich bat, ihn in seiner Behausung zu besuchen, und hinzufügte: daß er an der Uneinigkeit, worin er mit meinem Vater gelebt hätte, aus christlicher Liebe nicht mehr dächte. Ich wollte etwas erwidern; aber Baron F... kam mir zuvor. Herr Pastor, sagte er, Laukhard soll Sie nicht besuchen: wir sind nicht gekommen, unsre Sünden in Strasburg zu beichten. Adieu, Herr Pastor! Mit diesen Worten ließen wir den Pfaffen

stehen, der gewiß das strasburgische Anathema über uns wird gesprochen haben.

Unsre Gesellschaften waren meistens französische Officire, womit uns Herr von Gymnich bekannt machte. Dieser Herr von Gymnich ist ein gebohrner Mainzer, ein Anverwandter des jetzigen Mainzischen Kommendanten gleiches Namens, ein biederer rechtschaffener junger Mann; aber voll Leichtsinn, und französischer Flatterhaftigkeit. Er stand damals als Lieutenant bei einem Infanterieregimente in Strasburg, Royal Conflant. Die französischen Officire zeichnen sich in allen Stücken sehr vortheilhaft aus. Ich habe einige kennen gelernt, welche es in den Wissenschaften weit gebracht hatten: Mathematik, Geschichte, Erdbeschreibung, und Zeichenkunst sind die gewöhnlichen Kentnisse eines jeden französischen Officiers, ja viele sind gar Meister in einigen dieser Kenntnisse. Der Graf Massineau in Strasburg ist Verfasser einer Schrift über die Minirkunst, welche ihres gleichen sucht: die größten Kenner der Kriegswissenschaften geben ihm dieses Zeugniß. Jeder Officier hat seine Bibliothek, worin man freilich viel leichte Waare, aber doch auch die Werke eines Moliere, Racine, Montesquieu, Voltaire, Rousseau, Boileau, la Fontaine, Helvetius und andrer großer Männer antrift: und diese Bücher stehen nicht blos auf dem Pulte: sie werden

auch gelesen: die schönsten Stellen wissen die Herren auswendig, und wissen sie recht geschickt anzubringen. Ich habe mich oft gefreut, wie ganz junge Officire von 15 bis 16 Jahren die herrlichsten Stellen aus Voltärs, Russos, oder andrer Autoren Schriften, ohne alle Pedanterie, in ihren Unterredungen einzuschalten wusten. Daran aber ist die edele Erziehung Schuld, welche man in Frankreich dem jungen, zum Militärstande bestimmten Adel zu geben sucht.

Die Lebensart dieser Herren ist äußerst fein, und ihre Sitten so einnehmend, so gefällig, daß ich mich gar nicht wundre, daß ein französischer Fähndrich einen deutschen Grafen beim Frauenzimmer ausstticht, wie sichs oft zugetragen hat. Diese Leute haben keinen Ahnenstolz, und bilden sich auf ihren Adel ganz und gar nichts ein. Ich bin von vielen, die ich gekannt habe, recht freundschaftlich behandelt worden. Grobheit und Unhöflichkeit ist da weit weg.

Die Ehre eines französischen Officiers besteht einzig und allein in der genauen Erfüllung seiner Pflichten, gerade wie ehemals in Athen und in Rom, wo nur der Ehre genoß, der seiner Pflicht aufs genauste entsprach. Den Dienst versäumen, wider seine Schuldigkeit fehlen, heißt in Frankreich sich prostituiren. Man sprach damals von einem

Kapitän, welcher seinem Obersten widersprochen hatte, und deswegen auf vier Monate auf die Citadelle gekommen war. Niemand entschuldigte den Kapitain; und als ich einige Anmerkungen zu seiner Vertheidigung vorbrachte, antwortete mir ein funfzehnjähriger Officier: ich verstände die Sache nicht: was wider die Subordination wäre, wäre eben dadurch malhonnete. Ein Officier, welcher sich den geringsten unredlichen Streich zu Schulden kommen läst, wird kassirt: man kann ihn auch nicht in Diensten lassen: denn alle andre Officire würden sich gegen ihn verschwören, und er würde genöthigt werden, bei Nacht und Nebel abzufahren. Zu dergleichen unredlichen Streichen gehört das manquer de parole: daher gilt auch das Wort eines französischen Officiers mehr als Priesterwort und deutsche Cavalliersparole. Niemals hat ein Officier einem Soldaten, oder Rekruten etwas versprochen, das er hernach nicht gehalten hätte.

Das ist wahres rühmliches point d'honneur, womit sich aber auch viel falsches point d'honneur vereinigt. Dahin gehören die häufigen Balgereien, die sich sehr oft mit einem gewaltsamen Tode endigten. Ein hiziges beleidigendes Wort, ein Vous avez menti (Sie haben gelogen) ist hinlänglich, einen Duel anzuzetteln. Daher gehen diese Herren auch auf die höflichste Art mit einander um, und bei

handeln sich, als hätten sie alle die höchste Achtung gegen alle. Das Dutzen ist unter ihnen nicht gebräuchlich: es scheint auch gegen das Genie der französischen Sprache zu seyn: und Raillerie muß sehr fein getrieben werden, wenn sie Statt haben soll. Neckereien und Aufziehereien, oder gar grobe Worte, würden augenblicklich Händel erregen; deswegen werden sie gar nicht gehört.

Von Statur sind diese Herren alle gut gebildet: kleine unansehnliche Leute findet man unter ihnen nicht.

Die Religion der französischen Officire ist — Freigeisterei und zwar voltärische. In ihren Zirkeln wird derb über alles gespöttelt, was beim Pöbel und bei Pfaffenfreunden für heilig gilt. Sie hören indeß doch Messe, wenn sie katholisch sind g). Die Protestanten besuchen gar keine Kirche. Ich fragte einmal einen katholischen Officier: warum er

---

g) Die jesuitische Intoleranz, welche in den lezten Jahren Ludwigs XIII. und XIV. und unter der ganzen schwachköpfigen Regierung Ludwigs XV. Frankreich geplagt hat, konnte sich niemals über die Armee erstrecken. Da hat zu allenzeiten Religionsfreiheit statt gehabt; und viele Protestanten haben da ansehnliche Posten bekleidet. Ganz anders wars in Spanien, Portugal und Sardinien, wie auch auch sonst in Oesterreich und noch jezt in — Baiern.

in die Messe ginge, da er doch den Stifter der christlichen Religion für einen Bastart hielte? Das ist so Mode, erwiederte er, und die Mode muß man mit machen! —

Meine Leser mögen mir diese Digression nicht übel nehmen: ich war sie den Herren schuldig, welche mich damals in Strasburg so herrlich behandelt haben. Daß heut zu Tage einiges anders ist, weiß ich: aber an wem liegt die Schuld?

Quidquid delirant Reges, plectuntur Achivi!

Die Koffehäuser waren die Oerter, wo wir gewöhnlich hingingen, uns zu zerstreuen. Wir spielten Billard, tranken früh Ratafia und Nachmittags Wein und Koffe. Das Tabackrauchen ist dort nicht sehr gewöhnlich; und wenn ich länger in Strasburg geblieben wäre, — meine Pfeiffe hätte den Abschied bekommen. Abends sezten wir uns in irgend eine Kneipe, wo es lustig herging: da wurde gesoffen, getanzt und um zwölf oder ein Uhr nach Hause gegangen. Aus diesem Geständniß sehen meine Leser, daß ich mich damals um kein Haar gebessert hatte, und auch noch nicht auf dem Wege war, es zu thun.

Viertes Kapitel.

Strasburger Universität, Pfafferei, Kontroverspredigten und andere Raritäten.

Strasburg hat vor Zeiten in allen Fächern große Männer gehabt. Die Litteraturgeschichte nennt uns die Namen derer, welche in den ältern Zeiten den Wissenschaften dort Ehre und Wachsthum verschaft haben. Aber leider hat sich heut zu Tage dieser Ruhm nur in der einzigen medicinischen Facultät noch erhalten: denn wer kennt die Namen eines Spiel: manns und Lobsteins nicht? In der Theologie, in der Juristerei und Philosophie sieht es gräulich aus. Die Ursachen dieses Uebelstandes sind nicht schwer zu entdecken. Die Lehrstellen werden hier noch weit ärger besezt, als in Giessen oder Heidelberg. Da ists doch nur hergebracht, daß man blos Landes: kinder zu Professoren befördert; in Strasburg aber ist das gesezlich. Alle Lehrer dieser theuren Univer: sität sind folglich lauter Strasburger Grüzköpfe, vorzüglich bei den Protestanten.

Zu meiner Zeit waren Lorenz und Beykert die Matadors in der Theologie: zwei erzunwissende Phantasten und äußerst intolerante Köpfe. Man lese folgendes! Ein halb heller Prediger, Stober,

trug einst den erzkezerischen Satz auf der Kanzel vor: „daß das Gute, was man bei den Heiden fände, auch von dem heiligen Geiste herkäme und eine Wirkung der göttlichen Gnade wäre.“ Diese kezerische Aeußerung machte großes Aufsehen und Lorenz wollte durchaus, daß Stober abgesezt werden sollte. Dieser konnte sich nicht anders retten, als daß er auf der Kanzel widerrief, und den schönen Tod des Sokrates und des Leonidas, die Tugend des Cato und den Edelmuth des Fabricius für lauter Veranstaltungen des leidigen Beelzebubs ausgab! Seit jener Zeit ist Stober behutsamer geworden und hat die symbolischen Bücher besser studirt.

Lorenz predigt auch stark gegen die hohen Hauben, Federn und Hüte der Frauenzimmer, wie auch wider die Schlittenfahrten und Bälle. Alle diese Dinge und noch mehr andere, legte er aus als gräuliche Verführungen des Satanas und als Zeichen des jüngsten Tages. Alle Sonntage fährt er auf dergleichen Sachen los, und verkündigt allen, die da tanzen oder Schlitten fahren, die ewige Verdammniß.

Beukert ist nicht um ein Haar besser. Er predigt rosenkreuzerisch und schimpft mit unter auf die Pariser Moden.

Die Universität selbst ist in den kläglichsten Umständen. Juristen sind beinahe gar keine da und

nur wenig Theologen. Diese sind lauter Schanzer, welche sich mit Informiren durchhelfen müssen [h]). Diese theologischen Studenten sind das non plus ultra aller Schmutzerei. Sie sitzen Mittags und Abends in den Schmudelbuden oder Garküchen, verzehren da für einige Sous Gemüse und Fleisch, und sind gekleidet, wie weiland Donkischots Schildknappe.

Hier werden manche Leser stutzen und fragen: wie es möglich sey, daß in einer Stadt, wo so viel guter Ton, so viel Galanterie herrscht, die Studenten doch so ein schmutziges Leben führen? — Aber Geduld! ich werde das Räthsel lösen. Der gute Ton in Strasburg findet sich blos bei Katholiken und solchen Lutheranern, die eigentlich zur Bürgerschaft nicht gehören. Alle andern hängen an der alten Mode, wovon sie nicht abweichen, aus Furcht, alle ihre Privilegien zu verlieren, sobald sie sich nach französischer Sitte gewöhnen würden. Daher spricht auch ein Strasburger Philister selten französisch, wenn er es auch noch so gut sprechen kann, und die Bürgermädchen tragen noch ihre geflochtenen Zöpfe

---

h) Schanzen heißt auf gut Strasburgisch: Kinder informiren; daher Schanzer ein Informator. Sonst bedeutet schanzen in der Pfälzer Sprache — Frohndienste zur Strafe thun. — Sehr bedeutend für die armen Pädagogen!

wie vor zweihundert Jahren. Unsere Wirthstochter war ein artiges Ding; aber die verfluchten neun und neunzig Zöpfe auf dem Kopf verstellten sie ganz. Ich sprach davon mit der Mutter und rieth ihr, ihrer Tochter einen andern Kopfputz anzuschaffen. Ach, behüte Gott! antwortete die Alte, ich sollte meine Tochter zur Hure machen? — Man denke an die Logik der Strasburger Philister!

Der Student, welcher als Schanzer bei einem Philister von der Art steht, muß sich aufs niedrigste behandeln lassen. Er muß seinen Prinzipal, den Herrn Fleischer, Schuster, Schornsteinfeger u. s. w. allemal auf einen hohen Fuß behandeln. Daß er einen solchen Kloz nie anders anreden dürfe als: „Um Vergebung, mein Herr, wenn es Ihnen gefällig wäre, mir die restirenden zwei Sols auszuzahlen!“ — das, sage ich, versteht sich von selbst, wenn man die Herren Philister solcher Städte überhaupt nur ein wenig näher kennt. Daß aber der Strasburger Philister seinen Schanzer par Extraktirt, ihm ganz unten am Tische seinen Plaz anweißt, und sein philistrisches Uebergewicht bei jeder Gelegenheit fühlbar macht, das ist abscheulich und nicht bei allen Philistern anderer Oerter so. Wehe aber allemal dem Studenten, der der Gnade der Philister leben soll!

Auf diese Art müssen die theologischen Studenten in Strasburg kleinmüthig und niederträchtig werden. Ich wiederhole: die Beneficiar-Studirereien taugen überhaupt wenig; und wenns auch Exempel giebt, daß der eine oder andere Beneficiat ein großer Mann geworden ist; so sind doch gegen Ein solches Exempel allemal zehn andere vorhanden, welche beweisen, daß nichts eher niederträchtig und schlecht und weggeworfen macht, als eben Beneficien. Der verstorbene Herr von La Roche, Vater des jezt noch in Berlin lebenden Majors dieses Namens, sagte einmal in einer Gesellschaft, wo ich zugegen war, beim Anblick eines Kandidaten: „der hat gewiß in Strasburg studirt; ich sehs an den Komplimenten: denn gerade solche tiefe, demüthige Bücklinge fordern die Strasburger Philister.“

Mediciniſche Studenten giebt es dort auch wenig; aber desto mehr Barbiergesellen. Im Jahr 1780, wenn ich nicht irre, war ein großer Krieg in Strasburg zwischen den Medicinern und Barbierern; allein leztere siegten wegen ihrer Menge. Lobstein versagte hierauf den Balbierern seine Kollegien, auch Spielmann und andere: allein der hochweise Magistrat zwang sie, nach wie vor den Bartphilosophen aufzuwarten. Ich habe auch bei damaliger Gelegenheit ein Pasquill gelesen: der gebrandmarkte Bartkratzer, betitelt. Sonst

muß man gestehen, daß für die Chirurgie, Anatomie und Hebammenkunst ganz vortrefliche Anstalten in Strasburg getroffen sind.

Schlägereien fallen unter den Strasburger Studenten gewöhnlich nicht vor. Solche Sachen überlassen sie sehr klüglich dem Militär. Ueberhaupt spielt der dortige Student keine Rolle: er wird von allem, was ihn umgiebt, überglänzt, so daß man ihn gar nicht bemerkt.

Es ist in Strasburg gewöhnlich, oder vielmehr es ist erforderlich, daß der Student, wie auch der daselbst lernende Barbiergeselle, sich einen Beichtvater halte, und zu gesetzten Zeiten zum Nachtmahl gehe. Wer das nicht thut, wird zum Rector gefordert, und wenn er dann noch nicht hinget, wird er exkludirt, d. i. es wird ihm verboten, ferner Kollegia auf der Lutherischen Universität zu hören. Relegiren oder Stadtverweisen kann die Universität niemanden: das gehört für die andere Obrigkeit.

So sieht die Universität aus! Indessen giebt es doch in Strasburg manche gelehrte Männer, unter denen auch damals Einer Lutherischer Professor war. Er heißt Schweighäuser, und ist ein recht guter Philolog. Herr Brunk, hernach Herr von Brunk, und jezt wieder Herr Brunk, ist als ein großer Kenner antiquarischer Ueberbleibsel und als

ein mächtiger Kritikus, besonders im Griechischen bekannt. Seine Verdienste um den Sophokles und andere Alten, sind unsterblich.

Zu den Zeiten der Jesuiten hatten diese Herren das ganze katholische Studium in Strasburg unter sich. Da mags denn auch hergegangen seyn, wie an allen Orten, wo die Jesuiten den Meister gespielt haben. Zu meiner Zeit hatte der Cardinal von Rohan eine Art von Seminarium für Theologen angelegt. Die übrigen katholischen Schulen waren unter den Händen der Piaristen. Jetzo mags freilich besser seyn, da Herr Eulogius Schneider und Herr Dorsch in Strasburg auf der katholischen Universität — die freilich keine autoritatem imperatoriam hat, als gar helle Köpfe hervorstechen.

Zu den Zeiten der Jesuiten war alle Sonntage, Nachmittags eine Kontroverspredigt in der Domkirche, oder dem sogenannten Münster. „An diesen Predigten nahm der Pöbel den wärmsten Antheil und jubelte oft laut auf! Sie wurden von zwei Jesuiten geführt, davon einer, der die römische Kirchenlehre in Schutz nahm, auf der Kanzel; der andere aber, der den Sachwalter der Protestanten spielte, unten stand. Da wurde nun geschimpft und gespektakelt, daß der Pöbel in einem fort lachte, und die armen Protestanten immer den Kürzern zogen. Nach dem

Fall der Jesuiten trieben andere Geistliche dies jesuitische Farcenhandwerk, aber seltener und ohne den Opponenten, obgleich immer noch nach einem Avis ans Publikum in der Zeitung. Jezt wirds freilich ganz eingestellt seyn.

Nun auch ein Wort von den Strasburger Galanterien! Privilegirte Bordelle giebt es da nicht, aber doch heißt die Zahl der Häuser Legion, worin man seiner Sinnlichkeit ein Opfer bringen kann. Einige sind sehr bekannt. Der Lieutenant Gymnich kam eines Morgens zu uns, und fragte, ob wir Nachmittags mit ins gelbe Kreuz wollten? Wir versprachens und ich stellte mir vor, das gelbe Kreuz sey ein Orr, wie andere, die wir bisher besucht hatten, ein Gasthof oder ein Kaffeehaus.

Gymnich kam des Nachmittags, uns abzuholen; und da Herr von F... noch Briefe zu schreiben hatte, so ging ich allein mit. Wir kamen in ein ziemlich artiges Haus vor dem Thor, wo eine alte Madam uns in einem Salon ganz artig empfing. Gymnich forderte eine Bouteille Wein und ging, nachdem er ein Glas davon getrunken hatte, zur Thür hinaus. Ich wartete über eine halbe Stunde auf seine Zurückkunft, und war schon mit meiner Flasche am Ende, aber mein Gymnich kam nicht. Ich fragte, was der Wein kostete? Sechzehn Sous, war die Antwort. Das befremdete mich gar sehr,

da es Wein war, der an andern Orten kaum sechs Sols kostete. Ich bezahlte indeß. Jezt begegnete mir der Baron von F.... Wo willst du hin? fragte er. Fort! sagte ich. Gymnich hat mich sitzen lassen und ist davon gegangen: weiß nicht, weshalb ers gethan hat! Das laß du gut seyn, antwortete er und zog mich zurück. Er forderte Wein. Ich stellte ihm vor, daß der hier nicht tauge und obendrein weit theurer sey als anderwärts; aber er ließ sichs nicht anfechten. Nun kam Gymnich und brachte drei Frauenzimmer mit, die er uns mit den Worten vorstellte: Voilà Mesrs. les demoiselles de la maison! Ich stand auf und machte meinen Lorenz, worüber die Mädchen beinahe überlaut gelacht hätten. Sie sezten sich und waren so sittsam, daß ich gar nicht muthmaßte, wer sie eigentlich waren. Endlich redete Gymnich sie und mich in solchen Ausdrücken an, daß ich jezt begrif, was für ein Tölpel ich gewesen war, der anfänglich nichts gemerkt hatta. Aber wer hätte hier auch an ein solches Kreuzerfindungsfest denken sollen! Alles so vornehm, so sittsam! Ich holte indessen meine Zotologie hervor und benutzte sie so schön, daß die Frauenzimmer mir nicht ungeneigt zu werden schienen.

Gegen Abend wurde dieses lüsterne Haus ganz frequent. Personen aller Art versammelten sich in Menge, und das asotische Leben dauerte so fort

bis gegen Tag, wo wir uns denn auch weg begaben. Die Policei läßt allerdings dann und wann visitiren; aber diese Visitationen gehen nicht weiter als die zu Frankfurt am Main [i]).

Auſſer den unzüchtigen Dirnen, welche zu Strasburg in berüchtigten Häuſern leben, läuft noch eine Menge des Abends auf den Straßen herum, vor welchen man ſich aber in Acht nehmen muß. Einmal ſind ſie meiſt alle über und über veneriſch, und dann haben ſie die ſchöne Gewohnheit, die Fiſecken ihrer Galans zu viſitiren und mit dem, was ſie finden, fortzulaufen. Ueberdies läuft man auch noch Gefahr, von der Patrouille, oder ſonſt einer Polizeiwache ertappt und eingeſteckt zu werden.

Die Sprache der Strasburger iſt deutſch, aber das jämmerlichſte Deutſch, das man hören kann, in der allergröbſten, widerlichſten, abſcheulichſten Ausſprache. Hoſcht, Beſcht, Madeli, Bubeli, u. ſ. w. iſt Strasburger Dialekt. Auch Vornehme ſprechen ſo, und der Pfaffe auf der Kanzel ſpricht vum Herr Jeſſes Kreſchtes. Die Sprache iſt hier noch zehnmal gröber als in der Pfalz. Sehr viel Franzöſiſch wird indeß da auch geredet, beſonders beim Militär. Das ſonſtige Strasburger

---

i) Siehe Th. 1. S. 64.

Französische taugt eben nicht viel, und der Accent ist vollends gar nichts nütze.

Fünftes Kapitel.

Der Himmel wird etwas heiterer.

Ich hatte beinahe fünf Wochen in Strasburg zugebracht, als ich einen Brief von meinem Vater erhielt, dem ein anderer vom Pirmasensischen Regierungsrath Stauch beigelegt war. Herr Stauch meldete mir, daß er mich seinem Herrn, dem Landgrafen, von neuem mit Erfolg empfohlen hätte; und obgleich die üblen Gerüchte über mich einen nachtheiligen Eindruck gemacht hätten, so sollte ich doch nur getrost seyn: die Darmstädter Herren würden mir nicht schaden können. Ich freute mich, daß ich noch Freunde auch unter solchen fand, die mir helfen konnten; denn andere hatte ich mehr als zuviel. — Mein Vater schrieb mir, ich sollte bald zu ihm kommen, das Vergangene sollte vergessen werden, wir wollten wieder gute Freunde seyn, er hätte ein Mittel aufgefunden, mich auf den Weg des Glücks zurück zu bringen. — Der Brief meines Vaters war über die Maßen sanft abgefaßt. Nicht

einen einzigen Vorwurf, auch nicht eine harte Redensart enthielt er. Zugleich hatte er sechs Karolins beigelegt und ließ den Herrn von F... bitten, ja mit nach Wendelsheim zu kommen, wo er sich seiner Schuld gegen ihn entledigen wolle.

Ich kannte F... zu gut, als daß ich ihm diese Aeusserung hätte hinterbringen dürfen; sonst würde er mich gewiß nicht nach Wendelsheim begleitet haben. Ich sagte ihm daher weiter nichts als: ich müßte fort; zeigte ihm Hrn. Stauchs Brief und bat ihn, mich reisen zu lassen. Warum denn nicht! war die Antwort. Ich bin ja bloß darum hergereist, um dich aufzuheitern! da nun dein Stern wieder zu leuchten anfängt, so bin ichs herzlich gern zufrieden, daß du zurück kehrst, und ich begleite dich mit Vergnügen.

Es fand sich, daß wir im tiefen Keller für fünf Wochen 139 Gulden bezahlen mußten. F... bezahlte sie, ohne daß ichs wußte; und hätte ichs auch gewußt, so würde ich doch meinen Theil nicht haben zahlen können. Ich hatte ja mit meines Vaters Karolins höchstens nur 80 Gulden, und dann war eine Reise zu machen, welche auch viel kostete. Ich trug also F... an, wenn er mit etwa 40 Gulden zufrieden seyn wollte, so könnte ich die wohl entbehren; nachher würde ich schon für seine fernere Befriedigung sorgen. Aber da kam ich schön an!

„Denkst du, dummer Kerl, daß F... so ein Flegel ist, und dich zu einer Reise beschwazt und am Ende dich bezahlen läßt? Meinst du, daß F.... nicht so 'n Bettel für Kleinigkeit hält? Rede mir kein Wort weiter, oder hol mich der Teufel! wir erzürnen uns." — Ich bin überhaupt dem edlen Baron F... viel schuldig: werd's aber freilich in diesem Leben wol nicht bezahlen können: anzeigen muß ichs indeß doch, damit er sieht, daß ich seine Wohlthaten nicht vergessen habe.

Wir brachten noch einige Tage äusserst vergnügt in Strasburg zu, und machten uns alsdann auf den Weg nach Wendelsheim.

Mein Vater empfing uns sehr freundlich und mit einer Herzhaftigkeit, welche ich lange an ihm nicht gesehen hatte. Das Ding drang mir in die Seele. Am ersten Abend fing F... an, eine Apologie für mich zu machen; aber mein Vater versicherte, daß er alles vergessen habe, daß er nichts sehnlicher wünsche, als meine Besserung; versorgt und glücklich würde ich schon werden, wenn ich nur wollte klug seyn. Ich hätte nun meine Hörner abgelaufen und könnte schon aus eigner Erfahrung Klugheitsregeln hernehmen. — Mein Vater sprach noch viel über diese Materie, und seine Worte machten damals Eindruck auf mich; aber leider nicht für die Dauer. Hernach bat er den Baron, ihm anzuzei-

gen, was er für mich bei unserer Lustreise — so nannte der ehrliche Mann unsre Fahrt — ausgelegt hätte, er wolle es herzlich gern ersetzen. Aber F... drohte, noch die Nacht unser Haus zu verlassen, wenn noch ein Wort der Art geredet würde; und so bliebs beim Alten.

Nach des Barons Abschied redete mein Vater ernstlich mit mir. Höre, mein Kind, sagte er, du hast einige meiner Hofnungen erfüllen sollen, aber leider ich habe mich in dir geirrt — bisher nämlich. Dein Leichtsinn — denn daß Bosheit bei deinen Possen ist, widerlegt die Natur dieser Possen schon selbst — also dein Leichtsinn hat dich verführt; du bist aber angerannt, und ich will das Schicksal preisen, wenns zu deiner Besserung geschehen ist. — Sieh, es ist noch nicht aus mit dir, du hast noch Hofnungen; aber erst mußt du zeigen, daß deine Seele geheilt ist. Ich habe hin und her gedacht, wie das am besten zu machen sey. Da fiel mir ein, dich noch einmal auf eine Universität zu schicken. Was meinst du?

Ich: Das hängt von Ihnen ab. Ich habe Ihre Güte zu sehr misbraucht; ich muß mir alles gefallen lassen!

Er: Nicht so, mein Kind. Sieh, ich dächte, du gingst nach Halle zu meinem Freund, dem D. Semler. Ich werde dich da noch ein Jahr

ungefähr unterhalten, so daß du keinen Mangel leidest. Unterdeß verraucht dein übler Name in unsern Gegenden; du vermehrst deine Kenntnisse unter der Anführung dieses treflichen Mannes und kommst zurück, mir nichts, dir nichts. Schau, so mach es, mein Kind und versprich mir und deiner Mutter, unser Alter noch einmal froh zu machen. Du willst doch?"

Ich konnte meine Thränen nicht zurück halten und noch weniger ein Wort hervorbringen. Unser Entschluß wurde so gefaßt, wie mein Vater ihn angegeben hatte; und von dem Augenblicke an schien Ruhe und Frieden in unsere Familie zurück zu kehren. O des guten, edlen Vaters! Heilig sey mir sein Andenken! er hats wahrlich gut mit mir gemeint! — Und ich? — O, es liegt eine Hölle in diesem Gedanken.

Mein Vater schrieb an den sel. Semler; ich auch. Unsere Briefe waren lateinisch, nach meines Vaters und meiner damaligen Mode, mit griechischen Versen und Prose ausgeschmückt.

Indessen wir auf Antwort warteten, besuchte ich meinen Major zu Gundersblum und brachte dessen Jagdgeschäfte in Ordnung. Auch sorgte ich für einen rechtschafnen Jäger an meiner Stelle. Gern hätte der Major mich behalten; aber er fand sich in

in meinen Abzug, weil er von der Nothwendigkeit desselben überzeugt war.

An meinem bisherigen Freund Boger [k]) bekam ich um diese Zeit einen trozigen, gefährlichen Feind. Dieser Mann hatte bei Herrn Schwan in Manheim die Brochüre: Karoline und Wander herausgegeben, die wirklich sehr elend war. Aber in jener Gegend, wo nichts gelesen wurde, als etwan die Banise, die Melusina, der Kaiser Octavianus, und höchstens Gottscheds deutsche Schaubühne, wurde doch die Misgeburt des Bogers bewundert, und überall als ein Meisterstück ausposaunt.

Ich las den Wisch auch und erklärte ihn für das, was er war — für die Geburt eines hirnlosen Grüzkopfs. Noch wußte ich den Verfasser nicht; denn Herr Andrä von Wöllstein, von dem ich das Buch zum Durchlesen erhielt, hatte mir ihn nicht genannt. Mein Urtheil kam indeß zu Bogers Ohren und brachte ihn so sehr auf, daß er mir tödtliche Rache zuschwur. Er fing damit an, daß er ausprengte: er habe sich zu dem Kinde der Tochter des Schulmeisters zu Wonsheim blos darum bekannt, weil er von meinem Vater dazu erkauft, und

---

k) Theil I. S. 271.

er zu der Zeit des Geldes höchst bedürftig gewesen wäre; übrigens sey ich eigentlich der Autor des Kindes; mein Vater habe ihm obendrein die ganze Summe noch nicht einmal bezahlt, u. s. w.

Diese Aussage erfuhr ich bald und nahm mir vor, den Burschen derb zu züchtigen, so sehr sich auch mein Vater widersezte. Ich traf ihn auch wirklich kurz darauf im Wirthshause zu Siefersheim, und troz unserer ehemaligen Brüderschaft, die nun freilich aufhörte, foderte ich ihn im derben Ton auf, mir zu bekennen, ob er mich für den Urheber seines Bastarts in Wonsheim ausgegeben hätte? oder ich schlüge ihm seinen verdammten Wirsingkopf in tausend Granat Stücke!

Boger: Mein Gott! Herr Bruder —

Ich: Ei was Herr Bruder! Hier ist nichts zu Brudern! Sag er, Herr, ob er das gesagt hat?

Boger: Das kann ich nicht. Ich bin unschuldig! Ich will keinen Theil an der Seligkeit haben, wenn —.

Ich: Kerl, hier keine Flausen! Bekenne, oder der Teufel soll deinen verfluchten Schädel zermalmen. Sprich, hast du das gesagt?

Boger: Nun ja denn, wenn ich muß.

Ich: Jezt sage, Kerl, wo hast du das gesagt?

Boger: Zu Neubamberg im Amthaus.

Ich: Wo noch mehr?

Boger: Zu Flonheim bei Diel im Wirthshaus.

Ich: Nun gestehe, Kerl, daß du ein erzinfamer Hundsfot und Flegel bist, ein Erzlügner und schlechter Kerl! Bist du das?

Boger: Ja!

Ich: Nun, lieben Leute, haben Sie gehört, was der Herr Amtsschreiber für ein Schuft ist? Sie haben sein eigenes Geständniß. Und du, Kerl, packe dich, oder du sollst noch eine Tracht Hiebe mitnehmen, daß dir das Fell vierzehn Tage rauchen soll.

Boger schob ab und die Bauern lachten sich beinahe bucklicht; doch blieb ich nicht lange in Siefersheim, weil dieses Dorf Mainzisch und Boger ein Mainzischer Amtsschreiber war. Ich schrieb noch den nämlichen Tag an den Amtsverwalter Schönburg und berichtete ihm den ganzen Vorfall, und bat dahin zu sehen, daß ich im Mainzischen Territorium keine Anfechtungen haben möchte. Schönburg antwortete sogleich, daß der Amtsschreiber mir nichts in den Weg legen könnte; der Kerl sey ohnehin ein Bengel; ich hätte ihm obendrein die Haut noch ausgerben sollen; übrigens könnte ich ins Mainzische gehen, wann und wo ich wollte.

Aber Freund Boger war nicht so ruhig. Er nahm, oder wollte vielmehr einen Advokaten annehmen, der einen Prozeß gegen mich anhängig machen sollte. Der Advokat rieth ihm indeß, still zu sitzen und seine Pillen zu verschlucken; er würde den Kürzern ohnehin ziehen und sich nur noch mehr blamiren.

So geht es aber, wenn man Schufte zu Freunden hat. Endlich nimmt die Freundschaft ein schmutziges Ende! Solche Freundschaften sind gemeiniglich auf nichts anders gegründet, als auf vorbeirauschendes, lärmendes Vergnügen, das man nicht allein geniessen kann, und wozu man jeden annimmt, der sich anbietet. So lange das Interesse dauert, kann die Freundschaft wol noch dauern; aber sie hört auf, sobald das Interesse aufhört; ja sie artet bei mehrerer Einsicht nicht selten in die ärgste Feindschaft aus. — Von dieser Art sind auch die sogenannten ewigen Universitäts-Freund- und Brüderschaften, wenn gleich bei deren Stiftung hoch gesungen wird:

Unsre Freundschaft soll bestehen,
Bis der Tod ein Ende macht. —

Ich will hier noch etwas anmerken: Unsere jungen Universitäter pflegen gern mit ihren Landsleuten genauen und vertrauten Umgang anzufangen und ihnen alle ihre Heimlichkeiten zu entdecken. Das

ist nicht sehr gut gethan! denn zu geschweigen, daß unter den Landsleuten oft Kalefactors sind, welche alles von der Universität nach Hause schreiben [1]), um den Frau Basen etwas zum Klatschen aufzutischen; so kommen hernach die guten Leute ja in ein Land zurück, wo ihre Absichten oft gewaltig zusammen treffen. Z. B. Es streben Mehrere nach einem Amt, verschießen sich in dasselbe Mädchen, u. s. f. Nun feinden sie sich einander an und sprengen von einander aus, was sie nur Skandalöses von einander wissen. Freilich ist das niederträchtig; es geschieht aber doch und deshalb sollte sich der Student vor dem gar zu traulichen Umgang mit Landsleuten hüten. Der Ausländer sezt uns in diese Verlegenheit nicht, oder gewiß sehr selten. — Was vollends die Freundschaften mit Adelichen auf Universitäten betrift, so sind die à la mode — wankend; und hat man dereinst etwas bei so einem adelichen Herrn Bruder zu suchen, so ist die Brüderschaft oft mehr hinderlich als förderlich. Und nun der Aufwand, um es ihnen gleich zu thun! — Auch sieht man, daß es

---

[1]) In Giessen war ein gewisser Mosjeh M . . . zu meiner Zeit, welcher jeden Monath eine ganze Chronik nach Hause schickte. Die Frau Basen in der Pfalz wußten daher unsre Possen und Streiche so gut als wir selbst.

oft nur hochmüehige Narren sind, die nach dergleichen trachten.

An meinem erklärten Feind, dem Pfarrer Fliedner von Bornheim, hätte ich mich gewaltig rächen können, wenn ich gewollt hätte. Ich bin aber froh, daß ichs unterlassen habe. Dieser Pfarrer hatte ein Frauenzimmer im Hause, deren Ursprung und Character der ganzen Gegend ein Räthsel war. Sie gab sich für die Frau eines Hessischen Kapitäns aus, der, wie sie vorgab, nach Amerika gegangen sey. Sie sah sehr gut aus und war ohngefähr 20 Jahr alt. Die Bauern, welche ohnehin ihrem Pfarrer nicht gut waren, späheten der Geschichte nach, und endlich brachte der Schulmeister aus authentischen Nachrichten heraus, daß das Frauenzimmer ein gemeines Mädchen aus dem Hanauischen wäre, das aber ein gewisser junger Freiherr zur Mätresse genommen hätte. Die Eltern des Freiherrn, welche ihn gern mit einem Fräulein von * * * verheirathen wollten, hätten dies erfahren, und dem jungen Herrn, welcher sonst die Zierde des ... Adels und ein vortreflicher junger Mann war, allen Umgang mit dem Mädchen scharf untersagt. Aber nun schlug Herr Fliedner sich ins Mittel: er nahm das Frauenzimmer zu sich und gestattete, daß der junge Herr manche Nacht in seinem Hause zubrachte und sich in den Armen seiner Dulcinea divers

tirte. Das alles hatten die Bauern herausgebracht, und der Schulmeister trug mir jezt an, die Sache dem Vater des Barons zu hinterbringen, aber so in einem anonymischen Briefe. Er wisse, daß ich den Curtius Rufus hasse und ich würde mich also der Gelegenheit bedienen, ihm eins zu versetzen. Aber ich schlug diesen Antrag aus und ermahnte den Schulmeister zur Ruhe. Die Sache kam nach meiner Abreise aus der Pfalz erst heraus, und Herr Fliedner kann Gott danken, daß man ihn so durchschlüpfen ließ; solche Unterhandlungen hätten eine derbe Züchtigung verdient.

Sechstes Kapitel.

Abermalige Donquischotereien.

Der Baron F... war diese Zeit über sehr oft bei mir und brachte es sogar bei meinem Vater dahin, daß ich eine Reise mit ihm nach Metz thun durfte, um ein Mainzer Frauenzimmer von da abzuholen.

Man muß wissen, daß es in den Gegenden übern Rhein für einen großen Vorzug des Frauenzimmers gehalten wird, wenn sie Französisch plap-

pern können. Diese Raserei geht so weit, daß Frauenzimmer, welche kein Französisch verstehn und doch den Schein davon haben wollen, viele dergleichen Wörter und Redensarten in ihre deutsche Sprache einmischen, und sie jämmerlich verhunzen. „Ich bin Ihnen oblischirt — das schenirt mich — er trätirt ihn nur ang Bagatel — o foschiren Sie sich doch nicht," u. dergl. sind gewöhnliche Phrases der dortigen Weibsleute, die sie obendrein nicht selten am unrechten Orte anbringen und dadurch Gelächter erregen.

Um aber das Französische recht zu lernen, schicken viele Aeltern ihre Töchter in Pension nach Metz, Strasburg, ja selbst nach Lion und Paris, wo sie freilich das Französische ziemlich fertig plappern lernen; aber auch einige Sitten mitbringen, die ihnen gar nicht zur Empfehlung dienen.

Aus eben dieser Absicht hatte auch ein Mainzer Fräulein, eine Verwandte des Baron von F... einige Jahre zu Metz in Lotharingeu bei den regulirten Augustiner-Canonissinnen zugebracht und sollte nun wieder abgeholt werden. Dieses hatte ihr Bruder und der Baron F... übernommen. Herr von F... wählte mich zum Reisegefährten und ich verstand mich gern dazu. Das Herumfahren war in frühern Jahren so meine Sache. Nachher habe ich eingesehen, wie recht Claudian sagt:

Felix, qui propriis aevum transegit in arvis
Quemque domus juvenem vidit et ipsa senem.
Erret et extremos alter scrutetur Iberos;
Plus habet hic vitae, plus habet ille viae.

Mein Vater hatte gegen meine Reise vieles einzuwenden, besonders dies: daß es nicht fein wäre, mich dem Baron durch unnöthige Ausgaben für mich noch verbindlicher zu machen. Allein da sowohl ich als der Baron mit Bitten nicht nachliessen, so gab er endlich nach, und versah mich mit Geld, daß ich auch ohne F...s Beutel die Reise vollenden konnte.

Unter Wegs fiel nichts vor, das verdiente aufgezeichnet zu werden. Das Lotharingische Volk unterscheidet sich von den übrigen Franzosen durch seinen Haß gegen die Französische Regierung und durch seine Freundschaft für die Deutschen: wenigstens habe ich das so getroffen. Sonst ist die Nation äusserst hart katholisch, und das liebliche Fratzenbuch Anné sainte (das heilige Jahr) liegt auf allen Tischen und wird häufig gebraucht. Die Kirchen in Metz sind den ganzen Tag über voll — des Morgens zur Messe und des Nachmittags zur Vesper. Von Wallfahrten und Processionen halten die Lotharinger auch sehr viel. Ich gab mich hier zu Lande für einen Pfälzischen Förster aus.

Unser Fräulein erhielt gleich bei unserer Ankunft von unserm Daseyn Nachricht, und lud uns auch

bald zu sich. Da ich niemals Nonnen gesehen hatte, so war ich froh, daß ich hier einige sehen sollte. Aber diese Canonissinnen gefielen mir sehr. Ich hatte solche heilige Schwestern erwartet, wie die Mönche heilige Brüder sind: allein das war gefehlt! Die geistlichen Damen waren munter, froh und scherzten troz einem weltlichen Frauenzimmer. Nur wenige trugen das Ordenskleid; andere gingen wie Weltmädchen. Sie haben keine Clausur, aber Horas halten sie. Denn kaum waren wir eine Stunde im Saal, so schlug die Glocke und alle Nonnen eilten zum Chor, um da das lateinische Brevier hin zu plärren. Es ist doch in der That ein erztoller Gedanke, Weibern ein Buch zum Singen aufzugeben, das sie nicht verstehen! Und wie sehr ist schon dagegen geeifert worden! Aber was hilfts! der Kurialische Herrenverstand befiehlt und der am Gängelband gewöhnte Kirchenverstand gehorcht. Das ist so das Steckenpferd aller Heiligen von der Tiber bis zur — Spree.

Die Elevinnen dieser Augustinusschwestern werden gar nicht strenge gehalten und erhalten leicht Erlaubniß, auszugehen. Doch begleitet sie in diesem Fall eine Beate, auf welche die Abbesse Vertrauen sezt. Die Nonnen werden durchgängig Mes Dames genannt. Sie haben auch Eigenthum, und spielen sogar l'Hombre und Tarok um Geld. Ihre Regel

muß also gar nicht strenge seyn. Den Thomas von Kempen schätzen sie sehr; er hat, wenn ich nicht irre, auch zum Orden des Augustinus gehört.

Wir besuchten während unsers Aufenthalts in Metz, die Wein- und Kaffeehäuser sehr fleißig und kamen beinahe täglich benebelt nach unserm Logis, der Auberge des Flamands. Eines Abends erregten wir Spektakel, welcher nachtheilige Folgen für uns hätte haben können, wenn uns nicht ein Freimaurer von Frankfurt gerettet hätte. Wir waren nämlich sehr betrunken, ich und der Baron von F... denn unser dritte Mann lag immer bei seiner Schwester, oder bei seinem Liebchen, wovon ich gleich reden werde. — Also, wir waren sehr trunken. Als uns nun die Patrouille ihr: qui vit? oder qui va là? entgegen rief, so lachten wir überlaut und schimpften auf sie. Der Unterofficier trat uns hierauf an, und forderte unsere Namen, weil es schon Mitternacht wäre. Aber dazu hatte F... keine Ohren; er fuhr vielmehr fort, zu schimpfen, und nannte endlich die patrouillirenden Soldaten gar filous, queux, fripons, voleurs u. dergl. Da lief dem Unterofficier und seinen Leuten die Galle über, und sie brachten uns nach der Hauptwache. Der Officier, welcher wohl sahe, wo es uns fehlte, redete sehr freundlich und bat uns, ruhig zu seyn; er

wollte uns schon, sobald es Tag würde, gehen lassen. Aber F... fuhr fort, zu schimpfen und forderte zulezt gar den Officier heraus. Nun ließ uns dieser nach der prison bringen, und gab uns vier Mann Wache. Wir setzten unser Räsonniren noch lange fort, bis wir endlich auf der Pritsche einschliefen.

Früh wachten wir auf und machten über unser tolles Benehmen allerlei Anmerkungen. Wir sahen wohl, daß wir uns grob vergangen hatten, und ohne scharfe Ahndung nicht weg kommen würden. Denn mit dem Militär in Frankreich spaßt es sich nicht! indessen sprachen wir mit unsern Wächtern, und einer derselben war so artig, uns Schreibzeug zu verschaffen, und sich zu Ueberbringung eines Zettels an den Herrn von ... im goldnen Löwen anzubieten. Baron F... meldete darin kurz unsere Lage, und bat ihn, sogleich zu uns zu kommen. Er kam auch; aber statt gemeinschaftlich mit uns zu überlegen und auf Mittel der Befreiung zu rafiniren, machte er uns Vorwürfe und stellte uns die Dinge, die da kommen sollten, recht fürchterlich vor.

Gegen neun Uhr kam der Adjutant und examinirte uns. Es war ein sehr feiner Mann, der uns mehr bedaurte, als Vorwürfe machte. Er fragte bloß nach unserm Namen. Die Familie des Barons schien ihm bekannt zu seyn, und da bezeugte er sei-

nen Antheil an unserm Zufall. Auf unsere Frage, wie es mit uns werden würde? erwiederte er: das käme darauf an, ob der Gouverneur die Sache untersuchen würde, oder nicht. Im letztern Falle würde das Ding nicht viel zu bedeuten haben; im erstern aber könnte eine Strafe von einigen Monaten Arrest noch immer als gelinde angesehen werden. Mit diesem Trost verließ er uns, versprach aber für uns zu thun, was er könnte; wenigstens wollte er mit dem wachhabenden Officier sprechen, daß er nicht stark auf Genugthuung dringen möchte.

Wir waren sehr en peine, als plötzlich ein Weinhändler von Frankfurt am Main in unsere prison trat und uns ankündigte, daß wir frei wären und man uns in einer halben Stunde entlassen würde. Dieser Mann, Herr Wehsarg, war ein Freimaurer; er hatte im Löwen auch nebst noch einem Freimaurer logirt. Mich kannte er schon längst; denn sein Vetter war Pfarrer in unserer Grafschaft — einer von den wenigen, die das Hirn nicht erfroren hatten — und den Baron hatte er in Metz erst kennen lernen. Sobald er unser Spektakel erfahren hatte, war er gleich zu Officiren gegangen, die auch maçons waren. Bei diesen sollicitirte er für uns und war so glücklich, daß das schon bestellte Verhör abgesagt und die Sache unterdrückt

wurde. Wir dankten dem ehrlichen Manne, wie billig und nahmen den Wischer, den er uns ertheilte, gern an. F... schenkte der Wache einen Carolin, und kurz hernach entließ uns der Adjutant aus dem Arrest. Das war abermals ein Stückchen!

Die Stadt Luneville haben wir auch gesehen und die Verschönerungen bewundert, womit der wohlthätige Philosoph m) diese Stadt geziert hat. Das Andenken dieses würdigen Fürsten ist bei den Lunevillern noch im Segen. Der Ton in Luneville ist viel feiner, als der in Metz.

Nach einem Aufenthalt von zwölf Tagen wollten wir abreisen; allein unser Fräulein fing an zu klagen und legte sich wirklich ins Bette. Der Arzt versicherte, daß ein Fieber auf dem Wege sey, welches man abwarten müßte. Herr von F... erklärte hierauf seinem Vetter H..., daß er die Genesung seiner Schwester nicht abwarten könne: er sehe sich genöthigt, seine Zurückkunft zu beschleunigen. Herr von H... hatte nichts dawider, doch weilten wir noch einige Tage und während dieser Zeit spielte ich den Unterhändler bei einem Liebeshandel. Ich muß

---

m) Stanislaus Leszinsky, König von Polen, welcher hier residirt hat. Er ist der Verfasser von vier Bänden Abhandlungen, welche le Philosophe bienfaisant betitelt sind.

das Ding näher erzählen. Herr von H... hatte in der Gesellschaft seiner Schwester einige Bekanntschaften gemacht und dies ohne den Herrn von F... und mich. Wir beide schwärmten lieber herum und machten Connässansen mit jungen Fentchen auf Koffeehäusern und Kneipen.

Eines Abends kamen wir spät zu Hause und fanden den Herrn von H... beinahe wie verrückt: er faselte wirklich, sprach von nichts als Sternen, silbernem Mond, Sympathie und andern Faxen. Wir lachten ihn aus. Endlich brach er aus vollem Herzen los und gestand, daß ihn das Feuer der Augen einer Subrette, welche bei einem gewissen vornehmen Herrn diene, bezaubert hätte. Ich rieth ihm, an das Mädchen zu schreiben, weil eine Schreiberei in solchen Fällen vortreflich wirke. Ich bot mich auch an, seinen Brief zu bestellen, doch ohne zu glauben, daß ich einen Auftrag dieser Art von ihm ernstlich erhalten würde. Allein mein Herr Baron hielt mich beim Wort. Er künstelte einen französischen Brief zusammen, den ich hernach orthographisch berichtigen mußte, und beschrieb darin der Dulzinea seinen Herzensdrang recht Siegwartisch. Ich mußte, so sehr ich mich sträubte, die Bestellung übernehmen; aber da entstand ein Skrupel bei mir: Wie, dachte ich, wenn der Herr der Subrette dich grob abweisen, vielleicht gar insultiren läßt, was

willst du sagen, wenn dich jemand frägt: was du in dem Hause zu thun hast? — Dergleichen Fragen beunruhigten mich stark; aber ich überwand alle Schwierigkeiten, und ging Nachmittags um zwei Uhr in das Haus des Herrn — Namen und Würde bin ich vergessen. Zum Glück war die Herrschaft nicht zu Hause. Ich fragte, wo die Demoiselle Chambriere logire? — nach ihrem eigentlichen Namen hatte der Herr von H... nicht gefragt — und wurde an ihr Zimmer gewiesen. Ich klopfte an und die Mamsell empfing mich mit einer Unbefangenheit, die mich entzückte. Erst ließ sie mich niedersitzen, und dann fragte sie nach der Absicht meines Besuchs. Ich überreichte ihr den Brief des Herrn von H..., den sie mit vieler Aufmerksamkeit zu lesen schien. Hierauf lächelte sie und sagte mir: der Herr Briefsteller würde ihr willkommen seyn: für heute wäre sie allein.

Ich eilte, meinem Freund den guten Erfolg meiner Ambassade zu berichten, und begleitete ihn zu seiner Heloise, zog mich aber bald zurück, um seine Koridonischen Herzergiessungen nicht zu stören. Nach der Zeit habe ich dieses Frauenzimmer mehrmals gesprochen und an ihr eine von denen gefunden, die den meist Bietenden feil sind. Der Baron H... hatte ihr ansehnliche

Geschenke gemacht und dadurch in ihrer Gunst sich festgesezt.

Ich habe immer bemerkt, daß man dem Frauenzimmer durch Beutel-Interesse angenehm werden kann. Selten lieben sie den Mann um seiner sittlichen Vorzüge willen, vielleicht niemals; aber das leidige Interesse kettet das Mädchen an ihren Geliebten. Man sagt: das Frauenzimmer sey beständiger und treuer als die Männer; aber ihre Beständigkeit ist ihres Eigennutzes wegen nöthig. Ein flatterhaftes Mädchen, das bald diesem, bald jenem anhängt, arbeitet gerade wider ihren großen Zweck, einen Mann zu bekommen. Bei den Männern ist dieses der Fall nicht; daher sind sie auch manchmal veränderlich. Allein Männerliebe, im Ganzen genommen, ist solid und herzlich; Weiberliebe hingegen ist meist oberflächlich und gründet sich auf leidigen Eigennutz. Das hat Meister Naso, der große Kenner des schönen Geschlechts, schon gesagt und die Erfahrung lehrt, daß er recht gesagt hat. Doch genug hiervon!

Unsere Rückreise war sehr lustig, weil der grämliche und mokante Herr von H... nicht bei uns war. In Kreuznach besuchte ich noch einmal die oben genannte Apothekers Tochter. Nach der Zeit habe ich sie nicht wieder gesehen.

Siebentes Kapitel.

Semlers Antwort. Zweites Vikariat. Begebenheiten bei demselben und Anstalten zum Abzuge aus der Pfalz.

Herr Semler hatte bald geantwortet. Seine Briefe an meinen Vater und mich, waren in dem herzlichen aber etwas steifen Tone geschrieben, der dem großen Manne so eigen war. Er schrieb: wenn ich nur hundert Thaler in Halle hätte, so könnte ich mich da recht gut durchbringen. Er habe dem Director Freylingshausen unsere Briefe vorgewiesen, und da er meinen Vater persönlich kenne, so habe er von ihm auf mich geschlossen, und mich bestens empfohlen. Der Director habe ihm auch versprochen, mir sogleich den Tisch und ein Logis auf dem Waisenhause zu geben, wofür ich bei der lateinischen Schule Unterricht geben würde. Uebrigens wolle er sich meiner nach aller Redlichkeit annehmen. — (Pro eo — ich erinnere mich noch mancher Ausdrücke, deren sich der große Mann in jenen Briefen bediente — qui mihi esse constat, quemque ut esse mihi constaret, allaboravi, animo.) Man habe ihm zwar vorgeworfen, daß er sich in Dinge mische, von denen er nicht hinlänglich unterrichtet

zu seyn schiene: allein, wo er Gutes wirken könne, wolle er es auch thun, so verschieden auch die Umstände seyn möchten. (Alia licet atque alia tempora videantur, manet tamen manebitque perpetuo mens eadem, consilium idem.) Ich sollte also in Gottes Namen kommen: er erwarte mich.

Das war der Inhalt der Briefe des edlen Mannes, worauf ich sogleich antwortete. Von diesem Augenblicke an, dachte ich an nichts weiter, als an meinen Abzug nach Halle, wohin ich auf Ostern ziehen wollte.

Indessen schrieb mir der Konsistorialrath Dietsch, wenn ich wollte, könnte ich als Vikarius nach Obersaulheim gehen: der bisherige Vikarius wäre wieder fort; und wenn ich mich klug und ordentlich betragen würde, so würde auch der üble Ruf, den ich in der Gegend hätte, verschwinden. — Allein das Ding mit dem Vikariat wollte mir nicht in den Kopf. Ich antwortete Herrn Dietsch, daß ich die Pfalz verlassen und mich um die Gespräche der Frau Basen nicht weiter bekümmern würde.

Mein Vater dachte in diesem Stück konsequenter. Das Vikariat schien ihm recht gut zu seyn, die üblen Nachreden zu vertilgen, und drang darauf, daß ich nach Obersaulheim gehen sollte. Ich mußte also nachgeben. Meine Bauern waren herzlich froh,

daß sie mich wieder hatten: denn der Herr Simon, mein Vorgänger und Nachfolger, war ein trauriger Wicht gewesen, der auf der Kanzel wie ein Hahn krähete und alle seine Weisheit wörtlich herlas. Ich las niemals etwas ab, und das gefiel den Bauern. Einer derselben schüttelte mir ganz traulich die Hand und sagte: „Mer seyn grausam „froh, doß mer Se wedder hun: der Anner (Andere) war ach gar neischt guts: der hot alles abgeles. Mer wolle Se gehrn (gern) beholen, wann „Se sich schund (schon) mannichmol behaen (betrinken); Se seyn doch å guter Parre."

Meine Leser glauben vielleicht, daß so vielfältige Züchtigungen mich werden gewitzigt haben und ich endlich einmal zu einer bessern Lebensart geschritten sey; aber Sie irren sich, meine Leser! Ich fuhr fort, wie ichs ehedem getrieben hatte. Der Dichter hat recht:

Quo semel est imbuta recens, servabit odorem
Testa diu. — — Und
Naturam expellas furca, tamen usque recurret.

Natura heißt mir in dieser Stelle: unartige Gewohnheit. Ich war des wilden Lebens zu sehr gewohnt, als daß ich mich ins Ordentliche hätte fügen können. Ausserdem hatte ich zu wenig Interesse bei der Pfafferei, als daß ich mir hätte wehe thun

und meinem Hang einen Zügel anlegen sollen, um dereinst etwas mir durchaus Verhaßtes, eine Pfaffenstelle, davon zu tragen *"). Ich schlug also alle Erinnerungen meiner Freunde und die redlichen Ermahnungen meines braven Vaters in den Wind und that, was mir gefiel. Täglich beinahe lag ich bei einem reformirten Prediger, dessen Tochter mir behagte. Ich war nichts weniger als verliebt; allein ich mußte so was zum Tändeln haben, und dazu war die Pfarrerstochter gut. Sie war nämlich, wie iedes Pfälzermädchen von der leichtern Art, im höchsten Grade kokett und nahm manches nur obenhin. Ausserdem lief ich fleißig in der Gegend herum und besuchte meine Mainzer Freunde nicht weniger.

Ein gutes Stück habe ich indeß doch auf dem Saulgau — so heist jene Gegend — damals gestiftet, und ich wünsche, daß meine Stiftung noch bestehen möge. Ich hatte nämlich viele Bekanntschaft

---

*) Mancher hochweise Herr, mit einem goldnen oder rosigten Kreuze, mag hieraus lernen, daß das beste Mittel, ehrliche, kluge Köpfe von der Pfafferei zurück zu scheuchen, darin bestehe, daß man ihnen die Pfaffenlehren nur erst verhaßt mache — durch Edikte nach diesem oder jenem Zuschnitt und Namen. Heuchler werden schon das Uebrige vollends zernichten. Und Dumköpfe —? Je nun, sie müssen auch placirt werden — und finden immer ihres Gleichen — in der Tiefe wie in der Höhe. —

mit Schulmeistern. Diese Leute ahmen in jenen Ländern ihren Herren Pfarrern nach; legen sich auf die faule Seite und aufs Saufen: sehr wenige treiben etwas Musik und Rechenkunst: andere Wissenschaften und Kenntnisse sind ihnen Böhmische Dörfer. Ich ärgerte mich über die krasse, impertinente Unwissenheit dieser Leute, und nahm mir vor, so weit es möglich wäre, sie heraus zu ziehen. Ich konferirte also mit dem Schulmeister Müller von Niedersaulheim, Asmus von Obersaulheim, Tautes von Udenheim, Teicher von Schornsheim, und einigen andern. Ich schlug ihnen vor, eine Lesegesellschaft aufzurichten, gute Bücher zirkuliren zu lassen und Convente unter sich dann und wann anzustellen, worauf sie von dem, was sie gelesen hätten, sich unterhalten und einer den andern auf wichtige Stellen aufmerksam machen könnten. Mein Vorschlag fand Beifall: es wurde gleich etwas aufgesezt, worin über die Unwissenheit der Geistlichen und Schullehrer bittere Klagen geführt wurden. Die Lesegesellschaft wurde alsdann als das beste Mittel wider dieses Unwesen angepriesen, und mehr als zwanzig Schulmeister subskribirten. Nun konnten gleich für mehr als zehn Gulden Bücher angeschaft werden. Das waren z. B. Catechismus der Sittenlehre von Schlosser; desselben Catechismus der Religion; Schröckhs allgemeine Weltgeschichte für

Kinder, der Band, welcher die deutsche Geschichte begreift; Gellerts Werke und andere, die sich für diese Klasse von Leuten schickten. Ich habe ihnen noch mehrere aufgesezt: sogar habe ich ihnen gerathen, mit der Zeit freimüthige Bücher zu lesen, selbst die neue Apologie des Sokrates, welche ich immer für eins der Hauptbücher gehalten habe, wodurch man zur Kenntniß der heiligen Lügen und Fratzen gelangen kann. Ob aber dieses wirklich heilsame Institut im Gange geblieben sey, kann ich nicht sagen. Ist es geblieben; so müssen jezt jene Schulmeister in ihren Kenntnissen viel weiter seyn, als manche von ihren Herren Pfarrern.

Nun muß ich eine Frage beantworten, die meine Leser berechtigt sind, an mich zu thun: Wie es nämlich die Zeit über, mit meinem Studiren gestanden habe? — Es ergiebt sich schon von selbst, daß ich nicht so studirt habe, wie ich hätte sollen und können. Meine Lebensart hinderte mich daran. Aber ganz müßig bin ich nicht gewesen. Ich habe immer manch gutes Buch gelesen, besonders Geschichtbücher. Die allgemeine Weltgeschichte studirte ich vorzüglich, auch Häberlins Geschichte des deutschen Reichs; nebenher übte ich mich fleißig in den ältern und neuern Sprachen. Mein Vater rieth mir immer, die Philosophie zu treiben, besonders die Metaphysik; aber ich verabscheuete sie von jeher,

nämlich seit meines Aufenthalts in Giessen. Ich blieb daher von dieser Wissenschaft weg und bin bisher immer davon weggeblieben. Ich bin nämlich der Meinung noch, daß Metaphysik der wahren Aufklärung stäts geschadet und fast niemals genuzt habe. Die transcendentellen Ideen lassen sich drehen wie man will. Man sehe nur eine Dogmatik an, die systematisch geschrieben ist, z. B. die eines Schuberts, Carpzovs, oder eines andern orthodoxen Wolfischen Theologen; und man wird finden, daß, nachdem der Verfasser pur eitel Leibnitzische metaphysische Axiomen und Theoremen zum Grunde gelegt hat, alle heilige Fratzen nach mathematischer Lehrart richtig demonstrirt sind. Da beweißt man aus dem metaphysischen Grundsatze: majus et minus non variare speciem, daß alle Sünden in Absicht ihrer Moralität intensiv unendlich groß sind. Dies leitet nun die Beschreibung eines Erlösers ein, der Gott und Mensch in einer Person seyn müsse und was der Possen mehr sind. Diesen Schaden hat die liebe Metaphysik über 40 bis 50 Jahr angestellt, bis endlich freimüthige, helle Männer, ein Semler, Teller, Bahrdt und andere, theils durch die Geschichte, theils durch gemeine Menschenphilosophie die stolzen Systeme niederrissen, und den Ungrund und das Abgeschmackte solcher überforschenden Demonstrationen der Welt

vor Augen legten. Die Geschichte, besonders die der Kirche und der Weltweisheit, zeigen allemal den sichersten Weg zur Einsicht und zur Aufklärung. Doch ich bin ja kein kompetenter Richter: ich rede vielleicht von Dingen, die ich nicht verstehe; aber meinen Glauben muß ich doch angeben: sonst würde ja meine Biographie einen Hauptmangel haben.

Herr Köster, der Mediciner, und sein Bruder, Pfarrer zu Niedersaulheim, lagen mir täglich an, eingezogener zu leben, bis sie sahen, daß alles vergebens war. Da liessen diese Braven es gut seyn und bemüheten sich nicht weiter, an meiner Besserung zu arbeiten, ausser bei Vorfällen, die merklich auffielen.

Meinem Vater konnten meine Possen nicht lange unbekannt bleiben: wenigstens schrieb er mir, daß er selbst einsähe, daß es nicht gut seyn würde, wenn ich länger in jenen Gegenden bliebe, ob er gleich auch nicht gewiß darauf rechne, daß ich mich bessern werde, wenn ich anderswohin zöge; das alte Sprüchwort:

Es flog ein Gans wol übers Meer
und kam ein Gakkak wieder her —

oder das Senekaische: Horaz Epist. I, 11, 27.

Coelum mutant non animum, qui trans mare currunt

mache ihn zwar schüchtern, doch wolle ers noch einmal versuchen; ich sollte mich also zum Abzuge anschicken. — Ich ärgerte mich zwar etwas über den

Brief meines Vaters; allein der Ekel, womit ich schon lange die Pfalz und alles, was Pfälzisch war, ansahe, und die Nahrung, die bei dieser Veränderung meine sehr übel geleitete Neugierde erhalten mußte, verwandelten alle bisherigen widrigen Empfindungen meiner unstäten Seele in lauter Hofnungen und Erwartungen: und diese Lage macht vergnügt und giebt uns einen gewissen Muth, den der wirkliche Besitz reeller Güter schwerlich geben kann. Ich folgte also dem Willen meines Vaters, schickte mich zum Abzuge an, hielt aber von neuem in Obersaulheim eine Abschiedspredigt voll Anzüglichkeiten und wahren Impertinenzen und verließ mein Vikariat, ohne dem Konsistorium das Geringste davon angezeigt zu haben.

Hierauf kündigte ich aller Orten, wo ich hinkam, meinen Abzug an, meldete aber nicht, wohin ich mich wenden würde, sondern sagte bloß, daß ich die Pfalz nicht fernerhin sehen, wenigstens in derselben nicht weiter leben wollte. Auch mein Vater hatte von meiner Reise nach Halle nichts erwähnt und so waren die lieben Leute wegen meiner künftigen Bestimmung in Ungewißheit. Viele sprengten aus, ich würde nach Holland und von da nach Indien gehen; andere gaben ein Müssen vor und zwar nach folgender skandalösen Geschichte. Von Udenheim aus, wahrscheinlich auf Veranstaltung des

dasigen Pfarrers, Hrn. Wageners, sonst Magister Weitmaul genannt, hatte sich in der ganzen Gegend das Gerücht verbreitet, ich hätte mich mit einem gewissen Mädchen zu weit eingelassen und deswegen müßte ich flüchtig werden. Wäre dies zu der Zeit wahr gewesen, so würde ich es jezt bekennen: denn an Offenherzigkeit, glaub' ich, fehlt mir es wol nicht. Aber es war nicht wahr, und die Anekdote war leicht weiter nichts, als das Resultat von Pfaffenrache. So dumm indeß diese Posse angesponnen war, so erhielt sie doch, nach der bekannten Urtheilsfähigkeit meiner respectiven Herren Landesleute, starken Glauben und wurde schon als eine gewisse Thatsache, von Fraubase zu Fraubase herum getragen. Die Zeit war zu kurz, um thätige Genugthuung zu suchen; ich begnügte mich daher mit der Ausfertigung einer Stachelschrift auf einige Herren und Damen, welche mich besonders zu blamiren gesucht hatten. Das Ding wurde durch mehrere Abschriften publik gemacht und was es gewirkt habe, berichtete mir mein Vater in seinem ersten Brief nach Halle.

Nachdem ich zu Hause angekommen war, wurden ernstliche Anstalten zur Abreise getroffen. Ich ergözte mich auch noch, so lange ich konnte, mit meinen lieben Freunden, worunter aber nur Einige ausgehalten haben bis ans Ende, ohne jemals Falschheit

und Tücke gegen mich zu beweisen, wie so viele andere, welche mir anfänglich hofirten und hernach mich nekten und zu beschimpfen suchten. Es ist gewissermaßen Pflicht, hier zu bekennen, daß Herr Haag, der Förster, Herr Herman, der Kantor, die beiden Herren von la Roche, der Major und Kapitän, wovon sich der erstere jezt in Berlin befindet, und noch im Herbst 1790 seine Freundschaft thätig bewiesen hat, Herr Stuber, der Pfarrer zu Flonheim, und Herr Forcher, der Schulmeister in meinem Geburtsorte, meine beständigen Freunde geblieben sind: daß auch diese ehrlichen Männer mich bei jeder Gelegenheit bald gewarnt, bald vertheidigt, wenigstens entschuldiget haben und daß sie mich besser, folglich auch glücklicher würden gemacht haben, wenn ich leider — nur hätte folgen wollen. Habt indessen noch einmal Dank, ihr Edlen alle, auch Sie, Herr Baron von F...! Verzogen war ich, verwöhnt war ich, leichtsinnig war ich: aber auch boßhaft? ich denke es nicht. Doch wozu dies, da noch so viele Fatalitäten zu erzählen übrig sind!

Da ich wußte, daß in Halle der Wein sehr theuer sey, und mein Beutel nicht hinreichen würde, ihn zu trinken; so machte ich mir die wenige Zeit in der Pfalz noch recht zu Nutze und trank gerade soviel, als ich bezwingen konnte. Zu meiner eigenen Schande muß ich aber sagen, daß ich ein Meister im

Saufen war, und wenigstens vier Bouteillen recht guten Bechtheimer vertragen konnte, ohne mich zu übernehmen. Als ich vor einigen Jahren wieder in der Pfalz war, glaubte ich noch eben die Fertigkeit im Weintrinken zu haben, die ich vor Zeiten darin gehabt hatte; allein ich irrte mich. Denn ohnerachtet ich kaum halb so viel Wein zu mir genommen hatte, als ich sonst ohne merkliche Veränderung meines Gehirns vertragen konnte, fing ich doch an zu wanken und mußte aufhören. Also auch garstige, unanständige Fertigkeiten vermindern und verliehren sich durch Mangel an Uebung.

Meine Mutter war die Zeit über ganz unthätig gewesen. Sie hatte oft über meine Ausschweifungen geseufzt und geweint, mir auch dann und wann gelinde Vorwürfe gemacht; aber ihre Stimme war viel zu schwach, als daß ich auf sie hätte hören sollen. Meine Tante verstand vollends von Menschenbildung und Lenkung nichts, und war schon zufrieden, wenn ich nur heiter war und ihr die Zeit verplaudern half. Sie sah nicht ein, daß eigentlich sie den ersten Grund zu meinem moralischen Verderben gelegt und dadurch den Keim meines künftigen Glücks wurmstichig gemacht hatte. Ich habe ihr zwar deswegen nie Vorwürfe gemacht, und mache ihr dergleichen noch jezt nicht: sie hat es gut gemeint. Allein ihre wenige Erfahrung, verbunden mit ihrem

Hange zum Saufen, hat dieser ihrer guten Gesinnung gegen mich eine schiefe Richtung gegeben, so wie ihre Affenliebe sie oben drein verblendete, daß sie die schädlichen Folgen von dem nicht einsahe, wozu sie mich theils verleitete, theils behülflich war. Mein Vater selbst hätte besser gethan, wenn er ihr gar keinen Antheil an meiner Erziehung gelassen hätte. Doch wer kann wider Verhängniß!

Achtes Kapitel.

Reise nach Halle.

Mein Vater begleitete mich bis Frankfurt und sprach unter Weges ziemlich ernsthaft, ob er gleich wie er hinzufügte, seinen Worten und Vermahnungen wenig Wirkung zutraute, wenn ich nämlich nicht selbst mit klug seyn würde, wozu ich doch wol Erfahrung genug haben möchte. Würde ich aber wirklich mich bessern; so wollte er mir den Vater so zeigen, wie ich es nur selbst wünschen und hoffen könnte. In Frankfurt gab er mir vierzehn Carolins ohne noch fünf Dukaten Reisegeld und bezahlte die Post bis Eisenach, im Darmstädter Hof zu Frankfurt.

Ich hatte, auſſer meinen Kleidern und Wäſche weiter nichts mitgenommen, als die Idyllien des Theokrits und den Horaz. Dieſe lieblichen Dichter ſollten mich unterhalten, wenn ich in Gaſthöfen auf den Fortgang der Poſt würde warten müſſen. In Friedberg war dies ſchon der Fall. Während ich aber las, foderte mich ein Tabuletkrämer zum Lottowurf gegen drei Batzen Einſatz auf, und ließ nicht eher nach, bis ich ſie endlich, wiewol ungern, hinwarf, und auf den erſten Wurf die ſchönſte ſchildkröterne Tobaksdoſe, welche der Kerl in ſeinem Kram hatte, gewann. Er erboßte und bot mir gleich vier, hernach ſechs Gulden nebſt vier freien Würfen. Ich erklärte ihm aber gerade heraus, daß ich die Doſe auf jeden Fall behalten würde, doch wollte ich noch einigemal werfen. Ich fuhr fort und gewann immer. Der Kerl ſtuzte und gab vor, daß ihm ſeine Würfel untreu geworden wären. Er langte andere hervor; der Poſtſekretär winkte mir, ich verſtand ihn und hörte nun auf. Nach einiger Zeit kamen andere Fremde, warfen und verlohren anſehnliche Summen.

Ich habe mich oft gewundert, daß man dergleichen Spizbuben — denn weiter ſind ſie nichts! — noch duldet und ihnen ſogar von Obrigkeits wegen erlaubt, herum zu ziehen und gewinnſüchtige dumme Leute um ihr Geld zu bringen. Alle Glücksbuden

dieser Art sollten durchaus nicht gestattet werden. In Halle war vor einiger Zeit auch eine dergleichen Bude, worin ein sonst nach seinem Stand recht wohlhabender Soldat alles, was er hatte, verlohr, und nachdem er das Geborgte noch obendrein verspielt hatte, als ein Schelm entweichen mußte. Mehrere Andere haben sich an dieser Spizbubenbude arm gespielt. — Was nüzt es wol, für die Erlaubniß, die solchen Schuften ertheilt wird, einige Thaler einzunehmen und die Unterthanen — zu denen die dummen Leute eben sowohl gehören als die Klugen — ruiniren zu lassen? — Heißt das auf eine väterliche Art der Vormund der Dummen seyn? Mancher erlaubt dergleichen freilich, um die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich Alzibiadisch von sich abzulenken; aber nicht so Friedrich der Große! Doch, was weis ich von der Theorie der Ableiter und Palliative! —

In Alsfeld hörte ich herrliche Geschichten von dem damaligen Inspektor daselbst, Herrn M. Schwarz, der ehedem Professor der Theologie in Giessen, und ein heftiger Antagonist des D. Bahrdts gewesen war. Er hat viele Schrifteu geschrieben — voll von Unsinn! Die Alsfelder beschwerten sich gar sehr über sein unbändiges Branntweinsaufen, so daß er oft am hellen Tage auf den Straßen hinstürz-

te, liegen bliebe, und nach Hause getragen werden müßte: auch daß er den Weibsleuten nachliefe und schon im Busche mit Grasnymphen wäre gefunden worden und was der Art Stückchen mehr waren. Ich kannte den Ehrenmann und hatte bei diesen Relationen so mein Vergnügen, theils weil sie einen Pfaffen betrafen, theils aber und vorzüglich, weil Meister Schwarz mir als ein intoleranrer garstiger Bonze bekannt war, der sogar die Obrigkeit in seinen dummen Toleranzbriefen gegen die Ketzer aufgefordert hat. Es ist doch sonderbar, daß die orthodoxesten Pfaffen meistens auch die lüderlichsten sind; und die Heterodoxen — größtentheils die besten Menschen. Aber jene zehren auf fremde Rechnung — auf Christi Verdienst —; diese auf ihre eigene, und da ist man ökonomischer!

Eine Stunde ohngefähr von Alsfeld hielt der Schwager an einem Wirthshause still. Ich schalt, aber vergebens. Meister Postillion mußte einen Schluck machen. Kurz nachher kam er an den Wagen und fragte: ob ich nicht erlauben wollte, daß zwei Frauenzimmer mit nach Hersfeld blind führen? Ich hatte eigentlich dagegen nichts; doch wollte ich erst sehen, was das für Frauenzimmer wären. Ich stieg also herab und fand zwei trefliche Mädchen, eine von 18, die andre von 15 Jahren, welche mir sehr dreist, nach Hessenart, sagten: wer sie wären

wo sie herkämen und wo sie hin wollten. Nun drang der Schwager auf Weiterfahren; aber noch ein Glas Schnapps machte, daß wir so lange hielten, bis ich meine Frauenzimmer mit Koffee, freilich, wie er dort zu haben ist im Kasselschen, regalirt hatte. Meine Leser müssen hier aber ja an kein anderes Interesse für mich denken, als an das, hübsche Gesichter zu sehen, und Worte, die aus einem schönen Munde kamen, zu hören. Ich fand indeß doch etwas mehr: die Mädchen waren munter, wizig und völlig unverdorben; daher hielt ich es auch für Pflicht, mich anständig zu betragen, und ihnen keine Zotologie zu lesen, wie ich sonst in der Pfalz beim Frauenzimmer zu thun pflegte. Allein das waren auch Pfälzer Mädchen, die es so genau nicht nahmen!

Ich bezahlte den Postillion für das Blindfahren bis Nieder-Aula und von da bis Hersfeld bezahlte ich das ordinäre Postgeld für sie, nebst dem Abendessen. Die Mädchen, so spät es schon war, liessen mir in Hersfeld keine Ruhe, bis ich mit ihnen zu ihrer Mutter ging, die mich sehr freundschaftlich aufnahm. Die Mädchen hatten gleich ein Langes und Breites von mir gerühmt. Ich mußte versprechen, wenn ich wieder durch Hersfeld käme, bei ihnen einzukehren. Damals dachte ich zwar nicht, daß ich diese Frauenzimmer jemals wieder

sehen würde: aber die Folge wird zeigen, wie sehr ehrliche Philister-Freundschaft, wenn sie gleich kurz ist, eine akademische Ordensfreundschaft übertrift.

Ich war recht froh, daß ich aus dem Hessenlande herauskam. In Hessenland ist alles Elend zu Hause. Die Zeit wirds schon lehren! —

Zu Erfurt besah ich die große Glocke und nahm meinen Weg nach Jena. Es freuete mich, den Ort wieder zu sehen, von dessen Comment ich ehedem so hohe Begriffe gehabt hatte; den ich aber für dies-mal nicht mitmachte. Statt dessen besuchte ich die Herren Griesbach, Gruner und Schüz. Dieser war mir schon als einer der ersten Philologen bekannt, für den selbst Herr Heyne, der sonst, nach Art aller Philologen, gern kritisirt und selten lobt, viel Respekt hatte. Herr Griesbach war sehr zurückhaltend und merklich jesuitisch. Desto offener war der herrliche Gruner, dieser große Kenner der ältern und neuern Gestalt der Arzneikunde. Ich habe recht selige Augenblicke bei diesem Mann gehabt! Er sprach so offen über die ganze Gelehrsamkeit, und urtheilte insbesondere so frei über den jetzigen Zustand der Medicin, daß es eine wahre Lust war, ihn anzuhören. Unsere Aerzte, meinte er, erfänden nichts neues: sie beteten nach, übersezten und wären grösstentheils elende Sudler. Er nannte mir einige Aeskulapier, die ich für Matadors gehal-

ten hatte, und beschrieb sie als die ärgsten Pfuscher. Nie will ich vergessen, was er mir wegen der Pathologie meines Landsmanns, des berühmten Gaubius °), gesagt hat. Das Buch, meinte Herr Gruner, sey das beste pathologische Handbuch: daß es aber so wenig auf Universitäten zum Handbuch gebraucht würde, sey nicht das Buch schuld, sondern die Schwierigkeit, welche mit der Erklärung desselben verbunden wäre.

Das herzliche Wesen des biedern Schüz hat mir ganz besonders gefallen: er behandelte mich wirklich als Freund, und sprach mit mir über Litteratur und Geschichte, weil er sahe, daß ich an dergleichen wenigstens Vergnügen fand. Schüz ist so ganz anders, als Herr Heyne in Göttingen und Freund Harles in Erlangen. Und wer so mit dem philologischen Esprit bekannt ist, aber Schüzens Verdienste um diesen Theil der Gelahrtheit nicht kennt, würde ihn wahrlich für keinen Philologen halten: so human, so liberal, so traulich ist Schüz! Ipsius suae Scholae vitia vita corrigit, sagt Seneka vom Epikur, und das kann man mit Recht auch von Schüz sagen.

---

o) Gaubius oder Gaub war in Heydelberg geboren, wo noch Anverwandte von ihm sind, die seinen Namen führen.

Den berühmten Eichhorn konnte ich nicht sprechen: er war verreiset.

Der Comment der Bursche war nicht mehr so rüde und wüste als 1776; doch hatte er noch sehr viel Burschikoses: besonders zeichneten sich die Mosellaner durch ihre Trinkgelage, Balgereien und andere Unarten, aus. Die Orden waren noch in großem Flor, besonders der der Schwarzen, derer Senior sich bei mir berühmte, sich mehr als 50 mal geschlagen zu haben. Den ältern und jüngern Hochhausen lernte ich jezt auch kennen. Sie waren geborne Jenenser, und verstanden den Comment so gut, daß beide mehrmals relegirt wurden. Der älteste ging als Fechtmeister noch in selbigem Jahr nach Rußland. Der jüngere aber, nachdem er zwei Jahre in Weimar gefänglich gesessen, sodann mit einer Müllersfrau davon gelaufen war, und in Berlin den Winter über $17\frac{8}{9}\frac{2}{0}$ den Fechtmeister und Renommisten gemacht hatte, ist vor einiger Zeit Sternwirth in Jena geworden. So spielt das Schicksal mit den unbändigen Söhnen der Musen!

Auf der Breuhanschenke bei Halle, gerieth ich in Bekanntschaft mit einem erzliederlichen hallischen Halloren, Knautpahl. Er rühmte sich, alle Professoren in Halle zu kennen, und both sich an, mich bei jedem einzuführen, wo ich nur wollte. Auf

meine Rechnung goß er eine Menge Brantewein, wie klares Wasser hinein, ohne besoffen zu werden. Hätte ich damals diesen Schuft so gekannt, wie ich ihn hernach mit meinem Schaden kennen gelernt habe — ich würde mehr auf meiner Huth gewesen seyn. Aber das war von jeher mein Fehler, daß ich einem jeden gleich traute, und mich immer betrügen ließ. Freilich ists besser, betrogen zu werden, als selbst zu betrügen; aber jenes ist doch auch nicht rühmlich. — Ich fragte den Halloren nach einem guten Logis in Halle und er empfahl mir den — blauen Hecht!

Auf der Post rieth mir jemand, vier Groschen zu geben, damit mein Koffer nicht visitirt und mir nicht alles durcheinander geschmissen würde. Das sollte so die Mode der meisten Visitatoren seyn: wer ihnen blecht, sagte man, der wird nicht visitirt, gesezt auch, er habe noch so viel Kontrebande bei sich; wer ihnen aber nicht blecht, und sich auf seine gerechte Sache verläßt, der muß nicht nur lange warten, und allerlei Impertinenzien einstecken, sondern seine Sachen auch herumhudeln lassen, als wenns gestohlnes Gut wäre. Wenn der König haben will, daß alles visitirt werde, so dürfen die Visitatoren kein Geld fürs Nichtvisitiren nehmen: und die groben Reden einiger dieser Meister, und die Beschädigung der Sachen fremder Leute, hat ihnen der Kö-

nig weder geboten noch erlaubt. Aber — practica est multiplex!

Um das Gespräch meines Wirths, des Herrn Frenzels im blauen Hecht, der unaufhörlich über die Dummheit seines Jungens loszog, nicht länger anzuhören, ging ich nach Giebichenstein, sahe mich da auf dem Felsen um und betrachtete die Trümmer des alten Schlosses, worauf in den ältern Zeiten so mancher Reichsfürst, Graf und Ritter, gefänglich gesessen hat. Ich brachte den Tag so mit Herumlaufen zu, und machte noch keine Bekanntschaft.

Neuntes Kapitel.

Meine ersten Verrichtungen in Halle.

Am andern Tag begab ich mich zu Herrn D. Semler. Ich hatte mir schon längst eine große Idee von diesem wichtigen Mann gemacht; und diese Idee wurde immer größer, je genauer ich ihn kennen lernte: und ich kann mich wohl rühmen, den Mann genau gekannt zu haben. Er empfing mich nach seiner Art, das heist, beim ersten Anblick kalt und befremdet; kaum aber hatte er meinen Namen ge-

hört, so rief er: aha! nun weiß ichs. Sie sind der Sohn des guten Laukhards, den ich vor langer Zeit recht gut gekannt habe. Was macht denn Ihr Vater? — Ich gab ihm alle Auskunft, und Herr Semler freute sich, daß der alte Metaphysikus noch recht gesund wäre. Wir waren, fuhr er fort, ratione studiorum niemals so recht einig: er gab mir gern zu, daß ein richtiges Studium der Geschichte und der Philologie allerdings einem Theologen nöthig sey: er hat sich auch, das muß ich ihm nachrühmen, nicht faul in dergleichen umgesehen; aber da hatte er seine Wolfische Metaphysik, das war sein Steckenpferd, dadurch glaubte er alle Wahrheit zu finden und alle Irthümer widerlegen zu können. Gebe Gott! daß es ihm gelungen ist, die einzige Wahrheit gefunden zu haben: daß alles, was uns bessert und beruhigt, für uns nüzlich und folglich wahr ist. Aber wenn ich nach Briefen schliessen soll, die er mir zuweilen schrieb, so muß ich denken, er hat fortgegrübelt, und sich ein System erbauet, das nicht fern ist vom kalten Spinozismus, der das Herz so leer läst und schwache Seelen leicht zu Misantropen machen kann. Ich vermuthe aber, daß das leztere bei ihrem alten Vater der Fall nicht ist: er war dazu immer zu human und zu liberal.

Ich fand dieses Urtheil des rechtschaffnen Doctors über meinen Vater sehr gegründet und

mißte ihm Beifall geben. Semler sprach endlich lateinisch mit mir, um, wie er sagte, zu sehen, ob ich fleißig in dieser Sprache gelesen hätte: Denn wenn man fleißig lateinische Bücher gelesen hätte, wie er hinzu sezte, so müßte man sich auch, dem Genius derselben gemäß, ausdrücken können; gesezt auch, man könne es, aus Mangel der Uebung, nicht fertig. Wir sprachen lateinisch, und er war mit mir zufrieden — ich sage, er war es, und nicht: er schien es zu seyn; denn Semlers Karakter war so, daß er in solchen Fällen niemals schien zu seyn. — Dann erkundigte er sich nach meiner Baarschaft und rieth mir, nachdem ich ihm eine genaue Berechnung meines Geldes abgelegt hatte, zur Sparsamkeit: einer Tugend, die niemals die meine war; denn dazu war ich schon in der frühern Jugend verdorben worden. Endlich schickte mich Semler zum Herrn D. Nösselt, dem damaligen Prorektor, wo ich für die Hälfte der Gebühren, auf Semlers Empfehlung, die Matrikel und ein großes Pack akademischer Gesetze in Empfang nahm. Herr Nösselt gab mir verschiedene gute Ermahnungen, aber auf ein gelehrtes Gespräch, so stark ich auch auf den Busch schlug, wollte er sich nicht einlassen. Ich habe hernach mehrmals mit ihm gesprochen, ihn aber immer sehr zurückhaltend gefunden.

Herr Semler hatte mir aufgetragen, ihn den andern Morgen wieder zu besuchen, um wegen meiner Bestimmung weiter mit mir zu reden. Als ich nun kam, gab er mir einen Brief an den verstorbenen Direktor des Waisenhauses, Herrn Freilingshausen. Dieser empfing mich sehr freundlich, ließ mich den 28. Psalm exponiren, wie auch die Ode des Horatius: Qualem ministrum fulminis alitem, lobte meine Kenntnisse und schickte mich an den verstorbenen Inspektor Melle, welcher mir im sechsten, oder dem sogenannten Knappischen, Eingange auf Nummer 16 ein Logis anwies. Meine Stubenburschen waren Pöhler, ein naher Anverwandter des D. Semlers, ein Mann von viel Kopf und viel litterarischen Kenntnissen. Der andere hieß Molweide. Beide waren seelengute Leute und wir lebten so friedlich und einig beisammen, wie Brüder. Mit Vergnügen erinnere ich mich noch der herrlichen Tage, die ich auf dem Waisenhause zu meinem wahren Nutzen verlebt und hernach nicht mehr geschmeckt habe. Ausser diesen lernte ich bald noch einen sehr würdigen jungen Mann kennen, der bei Herrn Professor Niemeyer wohnte und Bartholdi hieß. Dieser schien gar nicht Student zu seyn: so wenig kam er in Studentengesellschaften und so wenig verstand er vom Comment. Dafür hatte er aber reine Sitten und viel

gesezte Rechtschaffenheit. Er war nie auf Schulen gewesen, hatte sich jedoch für sich auf die Wissenschaften und alte Sprachen gelegt und nicht gemeine Kenntnisse erlangt. Diese Kenntnisse suchte er durch ununterbrochnen Fleiß zu vermehren. Herr Prof. Niemeyer würdigte ihn seiner Freundschaft und seines Umgangs; und ich muß hier diesem Manne das Zeugniß geben, daß er dadurch, daß er hofnungsvollen jungen Leuten zu der Zeit den Zutritt zu sich gestattete und sie seines Umgangs würdigte, sehr viel Gutes gestiftet hat. So was prägt eine gewisse edle Ambition in die Gemüther, welche zu lauter guten Thaten anspornt *p*).

---

p) Ich bin kein Freund von solchem Professors-Umgang, wie ich ihn in Göttingen gesehen und schon oben (Th. I, S. 263.) beschrieben habe; aber freien Zutritt sollte ein akademischer Lehrer seinen Zuhörern immer gestatten. Ich hörte einmal einen gewissen Herrn sich entschuldigen, daß er mit Studenten gar nicht umgehen möchte, aus dem Grunde: es könnte sonst scheinen, als wolle er sich bei den jungen Leuten in Gunst setzen, damit sie seine Kollegien hören möchten; allein diese Ausflucht ist sehr unstatthaft. Es ist ja bekannt, daß man — ceteris paribus — mehr Zuhörer erwirbt, wenn man sich in ein gewisses Dunkel zu stecken weiß, woraus man sich selten entfernt, allen Studenten-Umgang meidet und ihnen nur im Kollegio sichtbar wird; oder — was wenigstens in Halle unfehlbar wirkt — wenn man alles hübsch kurz und so lieset, daß jeder von Wort zu Wort alles nachschreiben

Meine Lebensart war um diese Zeit sehr ordentlich. Ich hörte zwei Kollegia bei Herrn Semler, und die Physik bei Karsten. Herrn Knapps Psalmen besuchte ich auch einige Monathe. Herr Semler ermahnte mich, brav alte Schriftsteller zu lesen, und borgte mir den Homer von Barnesius, der griechischen Scholien wegen; sodann auch, um mir Geschmack an der Lectüre der Väter beizubringen, die Opera Basilii Magni, wovon ich verschiedenes mit Vergnügen gelesen habe.

Indessen hatte mir Herr Freilingshausen die ordinaire Präparanz auf dem Werke — so nannten die Studenten das Waisenhaus — gegeben, und Herr Pastor Nebe forderte jezt, daß ich seinen sogenannten Katechetischen Vorlesungen über den alten Schmöcher des ehemaligen Prof. Joh. Jacob Rambachs, beiwohnen sollte. Gleich in der ersten Stunde hatte ich aber an diesen Vorlesungen so satt, daß ich sehr ungern weiter hinging. Das abgeschmackte Kompendium: „Wohlunterrichteter Katechet," und noch mehr, die angestellten Uebungen

---

kann und dann lange Ferien macht. Diese Stücke sind für den Herrn Professor und die Herren Studenten gleich bequem und die besten Lockvögel. Hieraus ergiebt sich aber leider, daß ein feuriger und Vollständigkeit liebender Mann in Halle nicht auf großen Beifall rechnen darf.

mit Studenten und deutschen Schülern, machten mir diese Lectionen gar zum Eckel. Allein ich mußte mich fügen.

Während dieses Kollegiums trug mir einer meiner Bekannten auf, einige Tage in seiner Abwesenheit, für ihn in der ersten Mädchen-Klasse zu vikariren, oder statt seiner das Kompendium über die Dogmatik von Anastasius Freilingshausen, dem Vater des damaligen Direktors, zu erklären. Ich ging ohne Vorbereitung in die Klasse und fand, daß ich den Kindern ein Stück aus dem lieblichen Artikel von der Rechtfertigung vortragen sollte. Ich war lange mit den Fratzen bekannt, welche die Theologen, seit Augustins und besonders seit Anselmus Zeiten, über diesen Artikel verbreitet hatten, und nahm mir vor, meinen Unterricht auf folgende Sätze einzuschränken: der Christ wird durch die Religion Jesu, d. h. durch die Befolgung seiner Sittenlehre, gerecht und selig. Christus hat sich auf mehr als eine Art um das Juden- und Menschengeschlecht verdient gemacht; sein vornehmstes Verdienst aber besteht darin, daß er den Willen seines und unsers himmlischen Vaters, besser als sonst irgend ein Prophet, geoffenbaret hat. Wer ihn also für einen göttlichen Propheten hält und alles glaubt und ausübt, was er gelehrt hat, ist ein gerechtfertigter Christ und wird selig.

Diese Sätze trug ich den Kindern vor. Ob sie selbige besser verstanden haben, als die abgeschmackten Lehren des Kompendiums, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß Herr Pastor Nebe entweder selbst, oder sonst ein Jemand, welcher die heiligen Anstalten vor Ketzerei schützen wollte, gehorcht hatte. Denn gleich einige Tage nachher citirte mich Herr Nebe und befragte mich in merklich rauhem Ton, über die Ketzereien, die ich mich erdreistet hätte, den Kindern zum Schaden ihrer Seelen vorzutragen. Sogleich erklärte er mir auch, daß ich des Tisches, den ich damals genoß, verlustig wäre. Nun war mirs freilich nicht so sehr um den Tisch zu thun, als um die Furcht, der Herr D. Semler möchte dies erfahren und böse werden: denn als ich diesem toleranten Manne meine freiern Meinungen in seinem Zwinger mittheilte, gab er mir den weisen Rath, ja auf dem Waisenhause nichts davon merken zu lassen. Daher lenkte ich jezt bei Herrn Nebe ein und versprach, meine Gedanken über Rechtfertigung und Verdienst Christi schriftlich aufzusetzen und sie der Censur des hochwürdigen Herrn Pastors vorzulegen. Das that ich auch in lateinischer Sprache, aber so unbestimmt und so zweideutig, daß der arme Nebe gewiß selbst nicht wußte, was er aus meinem Aufsatz machen sollte.

Ich ging hierauf zum Direktor, erzählte ihm den Vorfall und bat: er möchte mir, im Fall er meiner sich ferner bedienen wollte, eine Stunde auf der lateinischen Schule anweisen. Das Kollegium über Rambach sey für mich eine arge Pönitenz. Freilingshausen lächelte und einige Tage hernach erhielt ich die dritte griechische und zweite hebräische Klasse.

In der dritten griechischen Klasse las man damals noch, nach der gewöhnlichen Unart, nichts als das Neue Testament q), ein Buch, das sich eben so gut zum Geiechisch-Lernen schickt, als das Breviarium oder Missale Romanum zum Latein-Lernen. Ich bat meine mir gewiß sehr ergebenen Schuler, doch die vom Herrn Prof. Schulze herausgegebe-

---

q) Lehranstalten mit Buchhandlungen verbunden, haben gewöhnlich diesen Nachtheil: da muß erst die Auflage vergriffen seyn, ehe ein besseres Lehrbuch statt finden könne. Und ist das Lehrbuch gar ein stehender Artikel, — da ist er allerdings eine res sacra! — Das war vor Zeiten auch so die Maxime der Jesuiten-Schulen! Ja, irgendwo lieset ein sehr ansehnlicher Mann über ein sehr unansehnliches Compendium, blos, unt den Verleger desselben — freilich nach dem Sprichworte: die eine Hand wäscht die andere — seine starke Auflage unterbringen zu helfen, wozu sonst nach dem Absterben des Verfassers wenig Hoffnung gewesen wäre. — Eine merkantilische Art von den Hindernissen der Aufklärung, die man nicht genug zu beachten scheint.

nen Selecta Capita sich anzuschaffen, welche wir statt der Episteln St. Pauli lesen wollten. Die Schüler folgten meinem Rath und so war ich der erste, welcher es wagte, in graeca tertia auf dem Waisenhause zu Halle, etwas anders zu lesen, als das so dunkel und altmodisch geschriebene Buch, Neues Testament genannt.

Im Hebräischen fand ich meine Schüler in den ersten Grundregeln der Grammatik versäumt, und doch sollte ich ihnen die Psalmen, ein an tausend Stellen korruptes, schweres Buch vorerklären. Ich ermahnte sie, mir zu folgen und Grammatik zu treiben. Auch hierin fand ich folgsame Jünglinge, die sichs gefallen ließen, daß ich ihnen die einfachsten Regeln vordemonstrirte, welche sonst schon ein Anfänger wissen muß.

Ein Hauptfehler der damaligen Einrichtung auf dem Waisenhause war, daß die Inspektoren, den Herrn Feldhan ausgenommen, in Absicht der Schulwissenschaften sehr kleine Meister waren, um nichts schlimmeres zu sagen. Daher konnten sie unmöglich die Fähigkeiten der Lehrer prüfen: wer nur vor ihnen sich schmiegen konnte, erhielt eine Klasse, wie er sie verlangte; wer aber das nicht konnte, der mußte nehmen, was man ihm gab, und gefiel ihm das nicht, so konnte er wegbleiben. Als Herr

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Wald, jezt Professor der Philosophie zu Königsberg, mein gewesener fidus Achates in Halle, ein in allem Betracht gelehrter Mann, sich mit dem Inspektor Schmidt entzweite und deshalb die grobe Antwort erhielt: „Wenns ihm nicht anstände, so könnte er sich packen, wohin er wollte," — ging er ab und hatte Recht dazu; denn er wußte gewiß mehr als alle Herren Inspektoren, selbst Herrn Feldhan nicht ausgenommen. Der Inspektor, welchem die Wahl der Lehrer anvertrauet war, tröstete sich gleich über den Abgang des Herrn Walds und sagte: „Lehrer könne man genug haben, wenn man nur genug haben wollte! Wald habe ohnehin von Subordination nicht viel hören wollen."

Man muß wissen, daß die damaligen Herren Inspektoren einen gewissen geistlichen Stolz besaßen, der freilich sich blos in der Stuzperücke gründete, aber eben deswegen, weil er ein so seichtes Fundament hatte, ganz unerträglich war. Ueberhaupt hätte ich gar viel an so mancher öffentlichen Schulanstalt, besonders in Rücksicht auf Erziehung zu tadeln; aber hier ist der Ort nicht dazu, und was würde es frommen? Genug, wer diese Schrift liest, den ermahne ich, durch Erfahrungen belehrt, sein Kind ja nicht auf zu große, schwer zu übersehende Schul- und Erziehungsanstalten zu schicken, wenn er nicht will, daß es Gefahr laufe,

an Leib und Seele verdorben zu werden. Von Erziehung übrigens abgesehen, muß ich bekennen, daß unter den vielen Lehranstalten, die ich weit und breit kenne, das Hallische Waisenhaus, noch immer eine der vorzüglichsten ist, und die vorzüglichste alsdann gewiß werden könnte, wenn man auf einen Fond bedacht wäre, um durch angemessene Besoldungen den fähigsten Köpfen unter den vielen in Halle Studierenden Muth und Lust zu einer stabilen Inspections- oder Lehrstelle beizubringen, und dadurch dem zu öftern und zu schnellen Abwechseln mit beiden vorzubeugen. — Den Fond dazu könnte man wohl leicht alsdann haben, wenn — nach Schadloshaltung der jezt einmal bestallten Lehrer durch anderweitige Versorgung — die Einkünfte des Hallischen reformirten und lutherischen Gymnasiums, deren Ansehn ohnehin das blühendste nicht ist, dem Waisenhause zufielen, und dann dieses selbst angehalten würde, durch eine systematischere Aufsicht auf Buchladen, Apotheke, Seidenbau und Landökonomie die Versuchung unmöglich zu machen, auf Kosten des Ganzen — sich einzeln zu bereichern. —

Ich fand gar bald die seligen Folgen einer ordentlichen Lebensart: Mein Körper war gesund und munter und meine Seele erhielt eine Heiterkeit, welche von jener burschikosen Lustigkeit weit entfernt war. Fast täglich, wenigstens viermal die Woche,

besuchte ich den treflichen Semler, und begleitete ihn zuweilen auf seinen Spaziergängen, die er alle Tage anstellte. Bei solchen Gelegenheiten waren die Reden dieses großen Mannes jedesmal sehr lehrreich und für mich äusserst interessant. Ich las mehrere seiner Schriften, besonders sein unsterbliches Werk vom Kanon, und seine Selecta capita Histor. eccles. Stieß ich auf etwas, was ich nicht verstand, oder anders verstand als er, da bat ich ihn um Belehrung oder disputirte dagegen. In beiden Fällen betrug sich Semler als ein Mann, dem es darum zu thun ist, daß der, welcher ihn hört, die Wahrheit kennen lerne, und nicht, daß er seine Gelehrsamkeit bewundere, welches so viele bezwecken wenn sie über wissenschaftliche Dinge mit Andern sich unterhalten.

Semler hatte mir vor allen Dingen ein genaues Studium der Geschichte empfohlen, ohne welche, wie er dachte, gar keine gelehrte Kenntniß statt finden könne: besonders hatte er mir Kirchenhistorie empfohlen, und in dieser Absicht mußte ich, auf seinen Rath das Neue Testament studiren. Er borgte mir zu diesem Behuf Wettsteins Ausgabe und mehrere gute Bücher. Da ich wußte, daß Semler von den sogenannten Zeichen und Wundern durchaus nichts hielt, so bat ich ihn einst, in seinem Garten, mir einen Weg zu zeigen, diese Geschichtchen ver-

nünftig zu erklären. Allein er erklärte mir gerade heraus: diese Historien litten gar keine vernünftige Erklärung: man müsse sie stehen lassen: sie enthielten ja keine Glaubensartikel, so wenig überhaupt Glaubensartikel in einem geschriebenen Buche stehen und geschriebene Autorität haben könnten. Ich bestand aber auf meiner Behauptung, daß, wenn gewisse Wunder, z. B. die Auferstehung Jesu wegfielen, auch der Grund der Religion wegfiele, da die Apostel ihren einzigen Beweis von daher genommen hätten. „Was wollen Sie damit sagen? — erwiederte Herr Semler mit Hitze, —“ die Apostel nehmen ihren Beweis von Jesu Religion aus seinen Wundern? das war ja sehr natürlich! woher, um Gottes Willen, sollten sie ihn denn sonst nehmen, bei einem Volke, das Wunder über Wunder haben mußte und wollte? Hat das aber bei uns auch noch statt? Können wir aus der Uebereinstimmung unserer Vernunft mit Jesu Religion nicht Beweis genug für uns finden, daß er ein Gesandter Gottes war? Ist seine Sittenlehre nicht gut? ist sein moralisches ewiges Leben nicht wünschenswerth? — Und was gut und wünschenswerth ist, muß doch wohl vernünftig und wahr seyn?“ Ich wendete ein: daß auf diese Art das Neue Testament gar keine eigene Autorität behalte, keine Offenbarung sey, und daß folglich der Deist recht habe, wenn er mit Hin-

tenansetzung aller so genannten Religionslehren, als lein das für wahr halte, was er mit seiner Vernunft in Uebereinstimmung bringen könnte. Herr Semler hatte wider dieses nichts einzuwenden; doch meinte er, der Deismus, wie er vorläge und in Schriften vorgetragen würde, sey mehr schädlich als nützlich wegen des polemischen Tons, womit die Verfechter desselben zu Werke gingen [r]). Spötterei in Religionssachen wäre überall nichts: und die fände man doch beinahe bei allen Deisten [s]).

Doch ich würde meine Leser ermüden, wenn ich mehrere Aeusserungen dieses Mannes anbringen wollte: für mich waren sie immer lehrreich und bestärkten mich in dem Gedanken, den ich schon lange zur Grundlage meiner Religion gemacht hatte, nämlich, es giebt überhaupt keine göttliche unmittelbare Offenbarung: die gewöhnlichen beruhen auf Mißverständniß oder höchstens auf fanatischen Grillen; es giebt daher auch keine Geheimnisse, keinen Gottesdienst nach höhern Vorschriften und keine übernat-

---

s) Wie wenn der Semlerische Ton wider die Deisten nicht auch einen Anstrich von Polemik gehabt hätte!

r) Wie Unempfänglichkeit für ruhige Vernunftbelehrung beinahe bei allen Theologen. Verschmuzte Lumpen erfordern Lauge, um rein zu werden: und Furcht vor beschämt oder belacht zu werden, wirkt oft mehr, als alle Logik.

türliche Gnade. Was ich begreifen kann, ist für mich wahr; und was mich besser und ruhiger machen kann, ist für mich ein Gut, nach dessen Besitz ich streben muß. — Ich hatte freilich viel moralische Kenntnisse; allein, leider auch ich erfuhr, daß Theorie und Praxis, Denken und Handeln himmelweit von einander verschieden sind.

Zehntes Kapitel.

Auch ein Wort vom hallischen Komment!

Die Herren Giesser, Jenaer, Göttinger, Heidelberger, Strasburger, Mainzer und andere, deren Comment ich in meiner Biographie bisher beschrieben habe, möchten böse werden, wenn ich ganz von dem Wesen der Hallenser schwiege; und dazu hätten sie auch Recht. Ja, würden sie sagen, da sieht mans, er lebt in Halle und hat da so sein Wesen unter den Studenten; daher findet man von diesen kein Wort. Vielleicht war auch der Herr Censor schuld, welcher das Nachtheilige fremder Universitäten stehen ließ; das aber von der Hallischen wegstrich. — Allein, gemach, meine Herren! Sie irren, wenn sie glauben, ich würde hier partheiisch seyn. Eben

so freimüthig, wie ich von andern Universitäten geschrieben habe, werde ich auch von der Hallischen schreiben, und eben so werde ich von den hiesigen Studenten das sagen, was der Zweck meines Buches mit sich bringt.

Warum ich aber keine Bildergallerie der Hallischen Professoren aufstelle? Ob ich die Herren vielleicht nicht kenne? — Hören Sie, meine Herren, ich kenne die Herren meist alle, sowohl von Person, als nach ihren Schriften: — aber urtheilen mag ich doch nicht über alle. Die meisten sind über meine Schilderung erhaben; und bei einigen könnte ich mir den Verdacht der Schmeichelei zuziehen; also — oder vielmehr bedenken sie, meine Herren, daß Friedrich II. allezeit ganz besonders für die hiesige Akademie gesorgt hat, und daß ein Zedlitz sehr lange ihr Curator gewesen ist: und nun machen Sie den Schluß, daß ein Ouvrier oder ein Bechstold hier schwerlich Professoren werden konnten oder bleiben, wie man noch vor kurzem an einem Herrn Peucker gesehen hat. Ist ja dann und wann ein Nebenfaden passirt, je nun, — keine Regel ohne Ausnahme!

Aber ich vergesse die Ueberschrift dieses Kapitels: Also vom Burschen-Komment in Halle!

Als ich ankam, fand ich den Comment sehr verschieden, wie es auf einer so zahlreichen Univers-

stät nicht anders zu erwarten ist. Meine Landsleute, die Pfälzer und alle sogenannten Reichsländer, zeichneten sich damals nicht vortheilhaft aus. Herr Dambmann, den ich gleich anfangs kennen lernte, beschrieb mir die Leute und warnte mich vor ihnen. Willst du bei Kredit bleiben, so meide die Reichsländer: das sind größtentheils Leute, die sich in allerlei Händel verwickeln und endlich, wenn sie in Schulden bis über die Ohren stecken, sich heimlich davon machen *). Das Ding gefiel mir nicht; aber leider die Erfahrung bestätigte mirs.

Warum die Reichsländer in Halle so waren? — Der Grund ist leicht einzusehen. Wer draussen Geld hat und liberal erzogen ist, läuft nach Göttingen, Jena oder Erlangen; wer aber keins hat, kommt noch Halle, um sich da ans Waisenhaus zu halten, und so seine Brodstudien durchzulaufen. Was aber aus dergleichen Leuten zu werden pflege, wissen wir.

Ich besuchte bald nach meiner Ankuuft die Breuhausschenke förmlich und traf eine ganze Menge Studenten an. Ich forderte zu trinken; der Wirth Trautmann brachte Breuhan und trank mir zu mit den Worten: Prost (profit) Mosje Fuchs!

---

*) Skissiren spricht der Student.

dies fand ich impertinent und als ich dem Kerl einen Filz gab, hieß es: das sey so Mode: man müsse bei ihm erst commersiren; sonst sey man noch Fuchs. — Die Studenten, lauter Reichsländer, die zu der Zeit ihren Zug dahin hatten, sezten sich nun hin, stimmten das: „Lustig sind wir, lieben Brüder!“ an und luden meinen Begleiter, den Herrn Schellenberg und mich zum Mitcommersiren ein; aber wir hatten keine Lust: Brüderschaft-Trinken konnte ich indessen nicht vermeiden. Ich muß sagen, daß dieser Commersch nach den Regeln des Jenaer Comments sehr elend war: es wurden gar Gnoten-Lieder gesungen. An Saufen aber, Schuldigbleiben und endlich nicht bezahlen, liessen die Herren Reichsländer es nicht ermangeln. Kurz, der Commersch und der Ton dieser Leute gefiel mir nicht. Die andern Landmannschaften, die Schlettau, Passendorf, Riedeburg, oder die Koffeehäuser in Halle besuchten, gefielen mir besser. Besonders gefielen mir die Märker. Diesen kann ich mit Wahrheit nachrühmen, daß sie größtentheils Leute von sehr guten Grundsätzen sind. Die Ursache davon ist auch leicht einzusehen. Sie gehen meistens, ohne in ihrer frühesten Jugend, wie die Berliner Kinder selbst, durch Luxus und den Residenzien-Ton verhunzt zu seyn, nach Berlin auf Schulen, wo durchaus ein guter Ton herrscht, wo Orbilismus und

Pedanterei eben so weit entfernt sind, als Zügellosigkeit oder Unfläterei. O wenn ich das Glück gehabt hätte, einem Gedike, Büsching oder Meierotto in die Hände zu fallen! — — — — — — — u).

Die Pommeraner, Magdeburger, Halberstädter, Westphälinger und Ostfriesen, sind meist robust, schlicht und ehrlich; gewandter, poetischer und musikalischer sind die Schlesier. Professionisten und Speisewirthe verstehen sich auf die moralische Physiognomik der Landmannschaften sehr genau. Die wissen einem beinahe aufs Haar anzugeben, wem man im Durchschnitt mit Sicherheit borgen könne oder nicht. Daß es aber auch hierbei Ausnahmen gebe, weiß man. Wohl der Landmannschaft, bei der es ein gewisses National-Ehrgefühl giebt, das sie antreibt, gemeinschaftlich für Abwendung der Schande von sich zu sorgen.

Nach und nach lernte ich die Herren Hallenser näher kennen, und machte manch artige Bekanntschaft. Mein angenehmster Umgang waren die Herren, Wald, jetzt Professor in Königsberg, Schellenberg, mein Landsmann, Moes aus Westphalen, Bartholdy, Kiefer aus Saarbrücken,

---

u) Der Schlüssel zu diesen und allen Zeilenlang folgenden Gedankenstrichen wird dereinst geliefert werden.

Herr von Hammerstein und einige andere. Wir besuchten uns gegenseitig, unterhielten uns über Sachen aus dem Fache der Gelehrsamkeit, und machten uns dann und wann über die hochheiligen Dogmen lustig, doch niemals, wie mein Deisten-Club in der Pfalz gewohnt war, mit Frechheit und Sophisterei. Zotologie oder anderes verfängliches Zeug wurde gar nicht gehört.

Die Unart der Orden hatte auch die Hallische Universität vergiftet. Besonders regten sich damals die Konstantisten und Unitisten und suchten die andern Orden, die so unter der Hand entstehen wollten, z. B. den der Desparatisten, deren Amulet ein Todtenkopf mit einem daran hängenden Kreutze war, und den der Juviolabilisten und noch mehr dergleichen — in der ersten Geburt zu ersticken und eine gewisse dirigirende Superiorität auf der Universität zu behaupten. Aber das wollte ihnen doch in Halle, bei der großen Menge der Studirenden, nimals so recht gelingen. Da gab es selbst unter den beiden Orden Schlägereien, aber auch Profane und Landmannschaften, welche Muth genug hatten, den Ordensbrüdern bei Aufzügen und andern Feierlichkeiten die Spitze zu bieten und sie von ihren Zusammenkünften auszuschließen. Dies letztere verfügten die Westphälinger zuerst, drangen glücklich durch, und erhielten mit

der Zeit die Schlesier zu Bundesgenossen wider die Orden. Durch ihr Hauptgesetz: keinen Ordensbruder oder Anhänger derselben in ihr Kränzchen aufzunehmen, oder ihres Umganges zu würdigen, hatten sie es dahin gebracht, daß zu der Zeit, da ich dieses schreibe, die Orden beinahe all ihr Ansehn verlohren haben und in den letzten Zügen zu liegen scheinen. Die Universität hat zwar beständig sehr scharf auf die Orden inquirirt, und es befinden sich unter den akademischen Gesetzen strenge Verordnungen gegen dieses Unwesen. Aber, wie ich schon oben bemerkt habe, Pönal-Proceduren tilgen dergleichen nicht. Nur von Seiten der Obrigkeit sie nicht geneckt, sie keiner inquirirenden Aufmerksamkeit gewürdigt, und sie verschwinden nach und nach von selbst.

Die Sprache der hallischen Studenten war dazumals viel rüder als sie jetzt ist. Man weis, daß die Studenten überhaupt ihre ganz eigene Sprache haben, die man ausser der Burschenwelt nicht wohl versteht. Sie ist ein Aggregat von den schnurrigsten Ausdrücken dieser oder jener Provinz, Stadt, Schule, Universität, und oft eines einzelnen lustigen Kopfs. Je fideler aber der Comment irgendwo ist, desto reicher ist die Burschensprache, und umgekehrt. In Jena könnte ein großes Wörterbuch mit diesem Dialekt angefüllt werden. Den Hallischen hat der bekannte

Magister Kindleben in ein Lexicon gefaßt und bei Hendeln herausgegeben. Wer hört aber dergleichen heut zu Tage noch! Alles ist jetzt edler. Die Waisenhäuser haben indeß noch eine ganz besondere Mundart. So heißt z. B. schiessen in der gemeinen Burschensprache soviel, als heimlich entwenden; bei den Herren Waisenhäusern aber — aufpassen. Daher Schießhund ein Aufpasser. Ich hatte mir es ehedem sehr angelegen seyn lassen, die akademische Burschensprache in ihrer ganzen Ausdehnung zu erlernen, und daher kommt es, daß ich jetzt bei jeder Gelegenheit dergleichen unwillkührlich anbringe. Die Leser mögen mir das verzeihen, und derlei Kleinigkeiten nicht als große Sünden anrechnen, wie der Recensent meiner Beiträge zu Bahrdts Leben — in der Greifswalder Zeitung. Ich gehe ja noch immer mit Studenten um; warum sollte mir ihre Sprache nicht anhängen? x)

---

x) „Daß hier und da ein pöbelhafter Ausdruck vorkommt," — sagt sogar ein Salzmann — wird man mir hoffentlich verzeihen. Wenn man schildern will, muß man die Sache vorstellen, wie man sie findet. Ein netter, reinlicher Anzug, den der Maler um den Körper eines Bettlers hängen wollte, würde das Auge des Kenners mehr beleidigen, als ein zerrissener Rock." — (Krebs Büchlein 3te Auflage S. XXIV. Vorrede.) — Und nun ein Musketier! — Variatio delectat.

Einen Gebrauch habe ich bei den Hallischen Studenten — denn hier heißen sie nicht Bursche — bemerkt, den ich noch nirgends gefunden hatte. Das war das Singen bei der Prorektor-Wahl. Diese wird in Halle auf den 12. Julius, als den Stiftungstag der Universität, bekannt gemacht. An diesem Tage zogen die Studenten sonst schaarenweise zu sechs, acht und mehreren Hunderten durch alle Straßen und grölten Burschenlieder, auch die allerschändlichsten. Das Wesen ging schon gegen fünf Uhr an, und dauerte bis in die späte Nacht. Keine Straße wurde vergessen: die Herren durchbrüllten auch die Winkel der Stadt. Man denke, welches Fest das für den Pöbel, oder wie's in Halle heist, für das grobe Zeug gewesen sey und wie sich der Jan Hagel müsse gefreut und angeschlossen haben.

Daß bei dieser schönen Expedition manche Excesse vorfielen, ohne gerade allemal von Studenten herzurühren, läßt sich vermuthen. So sehr aber dies spektakulöse Singen ehedem allgemein beliebt war, so allgemein verhaßt und verächtlich ist es nach und nach geworden. Der edlere Theil der Studenten fand es unter seiner Würde, bacchantenmäßig auf der Straße herum zu grölen und sich zum skurrilischen Pöbelsänger herabzusetzen, und unterließ es. Der kleine obskure Theil, der sein Gassen-

jungen: Recht behaupten zu müssen wähnte, ward des Schreiens endlich auch müde, und so kam es dahin, daß im Jahr 1789 als Herr Semler Prorector ward, die Kinderei aufhörte, und seitdem nicht wieder gehört ist.

Die erste Prorector: Wahl, welche ich 1782 in Halle erlebte, traf den Herrn Professor Woltär. Er befand sich gerade zu Lauchstädt im Bade. Um ihm ihre allgemeine Liebe und Hochachtung feierlich zu bezeugen, hatten die Studenten beschlossen, ihn im Aufzuge mit Musik von Lauchstädt nach Halle abzuholen. Dies stritte wider die akademischen Gesetze, und eben darum ließ der abgehende Prorektor, Herr D. Rösselt, diese Feierlichkeit untersagen. Herr Professor Woltär hatte sie ohnehin schon verbeten. Er war zu einsichtig, um sich dem Neide preis zu geben. Hinausgeritten und gefahren wurde indeß doch, und auf lautes Murren folgten endlich Excesse. Man erwischte einige Tumultuanten, schleppte sie ins Carcer, und andere bestrafte man anders. Dies empörte noch mehr und lenkte den Tumult bis zum Einschmeissen der Fenster. — — — — — — —

Herr Professor Woltär ist aber immer der Liebling der Studenten geblieben. So viel vermag Fleiß und Leutseligkeit! Grobiane und Bequemlinge liebt man nirgends.

Das Besuchen der Dörfer ist in Halle eben so sehr Mode, als immer in Giessen und Jena. Der Student liebt überall Natur und Zerstreuung. Auf den Dörfern um Halle findet sich freilich eben nichts besonders, nicht einmal eine gute Kegelbahn. Aber der Hallische Student muß einmal Dörfer besuchen, und wenns auch nur wäre, um gekünstelte Gesichter zu begaffen, Merseburger Bier zu trinken, mit dieser oder jener Schneidertochter, Stiefelwichserinn oder Perückenmacherhure zu tanzen, oder des Sommers irgend einer Kornnymphe nachzuwittern, und der Accise ein Compliment zu machen.

Da die von den Hallensern besuchten Dörfer meist Sächsisch sind, so wird viel Geld auſſer Landes geschleppt. Schlettau, Passendorf und Reideburg sind daher wahre Blutigel für die Beutel der Studenten. Das Accise-Departement hat eben darum sehr klug gethan, daß es dem Bahrdtischen Weinberg, der schon seiner Lage wegen, einer der angenehmsten Zerstreuungsörter um Halle ist, erlaubt hat, Merseburger Bier zu führen, und dadurch das Ausschwärmen auf die Sächsischen Dörfer, wenigstens von dieser Seite, unvermerkt einzuschränken. Wer jetzt um dieses Biers willen sich eine Motion machen will, hat es im Preussischen und nahe: er versäumt also weniger Zeit, erspart Reitkosten, da

er diese kleine Tour leicht zu Fuße macht, läuft nicht Gefahr, mit sächsischen Soldaten oder Bauern handgemein zu werden, und entgeht der Versuchung, bei Gelegenheit des Merseburger-Bier-Trinkens auf sächsischen Dörfern, auch von da aus zu contrebandiren. Wahrlich, wer Halle und die Hallenser kennt, und Patriotismus hat, würde eben dieser Gründe wegen es gern sehen, wenn das Accise-Departement es dahin brächte, daß das Merseburger-Bier eben so wohlfeil in Halle wäre, als es um Halle herum ist: dadurch würde mancher Unfug gehoben, und gewiß an Tausenden weniger ausser Landes geschleppt werden.

Auch Lauchstädt ist des Sommers ein wahres Verderben für die hallische Universität, ja selbst für die Bürgerschaft. Im Jahr 1783 kam ein Brief eines Reisenden, und 1787 ein Schriftchen: Lauchstädt, ein kleines Gemählde — heraus, worin von den Tugenden dieses Bades und der gewöhnlichen Badegäste sehr zweideutig gesprochen wird; das kümmert aber den Studenten nicht genug, wenn er nur seine Tour nach Lauchstädt machen kann! Und warum denn wohl? Welches Vergnügen kann der Herr Student in Lauchstädt erwarten? Die Gesellschaften der Badegäste stehen ihm nicht offen: keine Dame, kein Herr von Stande würdigt ihn eines Anblicks, er sey denn von Adel,

und zwar von bekanntem Adel. Der Ton ist die Bas dezeit über so steif, als er es nur da seyn kann, wo Stiftsadel den Ton angiebt: Was sucht er also da? Er, der sonst Ehrgefühl zu haben prätendirt? — Je nun, was der Student sucht! Er geht dahin, weils zum hallischen Komment gehört! Da sitzen sie beisammen, die Herren, gehen herum, vigiliren, und machen sich selbst Gesellschaft, spielen mit einander, besuchen die Komödie und helfen das Geld unter die Leute bringen. Viele ruiniren gleich den ersten Sommer ihre Kasse durch das Rennen nach Lauchstädt dergestalt, daß sie die Zeit ihres Studierens über nicht wieder zu Kräften kommen können, und immer große Schulden haben.

Durch nichts aber setzen sich die Hallenser mehr zurück, als durch ihre ewige Touren auf Leipzig zur Meßzeit. Es ist nichts seltenes, daß einige ihren ganzen Wechsel da sitzen lassen. Viele Tausende reichen wahrscheinlich nicht zu, das alles baar zu machen, was ihnen Jubel, Komödie, Mädchen, Pferde, neumodische Kleidungen und der übrige Studentenkram Jahr für Jahr blos in Leipzig kostet. Ich weiß gewiß, daß noch die vorige Ostermesse einem halb bemittelten Baron nur die Livree für seinen Bedienten 129 Rthlr. gekostet hat. Nun schließe man weiter. — Und unter diesen lustigen Brüdern gibts leider manchen armen Schlucker, des-

sen Eltern es blutsauer wird, ihn nur halbweg zu unterhalten, oder die sich seinetwegen in Schulden stecken, oder gar kümmerlich zu Hause behelfen müssen. Aber wer denkt an diesen Hochverrath der kindlichen Liebe eher, als bis alles verjubelt, nichts gelernt, und oft Ehre und Gesundheit zum größten Kummer der Eltern zu Grunde gerichtet ist! —

Die Bürger in Halle machens den Studenten treulich nach, und laufen eben so wie diese auf die Dörfer, nach Lauchstädt und nach Leipzig, auch um sich zu verlustiren und ihr Geld an den Mann zu bringen. Ueberhaupt wird man finden, daß da, wo Universitäten sind, die Bürger grösstentheils studentenmäßig leben, und den Ton derselben nachäffen. Man gehe z. B. nach Berlin oder nach Frankfurt am Main, auch nur nach Mainz und Strasburg, als wo die Universität von gar keiner Bedeutung ist, und daher keinen Einfluß auf den allgemeinen Ton hat, — und sehe, ob da die Bürger in den Wein- Bier- und Schnappshäusern ihre Zeit verschleudern. Da findet man arbeitsame, haushälterische Leute: hingegen in Jena, Halle, Giessen und an andern Orten, wo Burschenkomment herrschender Ton geworden ist, sieht es anders aus. In Halle zum Exempel sind alle Kneipen täglich voll: man gehe zu welcher Stunde man will, auf den Rathskeller, in die Bierhäuser und Branteweinschenken, und

man wird da nicht eine finden, wo nicht mehrere Schneider, Schuster, Perückenmacher u. a. m. anzutreffen wären. Daß dieses kein gutes Zeichen ist, versteht sich von selbst: daß man wenig wohlhabende Handwerker da antreffen werde, kann man schließen, und man schließt ganz richtig. Die Leute haben guten Verdienst; aber ihre studentische Lebensart bringt sie um dessen Früchte. In Jena ist das noch viel ärger: da glaubt der Philister, es bringe ihm Schande, wenn er von seinem Verdienste des einen Tages mehr auf den andern spare, als er gerade noch früh zu seinem Schnapse braucht. Leicht verdienen können, macht also nicht haushälterisch. —

Eilftes Kapitel.

Fortsetzung. Bordelle in Halle. Waisenhaus. Professor Wolf.

Im Sommer 1782 war der bekannte Aventurier Abt mit einer Gesellschaft grösstentheils elender Schauspieler zu Neideburg angekommen, und hatte da bei Meister Zacharias Schmid Quartier genommen. Abt hatte diesem Schmid und seiner Frau weis gemacht, daß er durch ihn reich werden könnte,

und Schmid ließ sich bereden, ein Schauspielhaus von Brettern aufzubauen. Nun ward angefangen zu spielen. Ich besuchte gleich anfangs dieses Spektakel, fand aber eine sehr elende Vorstellung recht guter Stücke, obgleich einige Akteurs, vorzüglich die Madame Abt, noch ziemlich waren. Allein die hallischen Studenten, die grösstentheils noch nichts von dergleichen gesehen hatten, und die Philister mit ihren Weibern und Töchtern liefen nach Reideburg schaarweise, und beklatschten die Aktionen, als hätte ein Reinike oder Fleck agirt, und eine Mara oder Clairon gesungen. Das Schauspielhaus war immer voll, und wer ein wenig spät kam, fand keinen Platz.

Der Prorektor ließ scharfe Befehle wider das Komödienbesuchen anschlagen: wer einen angeben würde, nämlich von den Studenten, der wirklich in der Komödie gewesen wäre, sollte fünf Thaler Belohnung erhalten, und sein Name sollte verschwiegen bleiben. Der Schuldige sollte in solchen Fällen zehn Thaler Strafe geben. Dieser Verordnung ohnerachtet, und so viele auch darnach gestraft wurden, wurde doch Abts Theater noch immer besucht. Und Abt konnte dennoch nicht subsistiren: er war ein Mensch, der die Rechnung ohne den Wirth machte, und ins Gelag hinein lebte, in Hoffnung besserer Zeiten. Nachdem er demnach eine Menge Schulden

gemacht hatte, ging er fort, und ließ dem hochweisen Zacharias Schmid seine Garderobe zum Ersatz.

Das Jahr darauf kam eine noch weit elendere Bande nach Passendorf. Ihr Direktor hieß Schmettau. Sie spielten abscheulich, und spielten, wenn sie gleich nicht mehr als zwei Thaler lösen konnten. Minna von Barnhelm habe ich auch da gesehen. Das Ding wurde ärgerlich verhunzt. Schmettau hatte sich in die sogenannte Oberschenke einlogirt; seine Leute waren im Dorfe verstreut. Er konnte sich nicht lange halten. Denn seine Bühne wurde nur selten besucht, weil das Verbot noch immer fortdauerte, ja gar erneuert und mit aller Strenge befolgt wurde. Zwar verkleideten sich die Studenten, welche die herrlichen Schauspiele dennoch sehen wollten, in Bauern, Fleischer, Mädchen, Perückenmacher u. dergl. sie vermaskirten sich, und suchten auf diese Art den Spürhunden zu entgehen: allein die Anzahl der Zuschauer reichte doch zum Auskommen nicht zu. Endlich machte ein Verbot des Dresdner Hofes diesem theatralischen Unwesen auf den Dörfern um Halle ein Ende: die hallische Universität hatte dies durch Vermittelung des Berliner Hofes bewirkt: und seitdem waren keine Komödianten mehr um Halle herum.

Saufen und Besaufen ist der hallischen Studenten Fehler nicht: das ist in Jena und Gießen

Mode; in Halle herrscht in Absicht des Trinkens viel Decenz. Das Bier ist hier nicht stark, und wer sich darin benebeln wollte, müste eine gewaltige Portion zu sich nehmen. Brantewein wird noch weniger, oder vielmehr gar nicht getrunken. Wenn daher schon dieser oder jener sich nun und dann den Kopf schwer macht durchs kleine Glas, oder durch Wein und Punsch, so kommt dergleichen doch nicht auf die Rechnung der ganzen Studentenschaft. Genug, daß die meisten sehr sauber und ordentlich — in Absicht des Trunkes sind.

Ich wünschte, daß ich unsere Studenten in Absicht der übrigen jugendlichen Ausschweifungen eben so rühmen könnte. Allein ich muß, um die Aufrichtigkeit nicht zu beleidigen, mit welcher ich meine und meiner Bekannten Händel erzählen will, gestehen, daß hier manches peccirt wird. Es giebt zwar keine Bordelle öffentlich in Halle: aber es giebt doch Löcher, worin der Auswurf des weiblichen Geschlechts dem thierischen Wollüstling mit ihrer halbfaulen Fleischmasse für ein geringes Geld zu Gebote steht. Doch muß ich gleich auch bekennen, daß die Zahl dieser Löcher sich seit einiger Zeit sehr vermindert hat. Ich berichte also denen, welche sonst in Halle gewesen sind, und den Buffkeller, die tiefe Demuth, das rothe Läppchen, den Korb und mehr dergleichen scheusliche Löcher gekannt haben, daß diese

nicht mehr sind, und daß nur noch einige meist ganz unbekannte Spelunken dieser Art übrig sind. Freilich schaden diese unbekannten Mördergruben um so mehr, je unbekannter und verborgener sie sind. Die Menscher, welche sich da bei kuppelnden Soldatenweibern hinlegen, kommen gewöhnlich von Leipzig, sind gröstentheils inficirt, und verbreiten ihr Gift weiter. Und wie es nun sonst geht, daß Pfuscher die venerischen Kuren übernehmen, so geht es auch hier. Mir sind mehrere traurige Exempel bekannt, wie diese Pfuscher zu Mördern geworden sind. Ein gewisser B... der hier zweien abscheulichen Bartkratzern über 50 Thaler für ihre Sudelei hatte geben müssen, verließ im Herbst das Waisenhaus, um nach seiner Heimath zurück zu kehren; er kam aber nicht weiter als nach Jena, und starb da. Schurken waren seine Aerzte gewesen. Ein Liefländer, der im Jahre 1785 gleichfalls einem von jenen beiden Pfuschern in die Hände gefallen war, muste in Lübeck den Geist aufgeben. Eben so ging es 1786 einem meiner Landsleute: er erreichte zwar noch seine Vaterstadt, starb aber gleich den folgenden Tag nach seiner Ankunft: den hatten die Bartkratzer auch verpfuscht!

Es ist hier der Ort nicht, zu untersuchen, ob man überhaupt Bordelle dulden solle: aber dergleichen Löcher, wie die hallischen sind, sollten durch:

aus nicht gestattet werden: die Policei könnte sich ein Verdienst erwerben, wenn sie diese Kammern der niedrigsten Wolluſt vernichten und zerstören ließ. Pflicht ist es doch immer, als Vormund der ganzen Bürgerschaft auch für das Wohl der Jugend zu sorgen und diese vor Schaden zu sichern. Der Universität kann die Fortdauer dieses Unwesens auf keine Weise zur Last gelegt werden. Der Prorektor hat den abscheulichen Makeros und Makerellen nichts zu befehlen: er kann höchstens die Studenten bestrafen, von denen er erfährt, daß sie an solchen Oertern gewesen sind. Aber die Policei kann und sollte auch billig die Löcher selbst zerstören; oder wenn es durchaus nöthig ist, mit den Bordellen durch die Finger zu sehen, je nun, so könnte man von Policei wegen solche Einrichtungen treffen, daß der Schaden, der sonst gestiftet wird, wo nicht ganz verhütet, doch verringert würde.

Ausserdem geht es den Hallensern, wie den Göttingern, Giessern, Jenensern und andern Universitätern: sie müssen oft wegen anomalischer Beiträge zur Bevölkerung starke Summen y) auszahlen; doch soll man auf der hiesigen Universität sich alle gerichtliche Verschwiegenheit versprechen können.

---

y) Die aber für Halle nur in Alimentations-Kosten bestehen.

Ein gewisser R..., der ohngefähr vor 16 Jahren in Halle studirt hatte, sollte in der Pfalz bei einem Edelmanne Pfarrer werden: die Bauern, die den Mann Gottes aus andern Gründen nicht haben wollten, entdeckten, daß Herr R... in Halle zu zärtlich gewesen wäre. Ihr Advokat muste dahin schreiben, bekam aber zum Bescheid: daß dergleichen nicht bekannt geworden wäre. — Das ist löblich! wozu Bekanntmachung von Dingen dieser Art? Die hallische Universität verfährt in diesem Stück klüger, als die Marburger. Diese schickte noch vor kurzem, wie sonst, eine große Liste ihrer Relegirten, oder mit dem Consilium abeundi entlassenen an andere Universitäten herum, und ließ die Namen derselben an die schwarzen Bretter anschlagen. Diese Procedur hat der Marburger Universität sehr geschadet. Wer will wohl gern einen Sohn auf eine Universität schicken, wo er Gefahr läuft, wegen einer Lapperei relegirt, und hernach an allen schwarzen Brettern, wie auch im frankfurter Ristretto blamirt zu werden? Quaevis castigatio calumnia vacare debet, lehren die Juristen. Ich kenne Männer, welche jezt in großen Aemtern stehen, und doch ehedem von Halle relegirt wurden. Aber man ist hier vernünftig, und dehnt seine Gewalt nicht über die Gränzen der Universität hinaus.

Das äussere der Hallenser hält eine gute Mittelstraße zwischen dem rüden Wesen der Jenenser und Gieſſer, und der firlefanzischen Ziererei der Herren Leipziger. Vor zehn Jahren war die Kleidung der hallischen Studenten noch sehr mittelmäßig. Reichere kleideten sich gut, einige gar prächtig: bei den übrigen war ein Flausch, oder ein Rock der ganze Putz. Gestiefelt gehen beinahe alle, Winters und Sommers, wegen des elenden hallischen Pflasters und um seidene Strümpfe zu ersparen. Die Form der Stiefeln ist meist reutermäßig, so wie der Stutz der Hüte, die jedoch mehr rund getragen werden. Dies Reutermäßige schreibt sich von denen her, die aus Reuter: Cantons gebürtig sind, und aus der allgemeinen Begierde junger Leute, zu Pferde zu paradiren. Alles Uebrige ist jetzt entweder englisch oder französisch, und verändert sich von der einen Leipziger Messe zur andern: und gerade diese schleunige Abänderung in der Kleidung, in Rücksicht auf Materie, Farbe und Zuschnitt, macht, daß man auf den Trödeln eine Menge recht niedlicher Kleider antrifft, und der hallische Bürger und Handwerksbursche sich um ein geringes sehr elegant kleiden kann. Diese Art Luxus ist erst seit zehn Jahren nach und nach hier so eingerissen, daß unsere jetzigen Studenten an guter Kleidung den Göttingern nichts nachgeben, obgleich sie noch weit von der Leipziger Pinselei ent-

fernt sind, und wahrscheinlich auch noch so lange bleiben werden, als das Martialische der Preußischen Verfassung fortdauern wird.

Vor Zeiten hatten die Studenten in Halle den Ruf, daß sie übertrieben heilig wären. Man sieht dies aus dem ersten jener Verse, die man ehedem zur Karakterisirung einiger Universitäten geschmiedet hat. Ich will sie hersetzen:

Ach Gott, wie ist die Welt so blind!
Ich lobe mir ein schönes Kind!
Wer mir noch spricht ein Wort, den soll der Teufel fressen,
A bonne amitiè, so spricht der Bursch in Hessen.

Der erste dieser Verse zielte auf Halle, der zweite auf Leipzig, der dritte auf Jena, und der vierte auf Gießen.

Daß die Hallenser von der Stiftung der Universität an, bis ohngefähr auf die Zeiten des siebenjährigen Krieges Frömmlinge gewesen sind, ist allerdings wahr, und daß der bösartige Einfluß dieses frömmlichen Wesens sich von da aus weit und breit ausgedehnt hat, ist auch wahr. Allein wer noch jetzt über Hyperdulie der Hallenser klagen wollte, würde ihnen wahrlich zu viel thun. Seitdem ich die Studenten in Halle kenne, waren sie zwar keine Atheisten, aber auch keine pietistischen Kopfhänger. Die

Kopfhängerei hat ehedem ihren Ursprung zu Leipzig in den frommen Zusammenkünften einiger superfrommen Magister gehabt, und wuchs hernach auf dem hallischen Waisenhause zu einer solchen Größe heran, daß man alle für Satanskinder ausschrie, die den Kopf gerade trugen, und ihre freie unbefangene Mine jederman hinzeigten. Lustigkeit und aufgewektes Wesen hießen grobe Sünden, und nur der war Gott, oder was gleich viel galt, den Vorstehern der heiligen Waisen-Anstalten angenehm, welcher aussah, wie ein Büßender. Kirchen versäumen war Hochverrath, und nicht alle Jahre vier oder acht mal zum Nachtmal gehen, hieß den Heiland verleugnen. Die meisten theologischen Studenten, wenn sie auch die Waisenhäuser Beneficien nicht genossen, ahmten diesem frömmelnden Wesen nach, und lernten sehr bald die Kunst, wie so mancher übertünchte Pietist, in der Welt ohne Kopf, ohne Herz, ohne Kenntnisse und ohne reelle Sitten sein Glück zu erheucheln. So wurden nun die meisten Studenten Frömmlinge, und seufzten: „Ach Gott, wie ist die Welt so blind!“ —

Aber Dank sey es dem bessern Genius der Musensitze! Unter Friedrichs des Großen Regierung fiel diese Frömmelei in die verdiente Verachtung. Die Singereien, die Stuben-Betstunden und andre sogenannten Andachtsübungen wurden

als Fratzen und Possen angesehen, woran nur ein Schwindelkopf oder ein Heuchler Gefallen finden könnte. Der Waisenhäuser Ton verlohr glücklich sein Ansehn, und niemand, als wer mußte, machte ihn noch so zum Scheine mit; ja man ging noch weiter: man fing an, den Ton des Waisenhauses zu verachten und zu spöttischen Vergleichungen anzuwenden. Studenten können auch keine Heilige seyn. Selbst auf dem Waisenhause lebt und denkt man schon menschenwürdiger: die alte pietistische Möncherei hat nur noch wenig Spuren. Die Stutzperücken sind schon meist verschwunden: die beiden Herren Mitdirectoren, Knap, Niemeyer und die Inspectoren der lateinischen Schulen dieser Anstalt tragen ihr eignes Haar, und kleiden sich nach der Mode. Das ewige Gesinge hat auch schon nachgelassen. Kurz, auch hier wird schon alles werden gut, und Frömmelei seyn und bleiben der Brandmark — verschmitzter kleiner Seelen.

An Fleiß lassen es die Hallenser nicht fehlen — im Allgemeinen, versteht sich: denn es giebt auch träge und nachlässige Studenten hier, wie überall. In Gießen und Jena sind freilich die Bursche auch nicht faul; aber den Hallensern kommen sie im Eifer zu studiren nicht gleich. Ob aber der Hallenser allemal den rechten Weg bei seinem Studiren einschlage, ist eine andre Frage, und ob das Einige der

Herren Professoren selbst thun, möchte noch zu untersuchen seyn. Einige lesen ihre Wissenschaften nach Dictaten, und das ist allemal verfänglich. Warum lassen die Herren kein Kompendium drucken, oder warum nehmen sie nicht schon gedruckte Kompendien zum Leitfaden ihrer Vorlesungen? Man bedenke die Zeit, welche mit dem Dictiren der Paragraphen hingebracht wird, — wie fehlerhaft selbst diese Paragraphen aufgeschrieben werden: und man wird finden, daß die Kuratoren der göttingischen Universität Recht hatten, da sie den Professoren befahlen, nur über gedruckte Compendien zu lesen.

Bei meiner Ankunft in Halle waren alle Facultäten vortreflich besetzt: bei den Theologen lehrten Semler und Nösselt: in der Juristenfakultät waren Nettelbladt und Woltär: Goldhagen und Meckel waren Mediciner, und bei den Philosophen waren Karsten und Eberhard: das waren Männer, deren Einer so eine ganze andre Akademie aufwog! Die übrigen waren entweder Anfänger, oder noch ohne großen Ruf und Kredit. Nur die Philologie schien vernachläßigt zu seyn. Der einzige Herr Niemeyer las zuweilen einige Philologica, z. B. über Ciceros Redner, über einige griechische Tragödien u. s. w. Die philologischen Vorlesungen des Herrn M. Fabri kamen noch weniger in Anschlag.

Aber im Herbst 1783 wurde Herr Professor Wolf hieher berufen, und der hat die ganze Lage der Sachen in diesem Stück gewaltig verändert. Ich werfe mich zwar nicht zum Richter auf, aber das muß ich sagen, daß Herr Wolf das philologische Studium in Halle recht wieder empor gebracht hat, so sehr es auch, seit Herrn Schützens Abzug nach Jena, gänzlich darnieder lag. Dieser rechtschaffene Mann, Herr Schütz, hatte sonst hier viel geleistet; allein gewisse unrühmliche Kabalen, welche auf Akademien nicht selten sind, machten, daß der vortrefliche Mann wegging, so sehr auch Herr Semler sich bemühte, ihn hier zu behalten. Das geschah schon, wenn ich nicht irre, 1780. — Wolf fing an, Kollegien zu lesen; aber da die Studenten auf dergleichen gar nicht achteten, so waren anfänglich seine Lehrstunden wenig besetzt. Aber bald lernte unsre Jugend, was sie an Wolfen hatte, und Wolf wurde fleißiger besucht. Selbst Herr D. Semler war sein geflissentlichster Werber. Wolf ist indeß der Mann nicht, der erst in die Welt hineinposaunt, und à la Basedow allerhand philanthropinische Luftschlösser baut; daher wurde auch sein Seminarium der Welt erst durch ~~durch~~ den Effekt bekannt: und doch hat dieses Seminarium schon mehr Gutes geleistet, als alle Dessauische, Marsch-

linzer und Heldesheimer Philanthropine: selbst Herrn Heynes Seminarium ist mit dem hallischen in Rücksicht des wirklich gestifteten Nutzens kaum zu vergleichen. Ich sage nur noch, daß die schon rühmlich bekannten jungen Männer, Schellenberg, Fülleborn, Ideler, Fischer, Koch, Rambach und mehr andere, Herrn Wolfs Schüler gewesen, und durch seine Bemühung in den Stand gesetzt sind, die alte griechische und römische Litteratur und nach beiden die deutsche zweckmäßig zu benutzen. — Semler ehrte und liebte Wolfen sehr: est, sagte er einst zu mir: ὁ πανυ in graecis et latinis atque adeo in omni antiquitate φιλοσοφει ἐν φιλολογια.

Ich werde aber schon noch in der Folge das eine und andere von unserer Universität anbringen: nun ist es einmal Zeit, zu meinen eigenen Begebenheiten zurück zu kehren.

Zwölftes Kapitel.

Anekdoten von Semler. Gelehrte Unternehmungen. M. Kindleben. Leipzig.

Meine Aufführung in Halle war die erste Zeit über so beschaffen, daß selbst Herr Semler mir in seinen Briefen an meinen Vater das beste Zeugniß ertheilte. Der gute Mann both mir sogar seine Kasse an, damit, wie er sich ausdrückte, unsre Freundschaft nicht blos moralisch bleiben möchte. Er gab mir einen Zettel, worauf ich von der Universitäts-Bibliothek die mir nothwendigen Bücher holen konnte; ja, er bath mich mehrmals zu Gaste, und erwies mir mehr Freundschaft, als ich von einem solchen Manne erwarten konnte.

Sehr oft war ich bei Semlern, und jedesmal lernte ich dies oder jenes. Er erzählte mir auch manche Anekdoten von seinem eignen Leben, und von seinen Bekannten. Ich denke, daß es meinen Lesern nicht unangenehm seyn wird, einige davon zu erfahren.

Der verstorbene Doctor Gruner, für dessen Gelehrsamkeit und hellen Kopf Semler große Achtung bezeugte, war ein litterärischer Hitzkopf. Er

und Semler waren darin einig, daß viele Fratzen im kirchlichen Systeme herrschten: Aber darüber hatten sie verschiedene Gedanken, wie diese Fratzen entstanden wären. Gruner leitete alles aus der Neuplatonischen Philosophie her, und brachte immer seine veteres Platonizantes an; Semler hingegen hatte seine Judaizantes, und so entstand bei ihren Unterredungen mancher Zwist. Einst war Gruner am Neujahrstage bei Semlern zu Tische gebeten: sie gingen, um Luft zu schöpfen, in den Garten, wo sich gleich ihr Zank erhob über Platonizantes und Judaizantes. Semler warf Grunern vor, daß es ihm an Einsicht in die ältere Kirchengeschichte fehlte, und dieser rächte sich, daß er Semlern sagte, er spräche und schrieb kein reines römisches Latein. Nachdem der Streit eine Zeitlang gewährt hatte, gerieth Gruner dergestalt in Hitze, daß er davon lief, und noch auf der Straße überlaut Semlern des Starrsinns beschuldigte. Man schickte zu ihm, und ließ ihn bitten, zurück zu kommen; aber dazu war er diesen Tag nicht zu bewegen.

Der hallische Stadtpopanz z), der Mönch genannt, hat dem guten Semler auch zu schaffen

---

z) Der Pöbel in Halle ist, wie der Pöbel aller Orten, sehr abergläubisch. Er hat eine Menge Gespenster, glaubt an Hexereien, giebt sogar Karaktere von den

gemacht. Der brave Mann lachte allemal recht herzlich, wenn er auf das Kapitel vom Mönch kam. Da wuste er Männer zu nennen, die sich durch die läppischen Erzählungen der Halloren hatten bewegen lassen, an den Mönch zu glauben. Unter diesen Männern waren wirklich Gelehrte, die auch Philosophen heißen wollten, und doch großen Glauben ans Geisterreich äußerten. Einer davon ging einst mit Semlern spatziren: auf dem Rückwege kehrten sie auf Begehren eines angesehenen Mannes ein, und aßen zu Nacht. Beim Zuhausegehen nach zehn Uhr geht ihnen jemand vorbei, ohne daß Semler ihn besonders beachtet hatte. Der Freund des seligen Doktors schweigt zehen oder zwölf Schritte still, zupft aber den Doktor ängstlich und sagt endlich leise: Haben Sie den Kerl da nicht gesehn? das war der Mönch wahr und wahrhaftig! — Semler, ohne weiter zu fragen, kehrte sich um und rief: hör' er guter Freund, ein Wort! — Da kam nun jemand

---

Hexen an, macht Kreutze übers Brod, ehe ers anschneidet, befiehlt der Wöchnerin während der Wochen ja nicht zum Fenster hinaus zu sehen, und was der albernen Possen mehr sind. Ich habe eine Wirthin gehabt, welche die Träume recht gut erklären und daraus weissagen konnte. So giebt es hier Weiber, die sich mit Kartenschlagen ernähren, und jungen mannssüchtigen Mädchen ihren künftigen Gatten schildern u. dergl.

heran, und siehe da, es war ein Schäfer, welcher spät zur Stadt gekommen war. Freilich schämte sich jetzt der Herr Philosoph seines unphilosophischen Irthums, wollte aber dennoch, da Semler von hieraus Gelegenheit nahm, das Daseyn solcher Dinge zu leugnen, durchaus nicht einstimmen, und allegirte so viel Begebenheiten und Erscheinungen, welche seinem Vater, Großvater, Mutter und Großmutter seinen Tanten und ihm selbst sichtbar geworden wären, daß Semler sein Raisonniren aufgab. Wer kann, sagte er, geglaubte Thatsachen widerlegen? der Glaube an Mirakel ist ja auch historisch: und den historischen Glauben refutirt keine Philosophie a). Dieser Satz war so Semlers Steckenpferd, dem ich selbst gern nachsuckelte.

Durch meinen Umgang mit Semlern, durch mein häufiges Lesen und Vorzeigen guter Bücher, und selbst durch meine wenigen Kenntnisse war ich unter meinen Bekannten in einiges Ansehn gekommen, und wurde überhaupt auf der Universität als ein Mensch betrachtet, der das Seine gelernt hätte.

---

a) Auffer da, wo von dem nullatenus oder nunquam fieri potuisse, auf das semel oder usquam factum esse geschlossen wird: ein Weg, auf dem D. Bahrdt den Theologen zu Leibe ging, und in Rücksicht auf unbefangene Köpfe weit compendiöser als — Semler.

Mehrere Studenten beredeten mich daher, ihnen die hebräische Grammatik zu erklären. Ich that das, und die Studenten waren mit meinem Unterrichte zufrieden, so daß ich im folgenden Winter nochmals dergleichen Unterricht ertheilen muste. Ich hatte von Semlern Schultens Proverbia und einige andere sehr gute Bücher zur hebräischen Litteratur geborgt, welche mir einst gute Dienste leisteten. Semler bekannte mir sehr aufrichtig, daß er in seiner Jugend auf Schulen das Hebräische wenig getrieben hätte, daß er erst als Magister und Professor den Nutzen der morgenländischen Sprachen eingesehn, und sie folglich für sich selbst getrieben hätte. Im hebräischen hatte es der große Mann nach seinem eignen Geständniß nur so weit gebracht, daß er den Kodex nothdürftig exponiren konnte In den andern orientalischen Sprachen und Dialekten war er gar nicht vorwärts gerückt: arabisch, syrisch und samaritanisch konnte er blos lesen, aber nicht wohl verstehen: kaum leistete er das mit Hülfe eines Wörterbuchs, wie er mir selbst bekannt hat. Aber nach Herrn Semlers Meinung war das auch nicht sehr nöthig: denn die Uebersetzungen in syrischer, arabischer und andern Sprachen sind einmal sehr neu, sagte er, und sind aus korrupten griechischen, ja, aus lateinischen Codicibus gemacht worden: und dann findet sich auch

nicht sehr viel darin, was man brauchen könnte. Mehr sollte noch in den jüdischen Schriften, im Talmud und andern Fratzen-Büchern zu holen seyn für die Erklärung einzelner Stellen des alten Testaments, — auch des Neuen. Bei allem dem aber würde man doch wenig Nutzen haben: denn ob man z. B. wisse, wie das erste Kapitel im Buch Esther zu erklären sey, daran liege nichts [b]). Ueberhaupt sey die Philologie des alten Testaments sehr unfruchtbar, und für den Mann von Einsicht und billiger Denkungsart vollends abscheulich und ekelhaft.

Nach solchen Urtheilen des großen Mannes dachte ich, daß ich immer noch so viel hebräisch, arabisch nun syrisch lernen könnte, als ein Gelehrter, der nun auch Theolog von Profession werden wollte — denn das war mir jetzt wieder angekommen, um dereinst Professor, und zwar theologischer Professor werden zu können — nöthig hätte.

Meine Leser fragen hier ohne Zweifel: ob ich mich denn nun bekehrt, und die Theologie lieb gewonnen habe? denn oben habe ich doch die deutlichsten Bekänntnisse meines Deismus abgelegt. Nein, mei-

---

b) Es hat große Gelehrte gegeben, und giebt deren noch, welche gern leer Stroh dreschen, und fürchterlich wichtige Untersuchungen über — Nichts anstellen. Ich mag keine neuern Beispiele anführen.

ne Herren! Ich haßte die Pfafferei, fand aber bei Semlers Gedanken über Theologie, daß man daraus ein sehr angenehmes Studium fabriciren könnte. Da war mir Theologie nicht mehr System, sondern Kritik, Räsonnement, historische Bemerkungen übers System. Da hatte man gute Gelegenheit, die Grillen, Possen und Alfanzereien der Pfafferei kennen zu lernen, und diese Dinge von Hause aus herunter zu machen. Da entstand aus Theologie wahre Gelehrsamkeit und nützliche Wissenschaft, und so gefiel mir das Ding. Ich fing daher an, nach Semlers Rath, Theologie zu treiben, d. i. ich hörte seine Dogmatik, eine Vorlesung, worin ein Schatz von guten treffenden Bemerkungen vorkam — freilich nach Semlers Art, ziemlich verworren, und das Nämliche wol dreimal in einer Stunde. Dann las ich seine Vorrede zu Baumgartens Polemik und einige andre Bücher, welche der große Mann zu Aufhellung der historischen Theologie, oder wenn man lieber will, der theologischen Historie geschrieben hat. Da Semler das Philosophiren in historischen Dingen verwarf c), so wi-

---

c) Das ist: — aus Ideen ein Gespinst zu weben, z. B. über die göttliche Offenbarung und deren Inhalt, und hernach auch dies Gespinst in den Dingen der Welt allwege finden zu wollen. In factis, sagte er, findet sich die Sache allemal anders, als im Gehirn. Die

derrieth er mir philosophisch - theologische Bücher zu lesen, bis ich erst den Mist hinlänglich aus der Geschichte kennen würde. Die Exegese lobte Semler; aber ohne große Kenntniß der alten christlichen Historie sey auch Exegese ein sehr geringes Hülfsmittel, um in der eigentlichen Theologie klug zu werden.

Meine Leser verzeihen mir, daß ich so manche Urtheile des vortreflichen Semlers anführe: sie waren gewiß von ihm durchdacht, und verdienen allemal von Liebhabern der Theologie, die keine bloßen Nachbeter oder Systematiker seyn und bleiben wollen, überlegt zu werden.

Semler empfahl mir, Vorlesungen zu halten. Man lernt da viel,' sagte er, und fühlt die Lücken besser, als wenn man so blos für sich studirt: man setzt sich auch in den Principien fester. Er hob sogar die Schwierigkeiten, die ich ihm entgegenstellte, und rieth mir, deutsche Reichshistorie vorzutragen. Semler wuste recht wohl, daß diese Historie viele Schwierigkeiten hat; aber er wuste auch, daß ich

---

Wolfischen, Kantischen und andern theologischen Philosophen und philosophischen Historiker dienen zum Beispiel. Die Herren machens um kein Haar besser, als Duns Scotus, welcher schloß: Quicquid Deus potest facere, quodque eum decet facere, id et facit. Atqui matrem filii sui facere immaculatam a labe originali etc. Ergo. —

schon ziemlich viel vorgearbeitet finden könnte. Ich folgte also dem Rath des Herrn Doctors, und fing schon im August 1782 an, über Herrn Selchows Kompendium die vaterländische Geschichte abzuhandeln. Ich hatte zwölf Zuhörer, und las auf einer Stube im Hause des sel. Buchbinders Münnich, gerade gegen Semlern über. Meine Hülfsmittel waren wenig und einfach: es waren die hieher gehörigen Schriften des Mascow, des Grafen von Bünau, Hahns, Struvs, Schmidts und Häberlins. Meine Zuhörer waren mit mir zufrieden, und schwänzten nur selten, weil ich nicht vergaß, Anekdoten anzubringen, welche ich bei Struv und Hahn in Menge vorfand. Ich bekam von der Person zwei Thaler Honorar: aber nicht sowol des Honorars als der eignen Uebung wegen las ich, und erhielt auch dadurch eine ziemliche zusammenhängende Kenntniß der vaterländischen Geschichte.

Ich setzte den Winter über diese Lektionen fort bis zu Ende des Februars, und kam bis auf das Ende des dreißigjährigen Kriegs. Auch las ich von Michaelis an über die Kirchengeschichte, nach den Tabellen des Herrn Seilers, nicht wegen der innern Vortreflichkeit dieser Tabellen: denn die sind leider nichts, als eine Aneinanderreihung der Mosheimischen Lemmaten, wobei noch sehr grobe Fehler mit untergelaufen sind, die der Herr Editor wahr-

scheinlich, weil er sie nicht wahrnahm, bei allen vielen Editionen dieser Tabellen nicht verbessert hat, — sondern weil die Dingerchen so hübsch leicht zu erklären sind. Wer Mosheims Institutionen und den Weismann hat, kann immer mit Seilers Tabellen fertig werden. Ich hatte aber noch nebenher Semlers selecta capita, seinen fruchtbaren Auszug und den Heinsius, in welchem letztern ich nicht wenig gutes fand, obgleich auch viel Ausschuß. Herr Semler lieh mir ferner Baronii annales, mit den notis criticis des Pagi: allein das Zeug war mir zu weitläuftig, und daher habe ich es nur selten gebraucht. Auch hier waren meine Zuhörer mit mir zufrieden. Ich kam vom Herbst bis zu Ende des Februars bis auf die so genannte Reformation.

Meine Leser müssen doch hier meine Aufrichtigkeit merken: — ich muß doch auch dann und wann sagen, daß etwas gutes an mir gewesen ist! — Wollte ich prahlen, so könnte ich hier öffentlich, wie auch damals in den Vorlesungen, mich rühmen, daß ich die Quellen der Kirchengeschichte — deren einige ich in der That aus der Semlerischen Bibliothek auf meiner Stube hatte, selbst benutzt hätte: aber wozu das? Ich war schon zufrieden, daß ich meine Thatsachen in andern systematischen Büchern vorfand, und da hab ichs ehrlicher gemacht, als mancher pro-

fessorirende Herr Blasius, der blos aus Hülfsmitteln kopirt, und dennoch seine Kopieen für Resultate einer starken Lektüre der Quellen selbst den Herren Zuhörern, ja gar oft auch dem lieben Publikum auftischt. Im Grunde schadet das auch nicht viel; denn wenn der Student nur das lernt, was ihm vorgesagt wird, so lernt er fürs Kollegium allemal genug: freilich könnte der Student dieser Art Weisheit leichter selbst für sich aus den Büchern schöpfen: allein der Herr Student muß ja nach der eingeführten löblichen Gewohnheit alles von der Katheder hören, was er lernen soll und lernen will!

Ich habe in dem Sommer dieses Jahres 1782 auch einmal im theologischen Seminarium des Herrn Professor Niemeyers disputirt als Opponent. Herr Wald vertheidigte den Satz, daß die Unsterblichkeit der Seelen im alten Testament nicht gelehrt würde. Meiner Meynung nach, kam aber die Lehre von der Unsterblichkeit, so wie sie als eine Fortdauer dieser gegenwärtigen Seele mit ihren jetzigen Moralischen und intellectuellen Fähigkeiten beschrieben wird, aus dem Judenthume her, oder vielmehr aus den chaldäischen Träumereien, welche die Juden hernach aufnahmen. So dachte ich damals, und muste folglich aus Ueberzeugung widersprechen. Ich that das fleissig, und führte vielle Stellen aus dem alten Testamente an, die von der Fortdauer der See-

len, von künftigen Belohnungen und dergleichen zu sprechen scheinen. Ich muß sagen, daß die Antworten sowol des Respondenten als des Herrn Niemeyers, mir gar nicht genügten: doch mußte ich nachgeben, um meine Nebenopponenten auch ein Bissel mit katzbalgen zu lassen.

Den Magister Kindleben d) lernte ich diesen Sommer auch kennen. Er war sonst in Halle gewesen, hatte das dortige Wochenblatt geschrieben, und selbst, wie der Katalogus ausweist, Vorlesungen gehalten. Hernach wurde er wegen seines Saufens und anderer gröberer Excesse fortgewiesen: man sagte damals, die Häscher hätten ihn fortgebracht. Kindleben war wirklich kein Dummkopf, ob er gleich blutwenig litterarische Kenntnisse inne hatte: er verstand ziemlich Latein und französisch, seine Verse waren auch nicht schlecht; aber an Politur fehlte es ihnen durchaus. Seine Sitten waren äusserst verderbt, selbst niederträchtig. Hieher gehört, daß er so gar am hellen Tage in die Puffkeller ging, daß er Reisen that und unterwegs die Gastwirthe prellte u. s. w. Ich sprach ihn zuerst auf der Mail oder

---

d) Man sehe von diesem theuren Mann den Belletristen-Almanach, wie auch Kindlebens eignes Buch: Matthias Lucretius, und den Florido, worin er seine Begebenheiten selbst erzählt.

Malje, wies in Halle heist, und war froh, den Mann kennen zu lernen, welcher durch allerhand Schriften schon weit und breit bekannt war. Kindleben hatte kein Geld: er gestand dies frei heraus; aber jeder von uns machte sich ein Vergnügen daraus, ihn zu bewirthen. Da kamen denn derbe Apostrophen auf diesen und jenen zum Vorschein — doch mit Mäßigung: denn Kindleben beklagte sich nur, und schalt und schimpfte nicht: und dergleichen macht gewaltigen Eindruck. Ich weiß nicht, ob alle Beschwerden, die dieser unglückliche Mann vorbrachte, wahr gewesen sind — einige waren indeß gewiß wahr: und da fiel mir jene Stelle ein aus dem Dichter —: instant morientibus ursae. Warum muste der armselige Kindleben so lange hingehalten werden, bis er beinahe Hungers starb? Er war freilich ein ausschweifender ungesitteter Mensch; aber doch immer ein Mensch. — — Die Sache ist ärgerlich: ich will sie daher nicht weiter berühren.

Kindleben schwebte so in der Welt herum, und hielt sich meistens im Sächsischen auf: das Saufen war sein Hauptfehler; und in der Besoffenheit beging er manchen Exceß. Bald verbreitete sich das Gerücht, dieser Meister der freien Künste — wie er sich gewöhnlich nannte, sey in einem Sächsischen Dorfe ohnweit Leipzig auf dem Mist krepirt. So unwahrscheinlich nun auch diese Mähre war, so hatte

doch der verstorbene Pastor Niemeyer, Verfasser des Journals für Prediger, sie in sein Buch aufgenommen. Nicht lange hernach erschien Kindleben wieder, und beschwerte sich laut über die von seinem Tode verbreiteten Lügen. Der Pastor hatte zwar vom Sterben auf dem Mist nichts gesagt, doch aber Kindleben als todt angegeben [e]), woraus man ohngefähr auf die in dieser Schrift vorfindliche Richtigkeit der Begebenheiten und auf die Genauigkeit des Herrn Herausgebers schließen kann.

In Leipzig bin ich auch einmal gewesen: Herr Kaufmann Rummel zahlte mir da mein Geld aus. Gleich das erstemal als ich da war, spielte ich auf einem Koffeehause und gewann eine ansehnliche Summe. Ich weis nicht, da ich allemal im Spiel glücklich gewesen bin, daß ich doch so selten gespielt, und das liebe Spiel niemals geliebt habe! — Einige Gelehrte lernte ich auch kennen: es waren die Herren Morus, Dathe, Beck und Platner. Platners Vorlesungen wohnte ich einigemal bei, und bewunderte dessen hübschen Vortrag nebst dem hübschen schön gezierten Auditorium. Herrn Fischer hab ich auch gesprochen, und das an ihm gefunden, was

---

e) Wie vor einiger Zeit der politische Don Quixote, Cranz, den Herrn Rath und Professor Schiller in seinem Geschmiere — Fragmenten betitelt.

so viele schon an ihm gefunden hatten — viel philologischen Stolz und Pedanterie. Herr Burscher ist ein gelehrter Mann — aber gräulich orthodox, und zwar demonstrativ orthodox: und mit solchen Männern ist nicht gut auszukommen.

Die Studenten in Leipzig haben mir durchaus nicht gefallen: ihr Wesen ist weder burschikos noch fein, und an Fleiß lassen sies auch nicht wenig fehlen. Sie haben der Zerstreuungen zu viel, vorzüglich des Sommers und zur Meßzeit. Aus Rousseaus Kapitel über die Erziehung und Bildung der uns umgebenden Gegenstände, ließe sich hier Manches anbringen. — Viele, besonders Theologen nähren sich von Informationen, und kommen den oben beschriebnen Strasburger Schanzern ziemlich gleich. Es ist ein trauriges Leben für einen Studenten, wenn er der Gnade eines Philisters leben muß: der Philister betrachtet ihn, als seinen ersten Bedienten.

Ich hatte schon im Jahr 1777 in Gießen einen gewissen Lischke kennen gelernt, welcher sonst in Leipzig Theologie studirt hatte, und damals in die Pfalz reisete, um sich dort zu einer Pfarre zu empfehlen f).

f) Es giebt mehrere Pfarrer in der Pfalz, welche als Sächsische Kandidaten in ihrem Lande nicht ankommen konnten.

Auf dem Wege dahin sprach er in Gießen zu. Lischke kam in der Pfalz nicht unter, entweder weil er hernach nicht wollte, oder weil er für die Herren Konsistorial- und andern Räthe kein Geld hatte, oder weil er seiner großen Unwissenheit wegen das sonst äußerst leichte Examen in Heidelberg scheute: Kurz, er kehrte zurück in die Lausiz, wo er zu Hause war, verging sich aber in puncto puncti — wie Herr D. Bahrdt zu sagen pflegte, da er in puncto puncti das Seine noch leisten konnte — und verdarb sich dadurch seine geistliche Hoffnungen. Er sattelte jezt um, und lernte Juristerei. In Halle hatte er mich schon bald nach meiner Ankunft besucht und mir da viel von Leipzig vorgerühmt, Halle aber dagegen herabgesetzt. In Leipzig suchte ich ihn auf, und bath ihn, mich in Studentengesellschaften einzuführen. Aber, siehe da, es gab dergleichen nicht. Die Studenten verlieren sich unter Kaufmannsdienern und Gnoten, und machen nirgends eine Gesellschaft für sich aus: auch nicht ein einziges Leipziger Koffeehaus oder Billard ist den Studenten eigen: nicht einmal ein Trätörhaus. Sie sitzen, je nachdem sie Geld haben, in den Gasthäusern zerstreut, wohl auch kommen einige dann und wann auf Richters Koffeehaus, oder auf die Hotels de Baviere und de Saxe: jedoch selten. Man findet aber auch Studenten in den allerniedrigsten Kneipen, in Kneipen, wohin kein

Hallenser gehen würde. Nein! die Leipziger mögen an sich rühmen was sie wollen, — da lob ich mir doch den Hallenser! Man suche in Halle einen Studenten in einem Bier- oder Branteweinhaus, ob man ihn da finden wird. Bei der Jungfer Fleischern auf dem Rathskeller läßt sich gewiß kein Student sehen, oder in der Knochenkammer bei Lukas. Das wird in Halle für weggeworfen gehalten, und nicht ohne Ursache. In Jena ist man darüber nicht so delikat: man läßt sichs da nicht verdriessen, mit einem Fleischer, Friseur u. dergl. zusammen zu zechen, und gar Brüderschaft zu machen. In Leipzig und Wittenberg geht es darin nicht viel besser: da sitzt der Mosjeh Student mitten unter Gnoten, Philistern und anderm Gesindel in den Kneipen, und spielt sogar unter diesen keine Figur, wie er denn in Leipzig überhaupt keine Figur spielt. Freilich wer dort viel Geld hat, der kann es zur Noth einem Ladenschwengel gleich thun; aber das können Wenige: — und so hat der Scheeren- und Ellen-Major in genere große Vorzüge vor den Studenten.

Meine guten Leser glauben vielleicht, ich übertreibe die Sache: aber ich versichere, daß sich das Ding so verhält, ob ich gleich mehrere Ausnahmen gern zugebe.

Lischke hat mich auch auf einige Stuben zu seinen Bekannten geführt. Da fand ich steife Mens

schenkinder, welche das Ungezwungene und Unbefangene nicht an sich hatten, das man sonst am Studenten gewohnt ist. Die Leutchen machen Komplimente und schneiden Reverenzen bis zur Erde: alles geht da per Sie: das trauliche dem Studenten so angemessene Du ist verbannt: da werfen sie mit gehorsamster Diener, mit — ich empfehle mich, — haben Sie doch die Güte! — o ich bitte ganz gehorsamst! und ähnlichen Floskeln um sich, daß es einem schlimm wird. Das heißt denn guter Ton! darin besteht das feine Wesen, welches die Mosjehs zu Leipzig von allen andern so vortheilhaft unterscheiden soll! O weh, dachte ich, als ich auf eine andere Stube kam, und fünf bis sechs solcher Herren vom edlen Ton beäugelte, o weh, das ist schofele Petimäterei! Ich hatte zwar damals keine Anhänglichkeit mehr an dem eigentlichen Komment; allein ich fing doch mit einigen folgendes Gespräch an. „Meine Herren, sagte ich, ihre Universität ist wohl stark?

Herr A: O ja, über 1400.

Herr B: Bitte gehorsamst, mein Bester: es sind über 1600 Studenten hier.

Ich: Darf man nichts von der Summe abziehen?

Herr B: Nein, noch eher hinzusetzen, wenn Sie's gütigst erlauben wollen.

Ich: Ja, ja, ich weis es schon: man macht Fremden immer weis, die Universität sey so oder so stark, wenns schon übertrieben ist. — Aber Leipzig ist immer noch stark genug, zumal wenn man die Laden: Studenten mit hinein rechnet. Aber der Ton hier — wie ist der?

Herr A: Unverbesserlich, mein Theuerster!

Ich: So? — und worin besteht die Unverbesserlichkeit?

Herr A: Je, mein Himmel! Bester, es fällt doch in die Augen, daß der Leipziger Student zehnmahl artiger und höflicher ist, als der rüde Jenaer!

Ich (ärgerlich): Ja, ja ich weis schon: es sind mehrentheils Jungfernknechte, welche mit den Ladendienern und Gnoten um die Wette hinter den Mädchen herrennen, und nach dem hohen Glück schnappen, ein Pfötchen zu lecken, oder ein Mäulchen zu ganfen (stehlen).

Herr B: Ei, da beschreiben Sie uns ja hübsch! Verzeihn Sie aber gütigst, daß ich einiges erinnere. Sie wissen doch, daß ein junger Mensch in Gesellschaft der Frauenzimmer feiner —

Ich (einfallend): Ich verstehs schon. Aber hole mich der Teufel, ich kann nicht begreifen, wie ein Student in Gesellschaften von Frauenzimmern

kommen will, worin er profitiren könnte. Frauenzimmer, welche dem Burschen Zugang verstatten, taugen samt und sonders nichts: das sind meist lustige, habsüchtige oder verbuhlte Dingerchen, an denen selten etwas gelegen ist. So mags auch in Leipzig seyn.

Lischke: Du hast nicht Unrecht, Bruder Herz: unsre hiesigen Studenten machen Kuchenmädchen, Aufwärterinnen und Bürgerdirnen ihren Hof, und führen sich sogar mit Menschern aus den Parduzlöchern, mit Etceteras g) auf den Straßen und Promenaden herum. Das sind so die Frauenzimmer, womit unsre Herren Umgang haben.

Ich: Und bei denen kann man seine Sitten doch beim Teufel nicht poliren! In solchem Umgang wird man zum Firlefanz. Aber um von was anderm zu reden: wie stehts mit den Schlägereien?

Herr A: Je nun, wenns an uns gebracht wird, so machen wir unsre Sachen aus, wie's honetten Männern ziemt.

Lischke: Ja, mit dem Schuhpfriemen. Wann fallen denn hier Schlägereien vor? die Kerls lassen sich ausmaulschelliren und muchsen nicht: oder wenn

---

g) So heißen die Huren bei den Leipziger Studenten. Man sehe den sonst herzlich magern Roman: unter dem Titel: Sie studiren!

sie sich ja schlagen, so geschieht es à la mode der Gassenbuben mit Stöcken und Fäusten. —

Ich war dieses Gespräches müde, und brach es ab. Ueberall fand ich bei den Herren Leipzigern große Armseligkeit und glänzendes Elend. Sie tragen zwar seidne Strümpfe beim tiefsten Dreck, gehn wie die Tanzmeister parisisch: schleichen hundertmal des Tags vor den Fenstern vorbei, wo sie ein hübsches Gesicht wittern, und werden in den dritten Himmel entzückt, wenn ihnen ein solches Gesicht freundlich zulächelt: ist das aber männliches Wesen, das den Hallenser so kenntlich auszeichnet? — Sonst ist das l' Hombre: Spiel unter den Leipzigern sehr gewöhnlich. Zur Zeit der Messe müssen die meisten auf dem Boden unterm Dache, oder hinten neben dem Abtritt wohnen, weil zu dieser Zeit ihre Stuben von Fremden bezogen werden. — Wenn die Hallenser nach Leipzig kommen, so machen sie da doch Figur, und jederman sieht nach ihnen: wenn aber Leipziger sich zu Halle einfinden, so werden sie gar nicht bemerkt, wenigstens nicht für Studenten angesehen. — Uebrigens sind die Herren gut zu Fuße, und können täglich fünf, sechs, acht Meilen laufen. Doch genug von diesem Artikel.

Dreizehntes Kapitel.

Meine Wenigkeit von ohngefähr im Bordell ertappt. Semlers Strafpredigt. Mein Bruder. Liebelei.

Herr Semler, dem mein bisheriges Betragen gefallen hatte, rieth mir, vom Waisenhause in die Stadt, und zwar in sein Haus zu ziehen. Es war nämlich ein gewisser Schmitz von Mont-Joie aus dem Herzogthum Jülich von Erlangen nach Halle gekommen. Mit diesem Herrn Schmitz war ich bekannt und Freund geworden. Er miethete sich ein Zimmer in Semlers Hause, und bath mich, zu ihm zu ziehen: er wolle die Miethe für mich mit bezahlen. Der Vorschlag gefiel mir: ich sprach mit Semlern darüber, und erhielt den Rath, nicht zu säumen: ich könnte sodann seine Bibliothek besser benutzen, und besser studiren.

Also zog ich zu Anfange des Oktobers vom Waisenhause zum Leide meiner guten Kameraden Poehler und Molweide, mit welchen ich sehr brüderlich gelebt hatte, und bezog Num. 20 im Semlerischen Hause.

Ich war auf dem Examen Lehrer der ersten hebräischen und der zweiten griechischen Classe gewor-

den. Dieses schmeichelte meinen Ehrgeitze so, daß ich beschloß, beide Classen beizubehalten, und meiner Pflicht in Unterrichtung meiner Schüler nach meinen Kräften Genüge zu leisten. Herr Freylingshausen mißbilligte zwar meinen Abzug vom Waisenhause nicht, doch setzte er gleichsam ahndend hinzu: es wäre schon mancher in der Stadt verdorben worden, der sich auf dem Waisenhause recht gut betragen hätte.

Ich wohnte also bei Semlern. Gleich in den ersten vier Tagen begegnete mir ein Possen, den ich erzählen will. Ich hatte mit einem gewissen Herrn Köster, einem alten Kandidaten, der alle Akademien besucht und viele Schicksale erlitten hatte, damals aber auf dem Waisenhause Lehrer war, Bekanntschaft gemacht, und konnte ihn seiner Ehrlichkeit und seiner Kenntnisse wegen, gut leiden. Dieser besuchte uns eines Abends, Herrn Schmitz und mich, und als wir ihn fragten, wo man sich ein wenig zerstreuen könnte, versprach er uns an einen Ort zu führen, wo es uns gefallen würde. Wir gingen und wurden von ihm vors Moritzthor in das erste gelbe Eckhaus, das man damals den Korb nannte, geführt. In diesem Hause wohnte eine Müllers Frau von Wettin, mit fünf nicht häßlichen Töchtern; und diese Töchter standen — wie Schmitz und ich erst nachher erfuhren — im Rufe, als wenn sie eben

nicht grausam gegen ihre Anbeter wären — wenn man das sonst von einem großen Theil der Hallenserinnen auch nur überhaupt sagen könnte.

Wir mochten wohl eine Stunde da gewesen seyn, ohne jedoch das geringste Unanständige unternommen zu haben: denn, wie gesagt, Schmitz und ich wusten von der Beschaffenheit dieses Hauses gar nichts, als noch vier Studenten, die wir aber nicht kannten, herein traten, und sich bei den Mädchen etwas mehr Freiheit herausnahmen. Köster und Schmitz zankten über eine Stelle im Horatz, und dieser Zank schien dem einen Studenten, Namens Kühkäfer, in einem solchen Hause sehr übel statt zu finden. Er trat also zu den Streitenden, und zog sie mit ihrer Pedanterei auf; allein Köster, schon durch den Schnapps erhitzt, trumpfte ihn gewaltig ab, und hieß ihn einen dummen Jungen. Darüber kam alles in Harnisch, und ich muste mit zugreifen, um meine beiden Compagnons nicht im Stick zu lassen. Es setzte Ohrfeigen, und die Gläser flogen schon hin und her, als auf einmal Minchen, die schönste *h*) der Nymphen, hereinsprang.

---

h) Es frägt sich: ob man Nymphen dieser Art auch schön nennen könne? — Vielleicht lösen uns der Herr Professor Heidenreich nach Dero bekannten Gründlichkeit diese Frage bald im 2ten Theile ihrer vortreflichen Aesthetik auf.

und mit ängstlichem Tone ausrief: der Pedell! die Häscher! — Die Studenten fuhren zusammen; ich nicht: ich glaubte unser Zank hätte den Pedell von ohngefähr herbei gelockt. Der Pedell Hübner trat jezt herein und fing an: „Im Namen seiner Magnifizenz" — Ich fiel ihm in die Rede, um ihm den Hergang des Zanks zu erklären; aber vergebens: ich und die andern wurden demnach grob: aber auch Grobheit half nicht. — „Wir sollten uns schleppen lassen aufs Karzer!" — Ich fluchte wie ein Bootsknecht: Köster wimmerte, Schmitz zitterte wie Espenlaub: die vier andern Studenten brummten in den Bart und liessen dann und wann einen Fluch hören: von den Menschern und ihrer Mutter hörte man nichts, als — ach Herr Je — daß Gott erbarm! Herr Hübner wiederholte sein „No, meine Herren, no, no! gehn Sie mit!" — Ins Teufels Namen rief ich endlich, Minchen schenk ein! Minchen griff zitternd nach dem Gläschen. „Laß sie das seyn, Jungfer, sagte der Pedell, dazu ist keine Zeit mehr!" Was, schrie ich! will Er mir verbieten, Schnapps zu trinken? — Nur immer eingeschenkt! — Ich nahm mein Gläschen, bot mit lächerlichen Grimassen dem Pedell es an und fügte hinzu: das wäre so gut wie Markgrafen: Pulver: es schlüge den Aerger nieder. Er trank nicht: ich leerte das Gläschen, streckte mich hin auf einen Stuhl, und ließ mir noch

eins geben. Meine Consorten standen schon bereit, dem Pedell und dem Häscher Bär, der mit seinen Trabanten vor der Thür wartete, zu folgen: aber ich war in dieser halben Stunde wieder ganz Bursche und neckte den Pedell auf alle nur mögliche Weise *i*)! Herr Hübner, ein wirklich feiner, höflicher Mann, gerieth dadurch in Verlegenheit, bis endlich auch ich aufbrach, und mich so mit fortbringen ließ. Meister Bär näherte sich mir, und gab mir mit einem wichtigen Tone zu verstehen, daß die Sache nichts zu bedeuten hätte. Denks auch, erwiederte ich: nur nicht wie Spitzbuben geschleppt! — Bewahr der Himmel! versetzte Bär, Sie werden ja nicht als Spitzbuben geschleppt: es geschieht ja blos, weil Sie im Bordell gewesen sind. Das bestätigte auch Herr Hübner: und so wußte ich, warum. —

Als wir aufs Carcer kamen, alle sieben in eine Stube, weil wir durchaus zusammen bleiben wollten, rief ich mit starker Stimme: wo ist der Car-

---

i) Man sehe das schon von Luthers Zeiten her gebräuchliche Liedlein: Gaudeamus igitur, wo es in einer Strophe heißt:

Pereat Trifolium (die drei Decani)
Pereant philistri,
Lictor atque famuli
Nobis odiosi!

cerknecht? ich dachte mir hier den Gießer Carcer-knecht, den Cordanus. — Man antwortete mir nicht: wo ist der verdammte Carcerknecht? schrie ich nochmals: der Kerl soll herkommen, oder der Teufel soll ihm in den Magen fahren! Klappenbach kam, und fragte, was ich haben wollte. So, sagte ich, er ist also der Carcerknecht? das nahm Klappenbach, ein sonst braver Mann, übel, einmal wegen des Titels und dann, daß ich Er und nicht Sie gesagt hatte. Er machte also seine Remonstranz; doch versprach er zu holen, was wir verlangten: „wir wären ja alle so bübsche Herren: es thue ihm leid, daß wir so ein Malheur gehabt hätten, und was ihm die Stockmeisterische Höflichkeit noch sonst eingab. Ich forderte Schreibzeug, und schrieb dem D. Semler: daß Schmitz und ich aus dem Korbe wären geschleppt worden: daß der Korb ein Hurenhaus wäre, daß wir aber dieses nicht gewußt, sondern ihn für eine ordinäre Kneipe (caupona) gehalten hätten: daß er auf unsre Befreiung bedacht seyn möchte, u. dgl. — Eine halbe Stunde nachher kam Herrn Semlers Aufwärter, Feyge, und sagte, daß der Doctor gleich mein Billet nebst einem von seiner Hand an den Prorector abgeschickt hätte. — Feyge mußte uns allen nun Proviant holen, — Wein, Schnapps und Chokolade: dann fingen wir an, Tarok und lustig zu spielen, und verbrachten die Nacht ohne weitere Grillen.

Früh um neun Uhr wurden wir vors Concilium gefordert, wobei aber niemand als der Protector, Herr Woltär, und Herr Prof. Schulze gegenwärtig waren. Ich und Schmitz wurden besonders verhört. Schmitz sprach kein Wort; ich desto mehr. Aber was halfs? Nach einigen Debatten über unsre Unschuld u. dgl. sahen wir uns genöthigt, jeder 4 Rthl. 12 gl. Schleppgebühren für die Herren Häscher auszuzahlen: und so waren wir wieder frei und so ehrlich als vorhin.

Kaum war ich und Schmitz in unsrer Wohnung angekommen, als schon Herrn Semlers Feyge da war, und uns zu ihm in seinen Garten einlud. Hier ließ sich der gute Mann sehr wider uns aus: er nannte unser Betragen unwürdig, schlecht und pöbelhaft: da galt auch nicht einmal die Ausflucht, daß wir nicht gewust hätten, daß der Korb ein Hurenhaus wäre. Es sey sogar, sagte er, einem Manne, der den Wissenschaften obliege, unanständig, Wirthshäuser und Kneipen zu besuchen. Ich erinnere mich noch, daß er bei dieser Gelegenheit einige bittere Anmerkungen über den Moralisten Bahrdt anbrachte, der auch Kneipen und Bordelle besuchen sollte. Und so gings fort in einem Schelten ohngefähr eine Viertelstunde: denn wenn Semler einmal ins Keifen kam, so konnte er das Ende nicht leicht wieder finden. Indeß alle seine Bemerkungen trat

fen zu, und vertrieben den Burschen wieder aus meinem Sinn, der seit gestern Abend da Platz genommen hatte.

Endlich, nachdem er vom Keifen müde war, lud er uns zum Abendessen ein, um uns zu zeigen, wie er sagte, daß man in müßigen Abendstunden Vergnügen und Nutzen verbinden könnte. Wir waren auch wirklich selbigen Abend sehr aufgeräumt. — Nachher hat Herr Kiefer ein ganz niedliches Singspiel gemacht, den Korb, worin die Begebenheit auf eine drolligte Art abgehandelt war. Das Ding sollte auch gedruckt werden; weil aber sehr viele Anzüglichkeiten auf gewisse Leute darin vorkamen, die, wie alle wohlbestalten Heuchler, oft manch dummen Streich ausüben und doch als Heilige unangetastet bleiben wollen, so unterblieb der Druck; desto häufiger aber circulirte es im Manuscript.

Um diese Zeit kam mein Bruder, welcher schon zwei Jahre in Göttingen studirt hatte, nach Halle, um seine Studien hier fort zu setzen. Ich muß sagen, daß ich über seine Ankunft erfreut war, ob wir gleich sonst niemals solche herzliche Freunde gewesen waren, als es sich für Brüder geschickt hätte. Er bat mich, ihm ein gutes Logis auszumachen, und ich verschaffte ihm ein schlechtes. Dies hatte folgenden Zusammenhang. In der Klausstraße, rechter Hand, ohnweit dem halben Mond, wohnte eine Frau,

welche außer andern Schimpfnamen auch Beutlersbaniſe genannt wurde. Mit dieſer Frau ward ich durch deren Haus-Studenten bekannt, beſonders durch einen gewiſſen Hano, welcher ihrer Tochter Chriſtel die Cour machte. Ich ließ mirs gefallen, auch den Tiſch bei ihr anzunehmen. Das alte Weib war wie mehrere ihres Gleichen, eitel genug, ſich Madam nennen zu laſſen. Sie wußte von ihren jugendlichen Aventüren ſehr viel zu erzählen [k]). Ich hörte ihre Schnurren gern, und konnte ſo beim Bierglas und einer Pfeiffe Taback bis zehn Uhr Abends ſitzen, und mich belügen laſſen. Dieſe Madam Cheminon — ſo hieß ſie, vorher Frau Dörnerin — hatte erfahren, daß mein Bruder kommen würde, und erſuchte mich, ihn bei ihr einzumiethen; und ich thats, und mein Bruder zog mit einem gewiſſen Herrn Michaelis, der auch von Göttingen gekommen war, bei ihr ein.

Herr Semler erfuhr das, und nahm mir es übel: er hatte von ſeinem Aufwärter gehört, daß das Haus eben nicht im beſten Rufe ſtehen ſollte. Wirklich führte es damals den Beinamen Hanauer Puff, weil immer mehrere Hanauer da gewohnt hatten. Aber es war nun einmal nicht anders! An-

---

k) Fiſtula dulce canit, volucrem dum decipit auceps. Das gehört ſo zum Luſtmachen.

fänglich war auch mein Bruder und sein Freund Michaelis ungehalten, daß ich sie in ein solches Loch gebracht hatte; aber dies gab sich: sie fanden bald Geschmack an der dasigen Fidelität, und wohnten gern weiter da. Es kamen immer viele Studenten und hübsche Mädchen dahin, und das war so was für sie. Noch jetzt sehe ich manche angesehene Frau hier herum figuriren, welche vor Zeiten im Hanauer Puff ihre Rolle gespielt hat. So geht es in der Welt!

Hano, Christchens Liebhaber, war im Herbst abgegangen, und mehrere Studenten strebten nach seiner Stelle bei dem Mädchen. Das merkte ich, und beschloß mein Glück auch zu versuchen — nicht aus Drang der Liebe, sondern um meine Nebenbuhler zu necken: das war so mein Zweck, und ich fing wirklich an, mit Christchen Dörnerin schön zu thun, und den Verliebten so ganz nach meiner Art zu erzwingen. Meine Liebelei gelang mir, und Christel ward meine erklärte Geliebte: von der Zeit an hörten die Bemühungen meiner Nebenbuhler auf; aber eben deswegen verringerte sich auch meine Anhänglichkeit merklich. Es war eine Liebschaft, der es auf meiner Seite an Grund fehlte; doch kam sie in der ganzen Stadt herum, sogar bis zu Semlern, der mir Vorwürfe darüber machte, und im Ernste dro-

Hete, meinem Vater von solchen läppischen Histo-
rien [1]) Nachricht zu geben. Ich wäre ihm einmal empfohlen, sagte er, er müsse also auch ehrlich für mich sorgen. — Ich bemäntelte die Sache, und versprach forthin mehr auf meiner Hut zu seyn: und damit war er zufrieden.

Semlers Haus sahe den Winter über einem Traiteur-Hause ähnlich. Moes, Schmitz, Schmid und ich wohnten bei ihm, und liessen unser Essen von Pauli holen: darneben kamen noch täglich um zwölf Uhr neun andre Bekannte, die anderwärts wohnten, aber mit uns zusammen aßen: und so war unsre Tischgesellschaft dreizehn Mann stark. Das Bier gab Semlers Aufwärter für uns alle her, und seine Tochter holte das Essen. Um ein Uhr jagte ich, auf den Schlag, alle Gäste aus der Stube, damit ich, mich auf meine Lectionen vorbereiten könnte, und diese fuhren dann mit der grösten Eile auf ihren be-
hufeiseten Stiefeln zur Treppe hinab, daß das Haus erbebte. D. Semler litt diesen Tumult einige Wo-
chen, dann aber ward es ihm zu viel: er ließ mich

---

1) Semler nannte alles Historie. Wer seine Schrif-
ten verstehen will, muß die Bedeutung vieler Wörter vorher wissen, welche der große Mann damit verband, sowol im Lateinischen als im Deutschen: und dahin ge-
hört auch das Wort Historie.

kommen, und stellte mir vor, daß es ihm allemal vor dem Schlage ein Uhr graute: da entstände ein Lärmen und ein Gerassel die Treppe herab, als wenn der wilde Jäger seinen Aufzug hielte. Dabei kam der gute Mann recht in Hitze: sein Haus sey ein Haus des Friedens und der Ruhe; und wir hätten es zu einer Garküche gemacht. Ich versprach das Unwesen einzustellen, und hielt Wort: denn die Speiserei wurde in Münnichs Haus auf die Stube des Studenten Dykershoff verlegt. Münnich muste das schon eher leiden, als Semler, welcher mir hernach sogar dafür dankte, daß ich sein Haus vom Tumulte befreit hätte.

Einmal habe ich mich auch geschlagen, und zwar wegen einer Lumperei mit einem meiner Landsleute. Die Schlägerei hatte eine kleine Verwundung auf meiner Seite zur Folge, und kam nicht heraus, weil keine Zeugen ausser den beiden Sekundanten dabei waren.

Vierzehntes Kapitel.

Siehe da, ein Herr Magister! — Gelehrte Unternehmungen.

Mein Kollegienlesen war bekannt geworden, und Herr Semler befürchtete, man möchte mir das Handwerk verbieten, wenn ich mich nicht in die gelehrte Innung einschreiben ließ, oder nicht Magistrirte. Ich war dazu bereit: denn ich wußte schon, wie wenig man zu wissen nöthig hat, um diese akademische Spiegelfechterei mit zu machen. Ich verschrieb mir also von meinem Vater Geld, um die Fakultät und andere Promotionskosten bezahlen zu können. Mein Vater zeigte sich froh, daß ich Magister Legens werden würde, und schickte mir dreißig Louisd'ors. Diese reichten zu, da er mir nicht lange vorher einen hübschen Wechsel geschickt hatte.

Jetzt meldete ich mich beim Dekan, dem Herrn Schulze, und dieser bestimmte mir einen Tag zum Examen. Zugleich schritt ich zur Ausarbeitung einer Dissertation über Ruprecht, den Pfalzgrafen, der von 1400 bis 1410 die Römische Königskrone getragen, und einigen Antheil an dem 1409 zu Pisa veranstalteten Concilium gehabt hatte. So wenig

Hülfsmittel ich außer der Sammlung des Pistorius und dem Thesaurus Anecdotorum hatte, so su: delte ich doch so ein Ding de Ruperto Palatino zu: sammen, das ich Dissertatio inauguralis betitelte. Nach Semlers Rath sollten blos Ruprechts Bemü: hungen für die Herstellung der Einigkeit der Kirche und für die Aufhebung des damals fürchterlichen Schismas der Päbste, der Gegenstand der Dispu: tation seyn; da ich aber kaum acht Tage übrig hatte, so war mir dies Thema zu weitläuftig und mühsam. Wie viel hätte ich da nicht lesen müssen! Ich stop: pelte also zusammen, was ich vorfand, und theilte das Zusammengestoppelte in §§ ein. Machens doch viele Dissertationen: Schmiede auch so! Und meiner Mei: nung nach sollte niemals eine wichtige Materie in einer Disputation verhandelt werden. Solche Kleinigkeiten werden auf den Jahrmärkten der Litteratur selten ver: handelt, und ihr Inhalt geht mit ihnen verlohren. Es giebt besonders ältere von reichhaltigem Werthe, die man jetzt vergeblich sucht. — Und an jeder noch so kleinen Abhandlung kann man doch so ohngefähr sehen, ob der Verfasser wissenschaftlich schreiben kann, oder nicht [m]); und dann kommt doch die Hauptsache auf

---

m) Viele, besonders Mediciner, lassen sich ihre Disputa: tionen von Andern fabriciren: da giebt es expedite Schreiber, welche in zwei oder drei Tagen ein Ding

die Vertheidigung an. Nach diesen Regeln betrachtet, war meine Disputation immer gut.

Nun sollte ich ins Examen, welches im Hause des Herrn Schulze gehalten wurde. Ich erschien, nachdem ich den Tag vorher die Herren von der philosophischen Fakultät alle eingeladen hatte, am 11ten Jänner 1784, nachmittags um zwei Uhr. Nicht alle Fakultisten waren zugegen. Herr Forster sagte mirs gleich ab, mit dem Zusatz: er liebe dergleichen Prüfungen nicht, wo man nicht wissen könnte, ob man examinirte oder examinirt würde. — — —

— — — — —

Herr Sprengel war ebenfalls nicht da: Herr Trapp entschuldigte sich damit, daß er nicht gern Männer sähe, die ihm nicht wohl wollten. Zudem würde er der Fakultät, oder vielmehr den Herren Professoren nicht lange mehr lästig seyn. Herr Goldhagen war verreiset. Also waren nur die Herren Eberhard, Christian Förster, der

---

aushecken, voll Gelehrsamkeit, das heist, voll Citaten aus alten und neuen, in- und ausländischen Schriftstellern, sogar aus Arabern und Rabbinen. So ein Ding kostet zwei, drei Louisd'ors, auch mehr, nach den Umständen. Wer eins nöthig hat, und selbst dergleichen nicht fertigen kann, darf sich nur bei mir melden: ich will ihm so einen, oder auch, wenn er die Auswahl haben will, mehrere Dissertations-Fabrikanten nachweisen, die sie schichtweise liegen haben.

verstorbene Hofrath Karsten und Herr Schulze, der Dekan, gegenwärtig. Es wurde überall Latein gesprochen, welches ich ziemlich fertig mitreden konnte. Die Fragen und Antworten übergehe ich: sie betrafen meistens philosophische, historische, geographische und philologische Gegenstände. Das Examen dauerte bis gegen sieben Uhr Abends, wo ich abtrat, und bald zurück gerufen wurde, und die tröstliche Entscheidung vernahm, daß ich immerhin promoviren könnte. Wer war froher als ich! ich lief gleich zu meinem Bruder, theilte ihm meine Freude mit, und schlief hernach ganz unvergleichlich wol.

Meine Disputation wurde inzwischen abgedruckt, und am 18ten Jänner disputirte ich. Meine Opponenten waren Herr D. Semler, Herr Wald und mein Bruder, nebst einem Schlesier Teisner. Ich hatte am Ende meiner Dissertation einige Sätze aus meines Vaters System angehängt, und man hatte das nicht einmal bemerkt [n]): ich war froh darüber; sonst hätte man sie vielleicht gestrichen.

---

n) Hier sind einige davon: unicitas Dei est ex essentia numeri demonstrabilis. Deus in rebus omnibus existit, sed nulli rei coexistit: ipsa rerum possibilitas a Deo dependet: Deus supremam perfectionem s. realitatem non gradu, sed complexu possidet. Die Sätze sind freilich sehr dunkel; aber ein Kenner des Pantheismus sieht leicht, daß hier eine Schlange im Grase liege.

Den Tag vor der Disputation machte mein Bruder über meinen Umgang mit seiner Hausjungfer einige spöttische Anmerkungen, welche mich aufbrachten, so daß es zu Bitterkeiten kam: das Gezänk endigte sich damit, daß er mir erklärte, er würde nicht opponiren. Meine Antwort hierauf war protzig; und er ging fort, schmollend. — Früh, da der Tanz vor sich gehen sollte, schickte er mir ein Billet, worin er mir meldete, daß er allerdings opponiren würde, entweder ordentlich, wenn ich nichts dawider hätte, oder ausserordentlich, wenn ich ihm unter den ordentlichen Opponenten keine Stelle gestatten wollte. Ich sollte mich nur auf ganz neue Argumente gefaßt halten: denn er habe sich vorgenommen, mich zu hecheln (carminare). Ich schrieb ihm wieder, er solle immer den dritten Platz einnehmen: seine Argumente würde ich auch schon beantworten: davor sey mir nicht bange u. dgl.

Als wir auf die Wage kamen, war diese so voll Studenten, daß wir kaum durchkonnten: denn fast die ganze Universität kannte mich, und jeder wollte gern hören, wie ich meine Sachen machen würde. Herr D. Semler fing die Oppositionen an, und brachte einige Schlüsse vor, welche von seiner Gelehrsamkeit allerdings zeugten. Er machte es aber, weil ihm nicht recht wohl war, gar nicht lange. Ich hatte bei diesem Umstand die schönste Gelegenheit, öf-

sentlich zu bezeugen, wie viel ich Semlern schuldig war, wie sehr ich ihn verehrte: und das that ich mit einem mir sonst ungewöhnlichen Feuer. Ich konnte dazu meinen zu Hause entworffenen Aufsatz nicht brauchen, sondern ließ hier meiner Empfindung freien Lauf, und diese bildete meinen Vortrag so glücklich, daß ich mit mir in Absicht dessen, was ich Semlern sagte, selbst zufrieden war. — Herr Wald hat auch recht artig opponirt.

Nun kam die Reihe an meinen Bruder, welcher freilich ganz neue Argumente auftischte. Ich hatte meine Dissertation dem Herrn von Oberndorf, Kurpfälzischen ersten Staatsminister zugeschrieben, und in der Dedication freilich Vorzüge an diesem Herrn gerühmt, die ich ihm im Herzen selbst absprach. Allein das ist ja der Fall bei den meisten Dedicationen! Mein Bruder griff also die Zuschrift an, und zwar mit Argumenten von folgender Art: Ein niederträchtiger Schmeichler ist ein Lügner, jener bist du; folglich bist du auch dieser. Ich stutzte gewaltig bei diesem Schluß, leugnete aber natürlich den Untersatz; er indeß bewies ihn aus meiner Zuschrift. Ich hatte hier gesagt, Herr von Oberndorf mache die Pfalz glücklich: mein Bruder führte mehrere Thatsachen an, woraus das Gegentheil erhellete, und worüber die Zuhörer lachten. Ich hatte ferner gesagt, Herr von Oberndorf sorge für die Heidelber-

ger Universität: mein Bruder bewies, daß die Universität zu Heidelberg nie elender gewesen sey, als gerade seit der Zeit Herr von Oberndorf am Ruder säße. — Daß dabei manche gröbere Invektiven unterliefen, kann man sich vorstellen. Herr Schulze, der Promotor, sagte kein Wort, wie er mich denn ganz allein meine Siebensachen defendiren ließ. Endlich wandte sich mein Bruder zu den Zuhörern und sagte: Auctor dissertationis se veritati colaphos infregisse optume et ipse perspicit; verum sibi amissum patriae magnatum favorem sua se impudentia adulandique studio recuperaturum persuadet. Was sollte ich auf dergleichen Sarkasmen antworten? Mein Bruder hatte freilich Recht; aber sagen hätte ers doch nicht sollen. Herr Teisner hat nicht viel gesagt.

So hatte ich nun einen akademischen Gradus, und konnte ein großes M. vor meinem Namen hinpflanzen: das hab ich aber doch nur selten gethan. Auch hörte ich lieber meinen Namen, als den Magister-Titel: denn alle akademischen Würden kommen mir so zunftmäßig vor, und waren mir immer lächerlich. Ich hatte dergleichen bei den Alten nicht gefunden, und wuste recht gut, daß diese Titulaturen und die Art, sie zu erlangen, Erfindungen der barbarischen Zeiten waren. Daher hat der Doktor, Licentiat, Magister und andere dergleichen Frivoli-

täten wenig bei mir gegolten. Auch hab ich mich immer gewundert, wie Herr Bahrdt, der sich doch über manches Vorurtheil weggesetzt hatte, wenigstens vorgab, sich darüber weggesetzt zu haben, noch immer den theologischen Doktor vor seinem Namen figuriren ließ. Er war, wie er in seiner Lebensgeschichte selbst gesteht, auf sehr anomalische Weise dazu gelangt: hatte hernach alles Verhältniß mit der lieben Theologie aufgegeben, und war Billardeur und Schenkwirth geworden; und doch blieb er dem Titel nach — noch immer Doktor der Theologie. Das hat mich sehr befremdet. Er hätte sollen schlechtweg Herr Bahrdt heißen: das würde ihm an seinem Ansehn und an seiner Gelehrsamkeit gar nichts geschadet haben. Doch dies im Vorbeigehn!

Da ich jetzt mehr Recht als vorher hatte, Vorlesungen zu halten, so erklärte ich, um mich als Magister zu produciren, die dunkeln Satyren des Perseus; und so gewaltig viel Erudition ich auch dabei auskramte, so war ich doch mit meinen Lektionen innerhalb zwei Monaten fertig. Diese Vorlesung war gratis, und meine Zuhörer hörten mich gern. Daraus schloß ich, daß wenn ich auf Ostern meine Kollegien ankündigen würde, ich nicht wenig Zuhörer haben dürfte. In wie fern diese Hoffnung gegründet war, wird die Folge zeigen.

Ich nahm mir nun vor, auch etwas zu schreiben, und in der Welt als Schriftsteller aufzutreten. Auch das hatte mir Herr Semler empfohlen, weil, wie er sagte, ein junger Mann schreiben müßte, um bekannt zu werden. Ich wollte ein historisches Thema behandeln, und zwar eins aus der Pfälzischen Geschichte, nämlich die Geschichte der Grafschaft Sponheim. Ich suchte also auf der hiesigen Universitäts-Bibliothek mit vieler Mühe und Geduld das auf, was dahin gehört, fand aber leider sehr wenig. Doch ließ ich mich nicht abschrecken, und brachte wirklich vielerlei zusammen, was mir bei meiner Absicht nützlich werden konnte. Ich wünschte, daß ich meine Schreibereien noch hätte, besonders meine Briefe: allein durch einen Zufall ging alles zum Käsekrämer: ich werde diesen Zufall mit Anmerkungen weiter unten anführen. Es waren einige Sammlungen historischer Denkwürdigkeiten darunter, welche freilich für den Liebhaber abgeschmackt, aber für den Kenner interessant seyn musten. Ich habe insbesondere viel gesammelt von meinem Helden, dem Kaiser Julian II. den man aus christlicher Liebe den Apostaten nannte, und dem Voltaire den Beinamen des Philosophen gab. Beide Namen schicken sich für den vortreflichen Julian nicht recht. Jenes ist ein Sektenname, und dieses ein Kom-

pliment: es ist hier der Ort nicht, meine Behauptung zu beweisen.

Meine Stunden auf dem Waisenhause gab ich indeß auf, muste aber mit Unmuth von meinen Schülern hören, daß mein Nachfolger in der hebräischen Klasse kein Verbum analysiren könnte. Das that mir leid, denn ich wuste, wie sehr noch Analyse den Schülern in prima hebraea nöthig war. Ueberhaupt wurden damals auf dem Waisenhause die Grundsätze der Sprachen zu sehr versäumt: achtzehnjährige Schüler machten die gröbsten Schnitzer wider die lateinische Grammatik: allein — da gar die Lehrer sich dergleichen erlaubten, so mustens ihnen die Schüler ja wol absehen!

Ich muß hier eine philologische Schnurre erzählen. Mein Landsmann Sch***, ein nicht unebner Lateiner, wollte nach Art aller Philologen von geringerm Gehalt, nichts Lateinisches leiden, was in Meister Marx Tullius hinterlassenen Büchern nicht befindlich wäre. Sein zweites Wort war immer ciceronianisch *). Ich hatte für jemanden ein soge-

*) Herr Scheller hat so'n Buch gemacht, woraus man soll ciceronianisch griffeln lernen. Der Titel ist: Praecepta stili bene latini, imprimis ciceroniani. Kennern muß bei dem Titel schon klar werden, daß man aus dem Buche nicht kann ciceronianisch schreiben lernen, weil Herr Scheller selbst — nicht ciceronianisch schreibt.

nanntes Curriculum Vitä aufgesetzt, und Herr Sch*** hatte es wohl an funfzehn Stellen verbessert, weil es nicht ächt ciceronianisch abgefaßt wäre. Dies ärgerte mich, und ich beschloß, dem Kritiker einen Possen zu spielen. Ich stellte mich also, als hielt ich ihn für einen Mann, der den Geist des Cicero neun und neunzigfach inne hätte, und unterwarf Einiges seiner Kritik. Das freute dem Ciceroner so sehr, daß er mich mit lateinisirender Salbaderei fürchterlich quälte, und mir da ein langes und breites von der ciceronischen Wortstellung herschwazte, wovon er ein Buch schreiben wollte. Ich übersetzte endlich ein Stück aus Cicero's Buche von der Natur y) der Götter, schrieb Cicero's Latein darneben, und gab mein Geschreibsel dem Herrn Sch***, um seine Censur zu vernehmen. Herr Sch*** korrigirte den Text des Cicero an mehr als dreißig Stellen, und gab mir ihn so wieder. Ich versuchte es, meine Constructionen in Gegenwart mehrerer Studenten als ciceronisch zu vertheidigen; aber vergebens: Sch*** wollte und mußte recht haben. Endlich holte ich meinen Cicero aus der Tasche, und zeigte ihm, daß er den Meister selbst, seinen angebeteten Cicero, korrigirt hatte. Gelächter auf meiner und der Studenten, und große

---

y) Nicht Wesen, wie Herr Kindervater übersetzt hat.

Beschämung auf Sch***s Seite, war die Folge. Nachher ist Herr Sch*** mir niemals wieder recht gut geworden. — Man werfe dem Afterphilologen allerhand dumme Streiche vor, schelte ihn einen Esel: er wird nicht so böse werden, als wenn man ihm beweißt, er verstehe das Wesen des ciceronianischen Styls selbst nicht recht q). — Wer schön denkt, wird schön schreiben: und wenn er gleich mit Fehlern schreibt, wird man doch lieber sein Geschriebenes lesen, als das allerfeinste grammatisch-richtige, welches ohne Gedanken ist. Wer mag gern die Deklamationen des Quintilians lesen, mit samt dem schönen Latein?

Um selbige Zeit war ich nirgends lieber, ausser meinem redlichen Semler, als bei Herrn Professor Sprengel, nicht dem jetzigen Vieharzte, sondern dem alten und berühmten Historiker. Der freie offene Karakter dieses Mannes freute mich unendlich, und ob ich gleich in einem Fache lesen wollte, worin auch er las, so war er doch freundschaftlich gegen mich, und theilte mir sowohl von der Universitäts-Bibliothek, als aus seiner eignen mit, was

---

q) In der zweiten Auflage der Beleuchtung der Trenkischen Lebensgeschichte kommt eine merkwürdige Stelle über diese Bemerkung vor. Die zweite und dritte Auflage dieses Werkchens soll von Herrn Bispink seyn.

ich begehrte. Weit anders dachte ein anderer Herr, der damals Magister war: er offenbarte den Studenten, und namentlich Herren Sussenbeth und Rebenack meine Schwäche in der Reichsgeschichte, und sagte ihnen, daß ich die Quellen nicht recht kennte: daß ich ein Wicht wäre: — gerade als wenn der liebe Herr Magister nicht hätte denken sollen, daß ich, wie er, ja noch lernen könnte, was ich zur Zeit nicht wuste!

Herrn M. Fabri habe ich mir auch zum Feinde gemacht. Er hatte den alten Zopf verbessert *); hatte aber bei seiner Arbeit derbe Schnitzer gemacht. So hieß es z. B. daß Philipp der Schöne, von Oesterreich, der Tochtermann Ferdinands des Katholischen, die ganze Spanische Monarchie geerbt hätte: daß Emmerich Joseph, Erzbischof zu Mainz noch 1783 lebte, und was der Balhornereien mehr waren. Ich raisonnirte also derb über dieses Brodbuch, wodurch Herr Fabri meinem Freund, dem Herrn Professor Mangelsdorf, wehe gethan hatte: die Studenten referirten Herrn Fabri, was ich gesagt hätte, und Herr Fabri rächte sich durch Anekdo-

---

*) Herr Professor Wolf hatte neulich einen guten Einfall, den alten Zopf betreffend. Er sagte: der alte Zopf sey schon von so manchem ausgekämmt worden, sey aber immer der alte Zopf geblieben!

tensammlungen von mir: sogar suchte er Herrn Semler wider mich einzunehmen, das ihm aber nicht gelang.

Ueber die Syrische Sprache hörte ich ein Kollegium bei Herrn Professor Schulze, dem jetzigen Direktor unsers Waisenhauses, und profitirte wenigstens so viel, daß ich die Michaelische Chrestomathie, nebst dem syrischen neuen Testamente ziemlich verstehen konnte. Ich fing auch an, in den Werken des Ephraem zu grübeln, und kam mit Hülfe der Uebersetzung so halb und halb zu rechte. Ich habe die orientalischen Sprachen immer sehr leicht gefunden, und wundre mich eben darum sehr über den Unfleiß unsrer Studenten auf allen Akademien in diesem Stück. Die Herren begehren gelehrte Religion kennen zu lernen, und lernen die Sprachen ihrer heiligen Bücher nicht! Das kommt mir vor, als wenn ein Pandektenkauer das Latein, oder eine Hofdame das Französische versäumen wollte.

Das waren nun so meine gelehrten Arbeiten den Winter über; aber meine Leser werden sich jetzt auch wieder gefallen lassen, dumme Streiche von mir zu hören! Also überschreibe ich mein

---

Zweiter Theil.

M

Funfzehntes Kapitel,

Dumme Streiche von allerhand Art.

Ein künftiger Dozent hätte billig sollen klug handeln. Wir brauchen keine Tugend, sagt der große Rousseau, wenn wir nur klug sind *). Ich habe nachher gelernt, daß man unter dem Namen Rechtschaffenheit, Menschenliebe und überhaupt Tugend blos Klugheit — so oder so modificirt — meynt. Damals aber verband ich noch mit diesen Worten die Bedeutungen, welche ich in der Moralphilosophie gelernt hatte, und fand erst späterhin, daß die Moralisten gar üble Sprachmeister sind, so wie die Herren Metaphysiker.

Das war nun schon dumm genug! Dem zufolge schmeichelte ich niemanden, ich besuchte sogar keinen, weil ich mich nicht scheniren wollte; und die Herren sagten denn, wenn von mir die Rede war, allemal: den Magister Laukhard kennen wir nicht; wie wir aber hören, so soll er ein Kerl ohne Kopf

*) Il ne faut point de vertu, si nous sommes sages, heißt der göttliche Spruch.

und von sehr schlechten Sitten seyn. Dieses löbliche Gezeugniß gaben mir die Herren aus Menschenliebe, um die Leute vor mir zu warnen. Ganz unrecht hatten sie wohl nicht: denn im Grunde hatte ich diese Stimmung der Herren gegen mich vielleicht selbst verschuldet; und so — mag ich den Herren Theologen und Philosophen nichts aufbürden, was ihnen vielleicht nicht gehört.

Ich machte einen Aufsatz, dem ich den Titel gab, deutsche Synonymen. Da brachte ich alle mir bekannten Wörter zusammen, welche die Besoffenheit und den unflätigen Umgang mit Frauenzimmern auf deutsch bezeichnen. Das war nun so ein Stückchen Arbeit aus der lieben Zotologie! Ich machte den Aufsatz gemeinnützig, indem ich erlaubte, daß jeder Student, der nur wollte, ihn abschrieb: ich war sogar willens, ihn drucken zu lassen, und Herr Adelung hätte alsdann einen derben Beitrag zu seinem Wörterbuch gefunden. Herr Semler erfuhr das, und koramirte mich nicht schlecht: da ließ ich denn das Ding; abes mein Aufsatz war schon zu sehr ins Publikum, als daß er hätte können unterdrückt werden: sogar die Philister auf dem Rathskeller lasen die deutschen Synonymen von Magister Laukhard und gaudirten sich höchlich über die drolligsten Ausdrücke.

Auch hab ich Skandal in Reideburg gehabt. Ich war da sehr oft beim Einnehmer, welcher damals drei ledige Töchter hatte, wovon jetzt zwei verheirathet sind. Bei der ältesten soll man contra formam excipirt haben, denn in Hinsicht auf die Materie war nichts einzuwenden. Ich habe mich niemals mit den Mädchen eingelassen: sie hatten schon das Ihrige, nämlich Anhang unter den Studenten von einer gewissen Gesellschaft, mit denen ich nicht gern zu schaffen haben mochte. Einst war ich nebst mehreren Studenten beim Einnehmer, und stimmte sein Klavier. Diese Arbeit hielt mich bis in die Nacht auf, und dabei tranken wir einen Krug nach dem andern. Der Spiritus war uns allen zu hoch gestiegen, und wir beschlossen, noch erst zu Nacht zu essen, und hernach mit Eberts Kutsche zurück zu fahren. Ueber Tische fielen allerlei Gespräche vor: unter andern machte der Einnehmer über eine gewisse Jungfer Brillmeiern aus Halle, mit der ich um diese Zeit vertraut umging, einige Anmerkungen, die mir misfielen. Ich wollte das Gespräch ablenken, aber der Einnehmer setzte es gefliessentlich fort: er sahe, daß es mir nahe ging. Da fragte ich ihn mit recht unverschämtem Ton, ob seine Töchter bald heurathen würden, und ob er glaubte, Großvater zu werden? — Letztere Frage befremdete ihn; ich machte aber zu ihrer Erklärung solche Glos-

sen, daß ihm ein Licht aufging. Meine Leser würde ich beleidigen, wenn ich diese Glossen hersetzen wollte. Freund Einnehmer fing Feuer, und gab mir seinen Zorn durch einen Stoß zu erkennen. Nun fiel alles über mich her, sogar die Töchter und der Sohn: kurz, es würde mir kläglich ergangen seyn, wenn nicht meine Begleiter recht handfeste Leute gewesen wären. Es war eine allgemeine Balgerei: am Ende zogen wir ab, und fuhren nach Halle — ohne zu bezahlen.

Den andern Tag fuhr ich mit drei Studenten abermals nach Neideburg; aber zu Zacharias Schmid. Dieser freute sich unendlich über den gestrigen Vorfall, wie sich denn immer ein Wirth freut, wenn bei dem andern Spektakel gewesen ist. Von da aus schickte ich zum Einnehmer zwei Briefe, einen an ihn, und den andern an die jüngste Mamsell, worin ich beide nach meiner Art — ohne es recht zu wollen, um Pardon ansprach, und mir meine Rechnung vom vorigen Tage ausbat. Der Einnehmer ließ mir wieder sagen: es würde ihm lieb seyn, wenn ich ihn besuchte. Aber das konnte ich nicht; schickte jedoch die 20 Groschen, die ich schuldig war.

Mit der Jungfer Brillmeierin habe ich freilich einen kleinen Roman gespielt. Sie war die Tochter eines hiesigen Buchbinders, und ich war mit ihr auf der sogenannten Loge bekannt geworden. Sie hing

sich fest an mich, und wo ich hinging, war sie auch: sogar besuchte sie mich auf meiner Stube, bald in Gesellschaft ihres Vaters, bald allein. Dieser Roman hat mir viel Zeitvertreib, aber auch manche Kosten gemacht, und ich wiederhole es noch einmal, daß ein Akademiker allemal einen kreuzdummen Streich macht, wenn er sich mit einem Mädchen abgiebt. Wenn alles noch hingeht, so empfindet doch der Beutel sehr nachtheilige Folgen. — — In Jungfer Fieckchens Börnerin Gunst war ich der Dritte: mein Successor war Herr Stork, auf welchen noch fünf andre folgten: der letzte verdarb dem guten Mädchen die Taille. Dann ging sie nach Berlin, und ließ ihr Kind bei ihrem Alten.

Einst kam ich nach Reideburg, wo gerade eine gewisse Studenten-Innung ihren Landtag hielt. Der Beschluß davon war ein Kommers, zu dem ich eingeladen wurde. Ich ging hin und mußte, weil ich Magister war, honoris causa das Präsidium übernehmen. Ich präsidirte mit allem Ansehn und aller Würde eines ächten alten Burschen, der nicht rien! rien! sondern courage! courage! ruft, und den Komment recht versteht. Da gings munter über munter! Es leb der Bruder Magister hoch! Ein Hunzfott, der ihn schimpfen sollte! erschallte zu meiner Freude aus allen Kehlen. Ich dachte dabei an nichts Arges; doch kam es mir selbst etwas spanisch

vor, daß ein Mann, der auf dem Catheder docirte, auch Präses eines Burschenkomments seyn sollte; aber — ich setzte mich darüber weg. Zwei Tage nachher wußte mein Semler schon alles: er nahm mich vor und las mir den Text nach Noten. Ich hätte ohnehin, sagte er, bei der philosophischen Fakultät keine Freude: ich sollte sehen, daß man mir die Erlaubniß, Kollegien zu lesen, verweigern und mich aus der Lehrer Liste ausstreichen würde. — Das that mir freilich wehe, machte mich aber nicht klüger. Ich fuhr fort, die Wirthshäuser nach wie vor zu besuchen und mich in den Gesellschaften einzufinden, an die ich einmal gewöhnt war.

Ein gewisser Heuser hatte auf seiner Stube im Schmiedischen Hause auf dem alten Markte eine sogenannte gelehrte Societät gestiftet, wobei auch ich war. Die Person zahlte jedesmal 8 Gr. wofür Kaffee, Taback, Bier und Abendbrod gegeben wurde. Einer um den andern mußte eine Vorlesung halten, und ich machte den Anfang. Etwan sechs Wochen blieb unsre Gesellschaft ungestöhrt: dann bekam einer von uns mit einem Innungs: oder Ordensbruder in Passendorf Händel. Man hatte nämlich unsre gelehrte Gesellschaft für einen neu aufkeimenden Orden angesehn, und war darüber nach ächten Ordensgrundsätzen eifersüchtig. Man beunruhigte uns so so lange, bis es endlich zur förmlichen Schlägerei

kam. Unser Kumpan hatte indeß Glück, und verwundete den Ordensmann: dieß brachte alle Ordens-Kinder auf, daß sie in allen ihren Gelagen über unsre Gesellschaft spöttelten. Es entstunden daher mehrere Händel, und am Ende wurde alle gelehrte Beschäftigung vergessen, da wir nur mit Händeln und Schlägereien zu thun hatten. Ich nahm zwar keinen Antheil an den Händeln selbst, sprach aber doch immer in der Versammlung, was jedesmal der Komment forderte.

Auf einen Sontag war ich bei Herrn Prof. Trapp zu Gaste. Ich war gut angezogen, und trug seidne Strümpfe. Abends gegen zehn Uhr ging ich fort, traf unterwegs meinen alten Köster, der mich bat, ihn in den Puffkeller auf dem Markt unterm Rathhause zu begleiten *). Ich stellte ihm vor, daß es für einen Magister sich schlecht schicken würde, in den Puffkeller zu gehen: aber Köster besiegte alle meine Gründe und Einwendungen, und der Herr Magister ging in den Puffkeller. Im Puffkeller war ein gewisser Herr, den ich noch täglich herums

---

*) Dieser sogenannte Puffkeller war ein Bordell der niedrigsten Gattung. Er gehörte zum Rathhause, und wurde für 12 Rthlr. jährlich vermiethet. Erst seit der Aufsicht des jetzigen Stadtpräsidenten, Herrn von Barkhausen, hat diese skandalöse Wirthschaft da aufgehört.

gehen sehe: er wird es vielleicht auch nicht vergessen seyn. Ich ließ mir Schnapps geben, konnte ihn aber nicht trinken, und stellte ihn mit einem Fluche auf den Tisch. Mosjeh Firlefanz sagte drauf mit einer altklugen Mine, es sey freilich kein Magisterschnapps! Blox! steckte ich ihm eine Ohrfeige, Köster half, und Meister Firlefanz wurde zum Loch hinaus geschmissen. Wir blieben nicht sehr lange. Als wir in der Galgstraße der Ulrichskirche nahe kamen, trat plötzlich Mosjeh Firlefanz vor uns, und forderte Rechenschaft wegen der Beleidigung im Puffkeller. Da wir ihm jetzt noch gröber antworteten, und mit Prügeln droheten, siehe, da kamen noch zwei baumstarke Bengel aus dem Hinterhalt, und schlugen auf uns zu. Wir wehrten uns ritterlich, warfen einen von den Bengeln zur Erde, und Mosjeh Firlefanz selbst bekam derbe Schläge mit der Faust ins Gesicht, daß die Marken davon noch vierzehn Tage zu sehen waren. Endlich kam der Nachtwächter, der alte ehrliche Hase: er kannte den Firlefanz und mich, und drohte uns, wenn wir nicht Ruhe hielten, mit der Compagnie des Herrn Bärs. Wir hielten also inne, und schieden von dannen. Aber man denke, wie mein hellgrüner Rock, meine seidne Weste und meine seidnen Strümpfe ausgesehen haben! Ich muste selbst über meine Figur lachen: Köster sah nicht besser aus: er schlief die Nacht bei mir.

Den folgenden Tag erhielt ich einen anonymischen Zettel durch einen Soldaten. Man schrieb mir, daß man mich auf der Maille zu sprechen wünschte: ich möchte zwischen drei und vier Uhr hinkommen. Das that ich, und ecce homo, mein Herr Firlefanz stand mit seinem zerkratzten Gesichte vor mir. Er bath mich, die Sache geheim zu halten: denn er hätte von seiner Madam — so nannte er seine rothhaarige Frau — großen Skandal, wenn sie erführe, daß er im Puffkeller gewesen wäre. Er sey besoffen gewesen u. dgl. — Ich war willig, die Sache zu unterdrücken, und trug dem Firlefanz auf, auch den Nachtwächter Hase zu befriedigen, damit nur der keinen Spuck machte. Und so ging jeder seinen Weg. — Aber nicht wahr, mein Herr, ich habe Wort gehalten, und nenne Sie noch jetzt nicht! —

Ich habe noch einmal einen Handel in eben demselben Puffkeller gehabt mit einem gewissen noch hier lebenden Chirurgus, den ich aber übergehe: es kam nicht zum balgen.

Bei allen meinen erzdummen Streichen, die einem akademischen Docenten so sehr unanständig waren, machte ich immer meine Apologie, und vertheidigte mich mit dem Beispiele andrer angesehener Männer, welche auch dergleichen getrieben hätten: besonders half ich mir mit den Thaten des verstorbnen Geheimenraths Klotz, des Herrn M. Schi-

rach *), des Professors Hausen und des M. Träger, von welchen damals noch allerhand skandalöse Anekdötchen herum gingen. Es ist eine wunderliche Sache um den Eindruck, den das böse Beispiel, vor-

---

*) Jetzt Herr von S**. — Dieses asotische Männlein hat so erhabene Begriffe über Ehre und Schande gehegt, daß er bei lichtem Tage die Bordelle in Halle besucht, und einmal die philosophische Geduld gehabt hat, sich von da aus, von Häschern zum Prorector, dem verstorbenen Herrn Professor Meyer, führen und von diesem die bittersten Wahrheiten sich in Gegenwart einer vornehmen Tischgesellschaft — zu mehrerer Eindringlichkeit — sagen zu lassen. Einige Augen- und Ohrenzeugen dieser Begebenheit leben noch. — sonderbar aber, daß entmärkelte Wollüstlinge, die mit etwas Kopf viel Freigeisterei des Herzens verbinden, die Großen der Erde für so gutmüthige Kurzsichtlinge halten, daß sie wie tollkühn es wagen, ihnen Rechte und Vorzüge anzuschmeicheln, auf die jeder selbstständige Fürst aus Ueberzeugung, als auf Usurpationen Verzicht thut. Indeß um königlich seinen verwachsenen Lästen fröhnen zu können, haben schlaue niederträchtige Seelen Königen von jeher geschmeichelt, und Menschen- und Völkerrecht als Kleinigkeit behandelt. Kurzsichtige Theologen haben es mit dem lieben Gott nicht anders gemacht. Dies sollte der Herr Licentiat Wittenberg in Erwägung ziehen, um sein vortreffliches historisch-politisches Magazin nicht mit Debatten gegen einen so elenden und niederträchtigen Sudler, als Herr von S** ist, zu verstellen. S**, Hoffmann und Consorten brandmarken sich selbst genug, um sie der Verachtung der Mit- und Nachwelt unbekümmert zu überlassen.

züglich von sonst angesehenen Männern, auf die Seele derer macht, die mehr vom Ansehn und dem Schlendrian, als von den Vorschriften einer unbefangenen Vernunft abhängen. Billig hätte mich damals das Beispiel dieser großentheils sonst verdienter und wirklich gelehrter Männer von ähnlichen Streichen abziehen sollen, um so mehr, da man mir zugleich erzählte, daß sie durch ihre Possen allen Kredit verlohren hätten, und sogar der Kinder Spott geworden wären. Aber bei mir war gerade entgegengesetzte Wirkung: ich entschuldigte mich selbst bei mir mit diesen Beispielen: haben es jene nicht besser gemacht, sagte ich mir, je nun, so kann dir es auch hingehen! Ein sehr schiefer, schädlicher, aber doch sehr gewöhnlicher Syllogismus!

Mein Schmitz legte sich auch stark aufs Trinken, und that es mir immer zuvor; wenigstens konnte er noch einmal so viel saufen als ich, ohne besoffen zu werden.

In unserm Hause wohnte ein gewisser Z*** aus Berlin, ein witziger, heller Kopf, aber ein Hans ohne Sorgen, wie jener Ukalegon in der Geschichte des Aesopus. Er ging beinahe in kein Kollegium, studirte aber doch fleißig für sich, und lernte mehr als die Herren Hefften-Schmierer: er war vollkommen erfahren in der lateinischen, griechischen und deutschen Sprache; denn sein Vetter, der ver-

storbene gelehrte Professor Z*** zu Berlin, hatte ihn vortreflich unterrichtet. Er las die besten Ausgaben der klassischen Schriftsteller mit der größten Emsigkeit. Er machte viele Noten über das, was er las; und die Noten waren immer sehr treffend, besser als die, welche große Philologen über die alten Schriftsteller hinzugiessen gewohnt sind. Aber ich will ja der Gelehrsamkeit meines redlichen Z*** keine Lobrede halten! die vermuthet doch niemand in einem Kapitel, das so eine Ueberschrift trägt, wie das meinige! Z*** war ein Ohnesorg und zog sich nicht eher an, als bis er ausgehen wollte, und er ging nur alle drei oder vier Tage einmal aus. Er saß da ohne Beinkleider in der warmen Stube, und zeigte sich nicht selten in puris naturalibus. Wenn nun Ein Narre ist, so machen gleich ihrer zehn die Thorheit nach, und so ging es auch hier: die Gewohnheit, sich nicht anzuziehen, riß im ganzen Semlerischen Hause ein — mich ausgenommen: denn an dieser Säuerei fand ich troß meiner zotologischen Ideen doch keinen Geschmack. Semler selbst erfuhr es, und ermahnte mich, diesem Unwesen Einhalt zu thun, und das Rauhe heraus zu kehren. Ich thats zum Theil; aber die Hosen wurden noch nicht angezogen. Da schrieb uns Semler in lateinischer Sprache: er wundre sich sehr, wie Leute, quorum alii bonas litteras discere se dicerent, quidam et

docere so weit sich vergessen könnten, in seinem Hause die honestatem publicam zu beleidigen, und den Mädchen, quae ellenta servitiis, quin et suis interdum filiabus partes corporis hinzuweisen, quas melior mos verdeckt wissen wollte. Er müßte uns nur sagen, wenn der Skandal fortwährte, er schlechterdings den Herrn Prorector angehn, und um unsre Wegschaffung aus seinem Hause anhalten würde, u. s. f. das Briefchen that seine Wirkung; doch nur halb: denn Herr Z*** zog sich, so lange er da war, nämlich bis auf den Herbst 1783 wo er nach Jena ging, dennoch nicht mehr als zweimal die Woche über an.

Sechszehntes Kapitel.

Jenaischer Komment.

Mein Freund Dambmann war nach Jena gezogen, und hatte mich in seinen Briefen immer gebeten, ihn da zu besuchen. Ich nahm mir also diese Reise vor, und marschirte zu Anfang des Märzen 1783 zu Fuße nach Jena.

In Lauchstädt traf ich einen Franzosen an, einen Tabuletkrämer, den ich schon in Manheim gekannt hatte. Der Kerl erkannte mich nicht. Als ich daher hin und her über die Pfalz fragte, nannte

er unter andern auch meinen Namen, und setzte da einen Roman zusammen, über den ich erschrack. Ich fing an zu widerlegen, bis endlich der Kerl meiner Person sich wieder besann, und um Vergebung bath mit dem Vorgeben: man spräche so von mir in der Pfalz: er erzähle blos wieder, was andre Leute über mich gesagt hätten. Zugleich erfuhr ich, daß ein gewisser Herr Latus, sonst Huber genannt, um mein Thereschen angehalten; aber den Korb erhalten hätte. Diese Nachricht bestätigte sich 1787, wo Herr Latus noch immer nach Thereschen freite, den Korb abermals erhielt, und von mir, wie ich nachher erzählen werde, beinahe wäre ausgehänselt worden.

Den Namen Latus hatte Meister Huber in Erbesbudesheim bekommen, als er für den Pastor Neuner die Zinsen einheben wollte. Alle Bauern brachten die Zinsen; aber Mosjeh Latus — das war unten die Summe — wollte nicht erscheinen, und hatte doch natürlich den stärksten Posten. Huber ging daher zum Schulzen und verklagte den Latus: der Schulz, ein Pfiffiker, lachte derb, machte die Historie des Dumkopfs bekannt, und Herr Huber behielt den Beinamen Latus, nach der edlen Gewohnheit der Pfälzer *).

---

*) Sollten meine Leser vielleicht wissen wollen, wie ich vulgo in der Pfalz gebeißen habe, so dient zur Ant-

In Neumark kehrte ich bei dem Wirth Thomas ein. Das ist ein Original von Wirth: Er ist immer eher besoffen, als seine Gäste, und dabei ein gefährlicher Mensch. Kaum war ich bei ihm eingekehrt, als er mir Brüderschaft anboth, und mich zum Trinken nöthigte. Ich mußte über Nacht bei ihm bleiben. Abends wurde gespielt, ich nahm Theil an dem Spiele — es war Tippen — und verlohr mein Reisegeld bis auf 12 Groschen. Nach meinem Leichtsinn machte ich mir nicht viel daraus, und hoffte noch immer nach Jena reisen zu können mit 12 Gr. Den folgenden Tag regnete es, und ich kam nicht weiter, als nach Leiha, einem Dorfe ohnweit Roßbach. Hier ward mein Geld alle. Ich schickte also den Sohn des Wirths nach Halle an meinen Bruder, und bat ihn um einige Thaler Reisegeld. Mein Bruder schickte sie, aber er schickte auch einen Studenten mit, Namens Srork, einen Landsmann, der an Liederlichkeit, und Sauferei alle andre auf der Universität übertraf. Das war mir freilich sehr zuwider. Ich kannte den Stork, und dachte mir

---

wort, daß man mich den Großen schlechthin, auch den großen Gigo nannte. Ich war über diese Namen niemals böse, weil sie eigentlich auf nichts böses deuteten: es war doch besser, ich hieß großer Gigo, als — Magister Weitmaul, Curtius Rufus, Langhals, Gänshals, u. s. w.

schon, wie unanständig er sich in Jena betragen würde. Aber was wollt' ich machen! Wir blieben übernacht in Leiha, und marschirten den folgenden Tag nach Naumburg. Stork führte mich da ins Sieb, einen Gasthof. Des Abends ging ich auf den Rathskeller, Billard zu spielen, und kriegte mit einem Officier Händel, aber blos in Worten. Mein Spektakel hatte indeß doch Aufsehn gemacht, und nach meiner Abreise dem Officier Verdruß zugezogen. Im Grunde war er Schuld daran: warum nannte er mich einen Bengel, da ich den Hund eines Frauenzimmers, für welches er Achtung haben muste, getreten hatte?

Am folgenden Tag kamen wir endlich nach Jena: wir hatten wegen des schlechten Wetters, und weil Stork sich die Füße aufgegangen hatte, in Naumburg Pferde genommen. Stork ritt in Jena vorweg, und rannte im vollsten Galopp vor das Haus, wo Herr Dambmann wohnte: es war des Protonotarius Hoffmanns Haus. Er schrie auf der Straße, wie unsinnig: Dambmann! Dambmann! einmal übers andre, so, daß die Leute an der Straße alle zum Fenster hinausgukten, den Menschen zu sehen, der so fürchterlich spektakeln konnte. Also wurde gleich in ganz Jena herumposaunt: der Magister Laukhard von Halle und ein hallischer Bursch seyen eben

angekommen, wären abscheulich betrunken — was doch nicht wahr war — und hätten einen fürchterlichen Skandal schon auf der Gasse angehoben.

Ich logirte in Jena bei Herrn Dambmann; Stork trieb sich bei den Mosellanern herum, und besoff sich alle Tage zweimal.

Ich hatte in Halle schon angefangen, einen Roman zu schreiben, nämlich Leben und Thaten des Herrn Magisters Baldrian Weitmaul. Meine Leser wissen schon, wen ich zunächst gemeint habe. In Jena arbeitete ich fleißig daran, webte noch Jenaische Schnurren hinein, und brachte ihn zu Stande. Das Buch ist aber damals nicht gedruckt worden, weil man ihm in Halle die Censur weigerte, wie ich bald erzählen werde.

Ich fand den jenischen Komment 1784 noch immer, wie ich ihn schon sechs Jahre vorher gefunden hatte: nur etwas feiner war er geworden, wie der Anzug der Bursche. Im Ganzen waren die Herren auch fleißiger. Ich sprach einen gewissen Isbeck aus Saarbrücken, den ich schon in Darmstadt gekannt hatte: er erzählte mir seine Fatalitäten, wie er von Gießen und Erlangen wäre relegirt worden, und nun in Jena auf der Schaukel stünde; er mache sich aber nichts daraus! Seine Brust sey durch das unbändige Saufen und andre wilde zerstörende Lebensart ganz ruinirt, und er hätte die

Schwindsucht: es möchte indeß werden, wie es wolle, er müsse doch bald sterben, stürbe aber mit Vergnügen, weil er doch den Burschen nach dem ächten Komment gespielt hätte. — Schöner Trost!

Die Mosellaner zeichneten sich noch immer durch fidele Lebensart von den andern Landmannschaften aus, und saßen mehr als die übrigen auf dem Fürstenkeller und in den Schenken der Dörfer y). Ich saß auch oft bei ihnen, als meinen Landsleuten, und brachte mich dadurch in sehr üblen Kredit, so daß auch Herr D. Griesbach, den ich wiederum besuchte, mir nicht undeutlich zu verstehen gab, daß ihm mein Betragen nicht gefiele: ein graduirter Mann, meinte er, müßte mehr Decenz in sein Benehmen zu bringen suchen. Er hatte Recht: ich that mir eben darum auch wirklich Zwang an, und besuchte den Fürstenkeller nicht weiter.

Das Kommersiren auf den Stuben währte auch damals noch fort: ich selbst habe einem solchen lustigen Gelage beigewohnt, in D. Döderleins Behausung. So wenig Respekt hatten die Herren Jenenser für einen Doctor der Theologie!

---

y) Studenten aus Gegenden, wo Trinkgelage zur Nationalsitte geworden sind verderben oft eine ganze Universität. Nur erst zu Hause den Brodkorb höher gehängt!

Der Kirchmesse in Lobstätt habe ich ebenfalls beigewohnt: es ging recht lustig da zu. Die Nymphen aus Jena waren mit ihren Scharmanten zugegen, und tanzten sich recht satt. Das jenaische Frauenzimmer ist überhaupt nicht spröde.

In Halle mischt kein gemeiner Philister sich in die Gelage der Studenten: aber in Jena ist das anders. Die Philister sitzen in den Schenken neben dem Studenten, und mit vielen hat der Student gar Brüderschaft. Ich selbst erinnere mich noch gut, damals mit dem Friseur Stahlmann und dem dicken Fleischer Schmid Brüderschaft gemacht zu haben, und zwar auf der Schneidemühle, wo damals flüchtige Wirthschaft geführt wurde. In Wenigen: Jena bin ich auch gewesen, und habe da die Wirthschaft des lustigen Schneiders angesehn. Es war doch auch gar nicht der geringste Anstand mehr in dieser Wirthschaft! Das Puffloch zu Wenig: Jena ist noch elender als die Schandlöcher dieser Art zu Halle: Pfui!

Damals kam in Jena eine Zeitung heraus, deren Verfasser der Herr Hoffactor war. Sie war über alle Beschreibung elend, elender noch als die sogenannten Bauern, welche in Merseburg und Halle herauskommen z). Sie ist nicht fortgesetzt worden.

---

z) Hier muß ich eine Anmerkung machen. In Merseburg und Halle erscheint wöchentlich ein Blatt, worin

In Kala hatte ich einige lustige Auftritte. Meine Jenaischen Freunde wollten mir ein Vergnügen machen, und fuhren mit mir dahin. Es ist ein Städtchen ohngefähr zwei Meilen von Jena. Wir divertirten uns da im Stern, wo die Töchter des

---

ein französischer Soldat und ein Bauer mit einander über neue Weltbegebenheiten sich unterhalten. Das Blatt wird wegen seiner Wohlfeilheit von der niedrigen Volksklasse stark gelesen. Es könnte recht gut Kenntnisse verbreiten helfen, wenn es zweckmäßiger eingerichtet wäre. Allein ich habe vieles daran auszusetzen. Neulich stand im hallischen Bauer: Anspach und Bayreut seyen größer als Schlesien, hätten 5 Millionen Einwohner, und trügen 8 Millionen Thaler ein. Das hätte Herr Kolbatzky, der ein Mathematiker seyn will, nicht schreiben sollen. — Von den Schriften des D. Bahrdts hieß es: man hätte sie in Sachsen verboten, weil sie die Leute zum Selbstmord verleiteten. — Noch auffallender ist die Plünderung schwulstiger Stellen aus der Schubartischen Chronik. Hier ein Pröbchen aus dem 19ten Stücke dieses Jahres 1792. „Europens grauer Weltgeist schreitet ernsthaft auf die Franzosen los: ihm zur Seite der fürchterliche Moloch: — schon haben Deutschlands ungeheure große und furchtbare Zughäuser (Zeughäuser) ihre gräulichen Eingeweide ausgespieen, und werden den französischen Stockspielern einen scheußlichen Anblick geben!“ — Das mag doch Styl seyn! — Ich tadle den Bauer nicht ganz, ich wünsche blos, daß er besser eingerichtet werde: mehr faßliche Belehrung und weniger schales Raisonnement würde ihn nützlicher machen.

Wirthes die Burschen gehörig zu unterhalten wußten. Mir haben die Mädchen wegen ihres offenen Wesens gefallen: um ihr geheimes Betragen bekümmerte ich mich wenig.

Der Herzog von Würtemberg war damals mit dem Herzoge von Weimar in Jena, und ließ sich auf dem Kollegienhause von den Professoren Vorlesungen halten. Ich habe da viele Herren gehört, und ihre Lectionen gut vorbereitet gefunden — wahrscheinlich mehr wegen ihrer zuhörenden Herren Kollegen, als wegen der beiden Fürsten. — Herr Gruner hat mir damals besonders gefallen: er war freimüthig genug, seinen vortreflichen Fürsten auf viele wichtige Wahrheiten öffentlich aufmerksam zu machen. Ueber einige sehr hörbare Anmerkungen, die auf einen gewissen Gelehrten zielten, applaudirten ihm die Studenten laut.

Der Herzog von Würtemberg hatte auch in Halle den Vorlesungen des Herrn D. Semlers, Eberhards, Karsten und einiger andern beigewohnt. Man sagte damals, er suchte Männer für seine neue Akademie zu Stuttgard. An Anekdoten über den Herzog fehlte es nicht: in Halle erinnerten sich die ältern Bürger einander an das Benehmen der schwäbischen Truppen in dem siebenjährigen Krieg. Herr Semler erzählt im ersten Bande seiner Lebensgeschichte Einiges aus jenen Zeiten, das

den Würtembergischen Herren Kriegern zur Warnung für die Zukunft dienen kann. Galgen anzünden, die Leute zum Zeitvertreibe necken, das Stallvieh ohne Noth fortschleppen, und die Pflüge im Felde verbrennen, ist nicht die Sache eines wahren Soldaten. Der Herzog soll auch das Benehmen seiner Truppen, im siebenjährigen Kriege, öffentlich getadelt haben: das hat ihm Lob und Aussöhnung in Halle bewirkt.

Ich blieb wohl vier Wochen in Jena, und die Jenenser erwiesen mir alle Freundschaft, besonders die Herren Asol, Löw, Dambmann, Merk, Eisenlohr, Albrecht und andre Reichsländer oder Mosellaner. Der Senior dieser Landmannschaft, Herr Weisgerber, kettete sich sehr fest an mich, und machte mir viel Vergnügen: er war auch mein Landsmann, und aus Grünstadt gebürtig.

Wenn Schadenfreude dem Menschen überhaupt ansteht, so hat mir der jenaische Pedell viel anständiges Vergnügen verursacht: er erzählte mir in Lobstädt von dem jungen Koch aus Gießen, von dessen ausschweifender Lebensart in Gießen und Jena ich schon vieles gehört hatte. Der Pedell beschrieb mir die Bemühungen des verstorbenen Hellfelds für die Besserung dieses Menschen; der aber nicht mehr zu bessern gewesen wäre, und der sich so weit ver-

gangen hätte, daß er sich öffentlich gerühmt habe, sogar seine eigne Schwester — doch wozu das weitere! von Kochs Hannchen auch nichts weiter: In Jena wissen das die Leute doch.

Von Herrn D. Danows Tod zog ich in Jena genaue Nachrichten ein: sie liefen alle dahin aus, daß der gute Mann sich aus Aerger über seine Frau ersäuft hätte. Das kränkte mich in der Seele, und ich ward im Ernst böse über das Weib. Ich kannte den verstorbenen Doctor, und wußte, daß er zu den wenigen würdigen Theologen gehörte, die einen hellen Kopf mit einem guten Herzen verbinden.

Mein Stork, der immer blieb, und nicht eher zurück wollte, als bis ich mitginge, trieb täglich neue Possen, und war selten nüchtern. Die Jenenser hatten ihren wahren Spaß mit ihm, und nannten ihn den Doctor. Er stiftete auch ein lächerliches Liebesverständniß mit einem Aufwärtermädchen, welches er anbetete, und für welches ich ihm Verse machen muste. Er hat noch von Halle aus an das Mädchen geschrieben.

Endlich begab ich mich nach Halle zurück, wohin mich Herr Merk und Brachel begleiteten. Keiner von uns hatte Geld, sowohl wir, als die Jenenser nicht. Was war zu thun? Ich versetzte meine Uhr, und so war uns geholfen. Der Doctor Stork machte unterwegs allerhand Possen, und amusirte uns nicht

übel. In drei Tagen waren wir in Halle, wo ich meine Herren Begleiter gleich auf die Loge führte, um sie mit der hallischen Lebensart bekannt zu machen. Sie gefiel ihnen und kam ihnen viel hübscher vor, als die schmutzige Lebensart auf den jenaischen rauchrichten Kneipen.

Semler ließ mich gleich den folgenden Tag zu sich kommen und las mir die Leviten: er hatte von Jena aus Briefe erhalten, worin mein Benehmen eben nicht vortheilhaft geschildert war. Es hieß darin: der Magister Laukhard führe mit den Studenten auf allen Dörfern herum, läge auf den Mühlen, mache Kommerse mit, kurz, er betrüge sich höchst unanständig. Semler machte mir, wie billig, ernstliche Vorwürfe: und ich Thor ward empfindlich; aber nicht zu meiner Besserung: vielmehr beschloß ich, Semlers Haus zu verlassen, um mir die beständigen Vorwürfe zu ersparen. Herr Semler sah dies freilich gern. Ich miethete mich also ein in das Haus des Buchbinders Münnich. Schmitz war schon abgegangen während der Zeit ich in Jena war, und meine übrigen Bekannten waren fast alle fort. Ich bath jezt meinen Bruder, das liederliche Haus, den sogenannten Hanauer Puff zu verlassen, und zu mir zu ziehen. Er that es, und von dieser Zeit an kam ich höchst selten dahin. Dies benutzte Jungfer Christel und hing sich an einen andern Studenten: sie

kam aber hernach doch wieder zu mir, erhielt mir ihre Gunst, auch noch in der Zeit, da ich schon Soldat war, und bezeigte sich dann und wann recht zärtlich. Ihre Zärtlichkeit hat mich manchmal gefreut, manchmal aber belästiget, ie nachdem ich gestimmt war. Sie ist noch jetzt unverheurathet, und dienet auf einem Edelhofe zehn Meilen von hier.

Meine beiden Begleiter machten, als Brüder des schwarzen Ordens zu Jena, gar bald mit den hiesigen Unitisten Bekanntschaft, und lagen von der Zeit an immer auf den Dörfern, grösztentheils in Neideburg, wo diese Innung damals ihre Auflage hatte [a]). Ich glaube sie haben sich hier auch geschlagen, und giengen erst nach sechs Wochen wieder nach Jena.

---

a) Die Constantisten hatten sie in Schlettau, meistentheils des Freitags, weil gerade an diesem Tage fast gar keine andern Gäste herauskommen.

Achtzehntes Kapitel.

Censur-Angelegenheiten. Gelehrte Unternehmungen. Ungeschliffenheit.

Ich wollte auf Ostern meine Vorlesungen anfangen und hatte die Anzeige davon gehörigen Orts eingereicht. Zu gleicher Zeit hatte ein hiesiger Buchdrucker meinen Roman, den Baldrian Weitmaul, der Censur übergeben. Unglücklicher Weise enthielt dies Buch einige Stellen, die auf eine versteckte Art eben den Mann betrafen, dem es zur Censur mitgetheilt war. Als Censor strich er also diese Stellen, und untersagte den Abdruck des Buches gänzlich. Er theilte mir diese Nachricht selbst mit, und als ich hierauf meine Handschrift in Schutz nehmen wollte, fügte er hinzu: er habe sie bei der Fakultät cirkuliren lassen, und die vota der Herren Fakultisten gingen einstimmig dahin, den Abdruck derselben zu verbiethen, ja, Einige beständen sogar darauf, daß man mir das Collegienlesen verbiethen sollte — eben wegen meines Romans.

Ich machte große Augen über diese Aeußerungen meines Herrn Censors, aber noch größere, als er mir obendrein zu verstehen gab: daß in Halle

jetzt für mich nichts mehr zu machen wäre, und daß ich wol thun würde, wenn ich mich anderswohin begäbe. Ja, er fügte sogar hinzu: „Gleichwie die Schuster- und Schneider-Zunft, wenn sie wollten, allen Pfuschern das Handwerk legen könnten; eben so könnte es auch die Fakultät.“ — Ich ärgerte mich häßlich über diese Parallele, wodurch er mir so deutlich zu verstehen gab, daß er mich als einen Pfuscher ansähe, und erklärte gerade heraus: daß alsdann Mancher gewiß große Ursache hätte, sich zu der besondern Gunst seiner philosophischen Mitgenossenschaft Glück zu wünschen. —. Kurz, wir debatirten nicht wenig, und, um meiner auf eine glimpfliche Art los zu werden, hieß es: er könne eigentlich nichts davor, und wenn ich mich nicht fügen wollte, so stünde wir ja der Weg noch offen, mit einer Schrift bei der Fakultät einzukommen! — Ich sollte also an eben diejenigen appelliren, von denen es zuvor hieß, daß sie mich und mein Buch verdammt hätten! —

Daß es bei dieser Verhandlung dienstfertige Geister gab, die aus purer Menschenliebe Jagd auf Anekdoten über mich machten, um mich als einen schädlichen Menschen darzustellen, der sich zum Docenten durchaus nicht schickte, ist nicht nöthig, erst

zu erinnern. Freude war mir es aber und Genugthuung zum Theil, hintendrein zu erfahren, daß einige ansehnliche Männer sich meiner angenommen hatten, und man mir das Collegienlesen fernerhin erlaubte, nachdem ich mich in einer Schutzschrift vertheidigt und um die erwähnte Erlaubniß schriftlich angesucht hatte. Semlern gab ich jedesmal Nachricht von den einzelnen Auftritten dieses Vorfalls, und Semler schüttelte gewaltig den Kopf, mit dem Zusatz: es ginge auf Universitäten nicht anders zu: — — —

gutem Buche auszuhelfen. Also hatte ich in diesem Stück keinen Mangel, und konnte meinen Vorlesungen allemal die erforderliche Vollständigkeit geben, und sie mit allerlei Anekdoten ausschmücken, um die Aufmerksamkeit meiner Zuhörer mehr zu fixiren. Ich las in dem Auditorium des Herrn Professor Wolstärs, welcher mir dasselbe in seiner Zwischenzeit überließ.

Ich war den Sommer über sehr fleißig, und studirte ohne Unterlaß: ich bereitete mich jedesmal auf meine Lectionen gehörig vor, hielt sie gewissenhaft, und erwarb mir dadurch einen nicht üblen Kredit. Man fand in meinen Vorlesungen mehr Zusammenhang und Deutlichkeit, als in denen eines gewissen andern Herrn Magisters — und ich hatte eben darum mehr Zuhörer als dieser. Ich bin niemals fleißiger gewesen, als diesen Sommer: wäre ich doch so geblieben! Allein es eräugneten sich Umstände, die mich aus meinem Gleise herausrissen. Man höre erst weiter!

Eben der Herr Censor ließ mir von Zeit zu Zeit sagen, „daß ich noch einmal disputiren müßte pro loco: würde ich es nicht thun, so müßte er mir auf den Herbst das Lesen überhaupt untersagen: ich müßte mich durchaus habilitiren.“ Ich stellte dem Herrn vor, daß ich ja doch eben so viel jetzt wüste, als dann, wenn ich noch einmal disputirt hätte: ich

sey eben nicht reich, und bäte also sehr, mir die Disputation pro loco zu erlassen. — Aber vergebens. — — — — — — — —

— — — — — — — —

Da ich hierbei einige Animosität wahrzunehmen glaubte, so nahm ich mir vor, mich nach einer andern Universität zu begeben, und zwar nach Jena. Ich schrieb demnach an den dortigen Prorector, den Herrn Professor Wiedeburg, und an Herrn Professor Schütz. Beide gaben mir sehr bald und freundschaftlich genaue Auskunft über alles; jedoch mit der Besorgniß, daß ich mich durch Kollegienlesen auf dieser mittelmäßigen Universität schwerlich würde ernähren können. Herr Schütz besonders suchte mir das Vorurtheil zu benehmen, als wenn außer einer Akademie kein Heil zu hoffen sey. Ich war zwar wegen der fehlgeschlagenen Hoffnung etwas niedergeschlagen: aber die gutmüthige Freundschaft zweier großer Männer stärkte meinen Muth, und machte, daß ich nun auf Alle die, welche mich vielleicht drücken wollten, mit ziemlich verächtlichem Blick herabsah.

Ich blieb also in Halle, und suchte hier das zu thun, was ich thun sollte, nämlich noch einmal zu disputiren. Ich schrieb einige Bogen zusammen über den zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zu Rom wegen Atheisterei oder Pantheisterei verbrannten

Aventurier, Jordan Brunus, dessen Leben Herr Adelung in seiner Geschichte der menschlichen Narrheit beschrieben hat. Ich nahm meine Data aus Bayle's Wörterbuch, Brucker und la Croze: hinten hing ich aus dem System der brunischen Metaphysik einige Sätze an, welche ich glaubte mit andern schon bekannten Systemen vereinigen zu können, ja, es sollte nach meiner Meinung zwischen den Sätzen des Brunus und denen des Herrn von Leibnitz einige Aehnlichkeit statt finden.

Diesen Aufsatz erhielt eben der Mann zur Censur, der meinen Roman verworfen hatte. Ich kam um meiner Disputationsschrift einigemal zu ihm, und mußte mir in aller Demuth gefallen lassen, gefragt zu werden: ob ich mich auch auf Philosophie gelegt hätte? Ob ich wüßte, worin die formelle Wahrheit der Syllogismen bestehe? Was eine adäquate Idee sey? u. dgl. Da mir diese Fragen ein wenig kindisch vorkamen, beantwortete ich sie auch nur obenhin. Dies mußte den guten Herrn verdrossen haben, und daher vielleicht die Aeußerung gegen seine damalige Hausmamsell, die jetzt einen Schuster geheurathet hat: „Ich sey ein naseweises Magisterlein, das gern gelehrt thun wollte, aber noch erfahren müste, daß ein Professor Ordinarius ein ganz anderer Mann sey, als so ein Magisterlein.“ Die Hausmamsell sagte dieses ihrem damaligen Liebhaber,

einem Perückenmacher, der Perückenmacher verkün-
digte es Studenten, und durch diese erfuhr es
endlich ich. Wenn ich zu der Zeit noch so rasch em-
pfindlich gewesen wäre, als einige Zeit vorher in der
Pfalz, oder wenn ich — um die Sache besser zu
sagen — wirkliche Achtung für den Mann gehegt
hätte, so hätte ich mich zu rächen gesucht, und
von ihm auch räsonnirt. Der gute Herr hätte
mir ja auch herhalten müssen, wenn ich die Anek-
doten, die damals von ihm und seiner Frau her-
umkursirten, hätte in meinen Zirkeln so aufti-
schen wollen, wie er allerlei dergleichen von mir
auftischte, um mich dadurch zu blamiren! Ich
weiß es recht sehr gut, daß ich damals den
gelehrten und ungelehrten Müßiggängern in und
um Halle reichlichen Stoff hergab, zum Zeitver-
treib: aber das ist nun einmal so Mode, und
ich hatte mir es im Grunde doch meistentheils
selbst zuzuschreiben.

Ich disputirte pro loco als Präses, und mein
Bruder respondirte: dieser konnte mit dem Latein
ziemlich zurechtekommen, und befriedigte seine Op-
ponenten nicht uneben. Meine Abhandlung, deren
Abdruck ich nicht selbst korrigirt hatte, war voll
Druckfehler, doch nicht so, daß sie den Sinn
verstellt hätten und ausgesehen, wie grammatika-

lische Schnitzer, nach Art jener Dissertation pro loco, wovon ich oben geredet habe.

Außer meinen Kollegien unterrichtete ich auch noch in der hebräischen Sprache, und in der Dogmatik. Man denke sich ein Privatissimum, welches ich einigen Theologen über die Dogmatik hielt. Ich hatte längst das ganze System mit allen seinen Ingredienzien weggeworfen, und nun, da ich es vortragen sollte, schlug ich folgenden Weg ein. Ich erklärte gleich Anfangs, daß ich meine guten Gründe hätte, ein System zu verwerfen, welches auf Offenbarung gebaut wäre. Darnach trug ich auf gut Tindalisch meine Argumente darüber vor. So brachte ich mit meinen Sätzen ohngefähr acht Stunden zu. Hernach griff ich das Werk anders an. Wir müssen, sagte ich, System wissen, um gelehrte Theologen heissen zu können, und um im Examen zu bestehen. Nach diesem führte ich alle Artikel aus, und sprach über die heilige Schrift, über Dreieinigkeit, Satisfaction, und die andern Theile des dogmatischen Systems gerade so, wie einst Johann Jakob Rambach, Siegmund Jakob Baumgarten, und Johann Ernst Schubert [b]), deren

---

b) Ich kenne diese drei Männer, weiß, daß sie erzgelehrt waren, und schätze sie deswegen hoch. Allein bei allem dem wird jeder Sachkundige herzlich gern gestehen,

dogmatische Schriften ich zu meiner Vorbereitung benutzte. Ich verfaßte die Lehren (dogmata) in kurze Sätze, versah diese mit den gewöhnlichen Sprüchen, und so ging ich in wenigen Monaten die heiligen Schibbolets durch, und meine Zuhörer waren zufrieden. Sonnabends hielt ich ein Repetitorium, worin ich in lateinischer Sprache meine Studenten über die durchgegangenen Artikel befragte, gerade wie es in den meisten Consistorien Mode ist, wo man blos nach dem fragt, was der Kandidat im Gedächtniß hat, seinen Verstand aber und seine praktischen Kenntnisse ganz und gar in Ruhe läßt — für die denn manches auch freilich nicht ist.

Ich habe hernach noch als Soldat dergleichen Uebungen mehrmals angestellt, und dabei mich der Tabellen bedient, die Lüdecke aus den Thesen des Baumgartens fabricirt hat. Die Tabellen enthalten wirklich einen Schatz von dogmatischen Grillen von theologia archetypos und ectypos, von peccatum clamans und non clamans, von genera communicationis u. dergl. Aber bekennen kann ich's und mich rühmen, daß ich zwar den alten

---

daß ihre dogmatischen Schriften voll Kohl stecken, wie leider alle dogmatischen Schriften, selbst Herrn Semlers Bücher nicht ausgenommen, wie dies der große Mann gern eingestand.

Sauerteig bei solchen Gelegenheiten vortrug, ihn aber doch immer als alten Sauerteig beschrieb, und meine Freunde, welche solchen Sauerteig von mir foderten, jederzeit und angelegentlich ermahnte, ja dem alten unbrauchbaren Wust nicht nachzuhängen, und lieber sonst was zu studieren, als Dogmatik, es sey denn, daß es geschähe, um das System näher kennen zu lernen und zu verwerfen: das sagte ich selbst Semlern, und Semler hieß mein Benehmen gut.

Das erste halbe Jahr meiner öffentlichen Lesereien verging ruhig, wenn ich die vorhin erzählten Händel mit meinem Herrn Censor ausnehme, welche ich aber bald vergaß. Meine Sitten waren den Sommer über sehr gut, nämlich wie man Sitten von außen als sehr gut ansehen muß. Ich besuchte keine Kneipen, keine Dörfer, als nur höchst selten, und wo ich hinkam, ging wenigstens alles ehrbar zu, so lange ich da war. Große Gesellschaften habe ich selten besucht, und vornehme ganz und gar nicht. Einmal haßte ich allen Zwang, der in vornehmern Zirkeln gewöhnlich ist, und war sodann in Halle zu wenig bekannt, als daß ich auch nur Eingang dazu hätte finden können. Meine Sitten waren obendrein zu rauh und zu wenig abgehobelt, als daß ich hätte gefallen können. Der Burschenkomment macht keine feinen Sitten; und ich hatte von jeher das

Petimäterwesen gehaßt, konnte mich deshalben weder in die Komplimente noch in die Gespräche der schönen Welt schicken: und so würde ich aller Orten, wo ich zur feinen Welt gekommen wäre, das fünfte Rad am Wagen gewesen seyn. — Ein hiesiges Frauenzimmer sagte mir einmal unter die Augen, daß ich in der feinen Monde niemals mein Fortune machen würde, weil mir das bel air fehlte. Aber statt über die richtige Bemerkung dieser Dame nachzudenken, fiel mir es nur auf, daß sie deutsch und französisch untereinander sprach. So geht es aber in der Welt! Man gewöhnt sich aus studentischem Heroismus einen ungeschliffenen Ton an, und behält ihn hernach immer, weil man sich schämt, den einmal angenommenen Ton abzulegen, oder weil man keine Gelegenheit mehr hat, sich abzufeilen. — Ich war von Jugend auf selten unter feinen Leuten gewesen: Vornehme hatte ich zwar mehrmals um mich gehabt, und war mit Vornehmen auch umgegangen; allein die waren entweder selbst nicht fein, oder zeigten damals, als ich mit ihnen umging, ihre Feinheit nicht: und wenn sie es auch gethan hätten, so würde ich gelacht und ihre Gesellschaft vermieden haben.

In meiner Jugend war ich unter rohen Leuten aufgewachsen, hatte hernach auf einer äußerst rüden Akademie meine Bildung gesucht, war dem Burschen-

komment nachgelaufen, und so ein vollkommener Bursche, im burschikosesten Sinn geworden. Ueberhaupt scheinen mir die Universitäten gar der Ort nicht zu seyn, wo man feine Sitten lernen könnte. In der Pfalz hatte ich zwar vielerlei Umgang; allein dieser Umgang konnte mich nicht bessern. Die Frauenzimmer, mit denen ich umging, waren auch nicht dazu geschickt. Mit Thereschen stand ich, wie man schon weis: und da sah das Mädchen nur mich; und alles, was an mir war, gefiel ihr. — Die andern Damen und Mamsellen, mit denen ich umging, freuten sich, nach Art des Pfälzischen Frauenzimmers, mehr über mein ungezwungenes Benehmen und meine Lustigkeit, als wenn ich noch so fein gewesen wäre. — Jetzt freilich mache ich mir gar nichts mehr daraus: Komplimente und dergleichen Possen schicken sich für einen Soldaten eben so wenig, wie für den Mosellaner Senior in Jena. Aber damals bedaurte ich doch, daß ich nicht besser Komplimente machen und mit Dezenz ein Pfötchen küssen und nicht Stundenlang die Weibleins mit Tändeleien und nichts und wieder nichts unterhalten konnte, und tausend andre Possen nicht verstand, wodurch sich die bessere Lebensart markirt. Denn dieser Mangel zog mir den Namen eines Tölpels und Grobians zu, und versperte mir den Zutritt zu vornehmen Zirkeln wie zur Gunst der Damen. Tanzen konnte ich auch

nur wenig, und hatte es niemals ordentlich getrieben. Zudem hatte ich den Grundsatz, und habe ihn noch: jemehr feine Gewandheit, desto mehr Schein, List, Betrug und Schelmerei: jemehr Geradheit, desto mehr Wahrheit, Ehrlichkeit und Biedersinn. Man denke an Semlern! — Daher besaß ich die Künste nicht, welche in sogenannten Honoratiorenklubs hauptsächlich empfehlen, und muste immer hören, daß ich außer andern Mängeln auch den Mangel der feinen Lebensart hätte. Und das muste ich mir sogar von Mädchen sagen lassen, die ich wegen ihrer Lebensart und wegen ihres läppischen Wesens verachtete!

Auch in dieser Rücksicht müssen sich meinen Lesern Anmerkungen darbieten, von welchen ich ihnen viel Nutzen wünsche. Wehe dem, über den die Weiber und die — Gelehrten erst herfallen!

Neunzehntes Kapitel.

Geschichtchen von anderer Art.

Der Sohn des Herrn Kanzlers Koch zu Gießen hat mich diesen Sommer auch besucht, der jüngere nämlich, welcher jetzt Regierungsrath in Gießen ist. Sein Besuch war mir sehr angenehm: denn ob ich

gleich mit seinem Vater niemals zufrieden war, wie ich schon im ersten Theile berichtet habe, so konnte ich doch diesen jungen Herrn Koch gut leiden, und war ihm wirklich gewogen, mehr als seinem Bruder. Er blieb ohngefähr acht Tage bei mir, und nahm hernach seinen Rückweg über Göttingen nach Gießen. Von ihm hörte ich damals, wie es in Gießen hergieng, und bedaurte, daß die Universität von Zeit zu Zeit herabsank. Es konnte auch nicht anders seyn, da man die Lehrstellen mit immer traurigern Subjecten besetzte. Herr Rosenmüller war zwar an D. Benners Stelle gekommen; verließ aber bald nachher Gießen, um eine Professur in Leipzig anzutreten. Hierauf ward Freund Bechthold erster Professor der Theologie! — So ging es auch in den andern Fakultäten, bis endlich in ganz neuern Zeiten bessere Männer angestellt wurden, z. B. Herr Roos und Herr Schmid. —

Im Sommer dieses Jahres habe ich wieder eine Liebschaft gestiftet; bin aber schön angekommen! In Reideburg lernte ich die Tochter eines Sächsischen Amtmanns kennen, welche an meinem damals noch sehr muntern Wesen Geschmack fand. Sie gab mir das sehr deutlich zu verstehen, und ich versicherte sie gegenseitig meiner Achtung, und so war unsre Liebschaft abgeschlossen. Ich sah das Mädchen hernach bei ihren Verwandten in Halle, und hier lud sie

mich ein zu einem Besuch bei ihrem Vater aufs Land. Ich machte Schwierigkeiten, die sie aber hob, da sie mich versicherte, ihr Vater kenne mich schon, und denke sehr vortheilhaft von mir. Ich war im Grunde nicht verliebt in sie; aber ein gewisses Bedürfniß zog mich zu dem Mädchen hin, das so ziemlich alles besaß, was man an einer Geliebten nur wünschen mag. Sie war hübsch gewachsen, hatte eine zarte Hand, blaue Augen, einen ziemlichen Verstand, und was mir mehr als alles das gefiel, sie liebte meine Schnurren, lobte meine Einfälle, und sagte mir tausendmal in einem Athem, daß ich ihr angenehmer wäre, als ihr Junker, der auch Liebschaft mit ihr habe stiften wollen, den sie aber schön abgewiesen hätte.

Ich besuchte sie also bei ihrem Vater auf einen Sonnabend, da ich keine Kollegien las. Der Alte war sehr artig gegen mich, und lobte seine Tochter, daß sie mit einem so hübschen Manne Bekanntschaft gemacht hätte: er hoffe, wir würden schon noch bekannter werden, und einander mit der Zeit näher angehören. Ich hörte dergleichen Reden nicht ohne innigstes Vergnügen. Acht Tage hierauf besuchte mich Vater und Tochter auf meiner Stube. Ich war sehr erfreut, und bemühte mich, sie recht hübsch zu bewirthen. Beide verbatens und wünschten nichts, als meine Gesellschaft, besonders das Mäd-

chen, welches nach meinem Vornamen fragte, und mich nun ihren lieben Fritz nannte, da ich vorher lieber Herr Magister hieß.

Nicht lange, so erhielt ich auch einen Brief vom Alten, worin er sich nach meiner eigentlichen Gesinnung gegen seine Tochter erkundigte: es wäre Zeit, daß ich mich erklärte. Ich antwortete, daß ich nur ehrliche Absichten hegte, daß ich aber jetzt wegen der Lage meiner Umstände noch an keine nähere Aeußerung denken dürfte: inzwischen hoffte ich, es würde nach und nach besser gehen, und alsdann wollte ich beweisen, wie gut ich es meinte. — Man war mit meiner Erklärung zufrieden, und der Umgang wurde fortgesetzt, bis auf die Reideburger Kirchmesse, wo meine Liebschaft eine fatale Katastrophe erlitt.

Ich kam nämlich nach Reideburg zum Einnehmer, und hörte die Studenten unter sich erzählen, wie des Amtmanns Tochter von . . . seit gestern schon da sey beim Zacharias Schmid, wie sie nebst ihren Kusinen von Halle, den verheuratheten und unverheuratheten über Nacht auf dem Stroh mitten unter Studenten gelegen, wie da dies und jenes vorgegangen sey, und was des Skandals mehr war. Ich fiel wie aus den Wolken, schwieg aber still, und ging, wie wenn ich jemanden aufsuchte, zum Zacharias, traf da meine Dulcinea mitten unter den Stu-

denten, mit denen sie schmaußte. Als sie mich erblickte, sprang sie auf, umarmte mich mit der größten Frechheit, und führte mich auf die Bank neben sich. Die Kusinen kamen dazu. Ich konnte nicht reden, bis die Reflexion, daß ich mich durch Vorwürfe lächerlich machen würde, meinen Unwillen besiegte. Jetzt sucht' ich mein lustiges Wesen hervor, und schäkerte mit Mamsell Dorchen und ihren Kusinen; ja ich konnte sie sogar nach Halle begleiten, am Arme führen, küssen, u. dgl.

Zu Hause überlegte ich die Beleidigung, und beschloß, geradezu zu brechen. Ich schrieb einen Brief an Dorchen, und sagte ihr derbe Wahrheiten, und bath, ferner nicht an mich zu denken. Das war ein erzdummer Streich, den ich nicht hätte spielen sollen! Verachtung und nicht Empfindlichkeit muß man bei dergleichen Gelegenheiten zeigen. Jungfer Dore schrieb mir wieder: meine Vorwürfe seyen zwar ungerecht, doch aber sey sie froh, daß sie meiner los wäre: es hätte aus uns ohnedies nichts werden können: sie möchte keine Liebste eines Menschen seyn, der sie doch nimmermehr nehmen könnte u. s. w. Bald hernach hörte ich, daß Mamsell Dorchen aussprengte, ich hätte um sie angehalten; aber den Korb bekommen. Das war mir schon recht! Wer hieß mich so einen tollen Roman anzufangen? — Welch ein Unterschied zwischen einer so feilen Nymphe und

einem unschuldigen verliebten Mädchen, wie weiland meine Therese war! Noch kränkt mich der Gedanke an dieses gute, ehrliche Geschöpf!

Nun muß ich meine Begebenheit mit dem hallischen Nachtwächter erzählen. — Ich war in dem Hause des Kaufmanns c) Mörtschke auf dem alten Markte bekannt geworden. In diesem Hause war des Abends ein Schnapps- und Tabacks-Kollegium. Es bestand aus dem Zinngießer Leiche, dem Kaufmann Mörtschke, seinem Bruder, dem Trätöhr, dem Kaufmann Kraft vom Strohhofe, ferner aus dem Kontrollöhr Bauer, aus zwei Waisenhäuser Studenten, deren einer hernach Inspector ward, und endlich aus mir. Ich muß gestehen, daß ich in dieser sehr gemischten Gesellschaft manche angenehme Stunden verlebt habe: es wurde Taback geraucht, Schnapps dazu getrunken, und über die Zeitungen, auch wohl manchmal über gelehrte Dinge gekannengiessert. Selten paßirte eine Schnurre; und gewöhnlich gingen wir so vergnügt auseinander, als wir zusammen gekommen waren. Der Kaufmann hatte zwei Töchter, damals noch Kinder: die älteste gefiel

---

c) Alles, was etwas feil hat, heißt in Halle Kaufmann. Zu Frankfurt am Main, Mainz, Mannheim und sonstwo, weiß man sehr gut zu unterscheiden zwischen Kaufmann und Krämer.

dem Kaufmann Kraft, und er hat sie hernach geheurathet.

An einem Sonntag-Abend hatte ich mir dort aus Aerger, den ich damals genug hatte, eine Schnurre getrunken. Auf meinem Rückwege rennte ich gegen den Nachtwächter: der Kerl gab mir einen Schupp, der mich verdroß. Ich nahm mein Stöckchen, und schlug auf den baumstarken Bengel los: er wehrte sich tüchtig, bis endlich einige Häscher dazu kamen, und mich nebst ihm aufs Rathhaus schleppten. Ich hatte den Kerl in seiner Verrichtung geschuppt und geschlagen; ich mußte daher, wie billig, Unrecht haben. Also kam ich aufs Karzer. Früh ließ der Prorector Schulze befehlen, daß man mich gegen Erlegung des Schleppegeldes loslassen sollte. Das geschah, und Meister Klappenbach versprach mir, die ganze Sache zu unterdrücken. Er selbst mag Wort gehalten haben; allein ein Stiefelwichser, der damals an Klappenbachs Töchter liebelte, erzählte mir schon gleich den folgenden Tag meinen Skandal. Leute dieser Art wollen sich bei uns in Ansehn setzen dadurch, daß sie sich als Mitwissende unsrer dummen Streiche angeben; aber die guten Menschenkinder wissen nicht, daß eben dergleichen Mitwissenschaft verhaßt macht!

Nachmittags muste ich zum Prorektor kommen: dieser gab mir einen sehr freundschaftlichen

Verweis und vielen guten Rath. Die Sache, meinte er, würde verschwiegen bleiben, und das wäre auch recht gut: sonst möchten meine Gegner von neuem gegen mich debattiren wollen. — Ich dankte dem Herrn Schulze für seinen väterlichen Rath, und versprach, mich darnach zu fügen. Daß ich es nicht that, war hernach nicht ganz meine Schuld. — Bahrdt hat, wie er in seiner Lebensgeschichte III. B. erzählt, einmal mit einem Juden und einem Handwerkspurschen um Papierschnitzeln gespielt. Er meinte, das wäre so eine artige Spielgesellschaft für einen Doctor der Theologie gewesen! Eine Balgerei zwischen einem Magister und einem Nachtwächter war gewiß auch artig! — Aber so geht es: Nil admirari!

Ich bin von jeher — weil ich Nerven darnach habe — ein Liebhaber der rauschenden lustigen Musik gewesen: aus diesem Grunde suchte ich die Oerter auf, wo dergleichen Musik gemacht wurde, Passendorf, Schlettau und die Loge. Den Sommer über besuchte ich diese Oerter wenig oder gar nicht, weil ich alsdann zu viel zu thun hatte, und mich nicht viel abmüßigen konnte. Des Winters und während der Ferien [d]), wo ich mehr Zeit hatte,

---

d) Es ist eine häßliche Sache mit den gar zu langen Ferien, welche aber in Halle und Leipzig länger dauern

meiner Neigung abzuwarten, besuchte ich die genannten Dörfer und die Loge fleißiger, Sonntags nämlich und Montags: denn an diesen Tagen konnte ich meine Begierde, Musik zu hören, und tanzen zu sehen, befriedigen. Bei dergleichen Spatziergängen ward ich mit vielen Bürgern bekannt, worunter einige sehr vernünftige Männer waren, mit denen ich ein weit angenehmeres Gespräch führen konnte, als mit manchem hämischen Gelehrten.

Allein es geschah auch zuweilen, daß ich unangenehme Auftritte erlebte. So kam ich einmal auf der Loge mit einem Philister zusammen, weil ich

---

als auf irgend einer andern deutschen Universität. Einige hallische Professoren kürzen zwar diese Ferien dadurch ab, daß sie immer noch fortlesen, wenn schon dieselben angegangen sind: aber manche Herren machen im Frühling sieben, im Herbst sechs, auf Pfingsten eine und auf Weihnachten zwei Wochen Ferien, und das macht das Jahr über nicht mehr als sechzehn Wochen Ferien, und weihet mehr als den vierten Theil des Jahrs dem Müssiggang: denn die Studenten studieren in den Ferien beinahe gar nicht, wie ich aus Erfahrung weiß. Das Curatorium sollte billig die Ferienzeit bestimmen, wie sie in Gießen, wo es doch sonst hergeht, wie es kann, und neuerdings im Oestereichischen, ziemlich enge begränzt ist — fünf Wochen durchs ganze Jahr, und mehr nicht. Dies würde auch das ewige Wandern der Hallenser zur Meßzeit nach Leipzig und das damit verbundene Geldzersplittern merklich vermindern. Mich wundert, daß patriotische Professoren hierauf noch nicht ernstlicher gedacht haben.

mich zum Schiedsrichter zwischen ihm und seiner Frau aufwarf, die auf ihn schröcklich eifersüchtig war. Die Frau mochte, wie ich aus vielen Umständen schon damals schloß, und in der Folge noch mehr inne ward, große Ursach haben, eifersüchtig zu seyn. Ich legte mich, als die Frau zu derbe loszog, ins Mittel, und wollte sie beruhigen. Dies aber brachte sie noch mehr auf, und sie fing an, nun auch auf mich zu schelten. Sie griff gar nach mir aus, als ich sie einen alten Drachen nannte, dem ein geschmackiger Mann unmöglich treu bleiben könnte. Was, schrie sie, einen alten Drachen? alten? Ich alt *)?

---

*) Sonderbar, daß die lieben Weiber nichts weniger leiden können, als alt genannt zu werden. Dies wird man an denen vorzüglich bemerken, die von jeher verstohlne Koketterie getrieben haben, und dann, wenn sie erst über die Funfzigen hinaus sind, das durch Putz oder Geschenke zu erschleichen suchen, was sie sonst durch etwas anderes eroberten Eiteler, eifersüchtiger, aber auch kurzsichtiger und anmaßlicher kann keine abgelebte Theater-Prinzessin verfahren, als eine funfzigjährige Creatur von der genannten Art. Zu Furien könnte Pluto nichts passender finden als sie, vorzüglich, wenn ihre Kehle höckerweibermäßig abgeschliffen ist! Wehe jedem jungen Weibe, das die Kunst nicht versteht, in ihrer Gegenwart sich zu verkennen, um ihr den Vorrang nirgend zu bestreiten: aber auch wehe dem Manne, der nicht dazu gemacht ist, der Eitelkeit eines solchen alten Weibes das aufzuopfern, was seine Würde ausmacht! — So spricht Trübel und hat recht.

Plötzlich kehrte sich auch die Wuth des Mannes wider mich, und beide gingen ganz unbarmherzig mit mir um, bis ich endlich dem Manne einen Stoß gab, daß er rücklings wider den Tisch fuhr. Nun ward der Krieg allgemein, und es gab von beiden Seiten tüchtige Rippenstöße. Köster, von dem ich schon oben geredet habe, war mein Beistand. Der Mann hatte aber auch seine Helfershelfer, als Färber unter den Färbern und Consorten, und so mußten wir uns zurückziehen. — Diese am hellen Tage vorgefallene Katzbalgerei hat mir viel üble Nachrede zugezogen: der Herr Schulze ließ mir einen Verweis darüber geben: er theilte nämlich das Späßchen dem D. Semler mit *f*).

San Fasson trat im Sommer 1783 jemand in meine Stube, und fragte: Sind Sie der Magister Laukhard?

Ich: Ja, mein Herr, was steht zu Diensten?

Fremder: Nichts zu Diensten! (setzt sich) doch ehe wir weiter reden (er ergreift eine Tasse Kaffee, die vor mir eingeschenkt stand und trinkt sie aus). Geben Sie mir doch eine Pfeiffe Taback!

---

f) Daher die Regel: wenn Mann und Frau sich zanken, so mische dich nicht hinein: es setzt Rippenstöße, und blamirt dich. — NB. Die emigrirten Franzosen! —

(Nachdem er angeraucht): Hört Freund, ich bin der Komödiant Schlosser — hab hier und da Ehre und Applaus, aber auch hier und da Spott und Auszischung eingeerndet. Aber ich scheere mich den Henker drum! Ich weiß von meinem Collegen Keller g), daß es Euch eben so gegangen ist, wenn Ihr schon kein Komödiant von meiner Art seyd. Also müssen wir Freunde werden. Schlagt ein!

Der Ton des Herrn Schlossers gefiel mir. Ich erzählte ihm meine und er mir seine Schicksale, und da lachten wir uns herzlich satt. Ich behielt ihn den Tag über bei mir, des Nachts schlief er auf dem Löwen. Einst trat er früh morgens mit tausend Flüchen in meine Stube. Nachdem er viele tausend Schock Teufel und viele Wagen voll Schwerenoth den hallischen Philistern in den Wanst gewünscht hatte, erzählte er mir, er habe einen Louisd'or wechseln wollen; die Philister hätten aber nur 2 Thaler 12 Groschen darauf geboten, und doch sey der Louisd'or Preußisch. Da müßte doch der Teufel drein schlagen, daß Preußisches Geld im Preußischen selbst nicht gelten sollte u. s. w. Ich ließ mir das Goldstück zeigen, und fand, daß es eins von jenen aus dem siebenjährigen Kriege war. Ich stellte ihm vor,

---

g) Verfasser des Schauspiels: Die Nationaltracht und anderer.

daß diese herabgesetzt wären, aber das half nicht: er konnte des Räsonnirens kein Ende finden. Um klein Geld zu haben, ließ er zwar bei meinem Wirthe einen andern Louisd'or wechseln; allein dabei versicherte er, die Preussen müsten den vorigen auch noch nehmen, oder der Teufel sollte sie frikassiren.

Des Nachmittags besuchten wir Passendorf: die Nacht schlief er wieder auf dem Löwen, den folgenden Tag wollte er nun mit Gewalt seinen Louisd'or gewechselt wissen. Kein Kaufmann wollte ihn für den Stempelwerth, und einige boten ihm gar ein Spottgeld. Schlosser erkundigte sich nach dem Stadtpräsidenten, und da dieser gerade nicht zu Hause war, lief er hin zum Kriegsrath Queinzius, und stellte dem das Unrecht, das ihm mit ungültigem Gelde angethan würde, in sehr derben Ausdrücken vor. Queinzius suchte ihm Gründe entgegen zu stellen: aber Schlosser fing an zu bramarbasiren. Der alte Kriegsrath ärgerte sich über die Dreistigkeit des Komödianten, besonders da er selbst einsehen muste, daß er Unrecht hatte. Um also dem Spektakel ein Ende zu machen, ließ er sich den Louisd'or nochmals vorzeigen, trat dann hin, warf ihn in seinen Spint, und gab dem Bramarbas fünf Thaler acht Groschen Preußische Sechser. Hier, sagte er, ist Ihr Geld! nehmen Sie's: aber hüten Sie sich, ferner so zu räsonniren! — Schlosser

ward betroffen, forderte sein Goldstück zurück: aber er muste mit seinen Sechsern abziehen. — „Das hätte ich nicht gedacht, sagte er hernach zu mir: ich hatte so meine Lust, über Ungerechtigkeit zu spekuliren! Wenn ich gewußt hätte, daß der Alte mir das Maul so stopfen würde, ich hätte gewartet, bis der Präsident zu sprechen gewesen wäre.“ — Wahrscheinlich würde der Herr Präsident nicht auf solche Art die Ehre seines Landesherrn gerettet haben. —

Schlosser ist über acht Tage in Halle geblieben: wohin er nachher gegangen ist, weis ich nicht: ich habe nichts weiter von ihm gehört. Wieder ein seltsames Stück von Menschen!

19

Zwanzigstes Kapitel.

Schulden sind eine schwere Bürde: sie verleiten oft zur Verzweiflung.

Bewirthungen von der vorigen Art, meine Reise nach Jena, meine Liebeleien, meine beiden Disputationen, der Verlust des Honorars für meinen Baldrian, die Geldausgaben, um mich durch Zerstreuungen von dem Aerger über dies und jenes

zu erholen, nebst meiner Gutmüthigkeit, einem jeden gern mitzutheilen, was ich hatte: — das alles hatte mir Schulden zugezogen, zu deren Tilgung mein Wechsel nicht zureichte. Daß ich mit meinen Collegien wenig werde verdient haben, versteht sich für mich als Anfänger schon von selbst. Einmal ist in Halle das Freirennen der Collegien gar sehr gewöhnlich: da denken viele Studierende, das Geld könne in Lauchstädt, Leipzig, auf den Dörfern und beim Spiel besser angewandt werden, als zum Honorar für die Docenten [h]). Zu dem war ich von jeher

---

h) Noch vor einem halben Jahre hörte ich mit Verwunderung, wie ein Student, der doch, wie ich weis, wöchentlich einigemal spatzieren ritt oder fuhr, mit dem Herrn D. Knapp so lange kriechend herumkapitulirte, bis endlich der Herr Doctor, um der Bettelei los zu werden, das Honorar für zwei Lehrstunden erließ. Und heute, da ich dieses schreibe, bin ich in einer Studenten-Gesellschaft gewesen, wo folgendes Gespräch zwischen einem Fuchs und einem Veteran vorfiel.

Veteran: Welche Collegia willst du denn hören?

Fuchs: Die Logik und Metaphysik bei Maaß, die Exegese bei Nösselt, und die Mathematik bei Klügel.

Veteran: Nicht übel gewählt! Aber wirst du den Brast auch alle bezahlen?

Fuchs: Warum nicht? Ich pränumerire.

Veteran: (bitzig) Du bist nicht klug, Herr Bruder! Du mußt keinen Heller zahlen, vielweniger pränumeriren. Für die zwölf Rthlr. kannst du dreimal den Sommer nach Lauchstädt fahren.

nachgiebig, und wer mich um etwas bath, dem konnte ich nichts abschlagen. Und so hatte ich von dreißig Zuhörern kaum zehne, die bezahlen wollten; und unter diesen Zehnen waren doch einige, die es hernach ganz und gar vergaßen. Ich glaube aber doch, wenn ich weiterhin bei der Universität geblieben wäre, daß ich in Zukunft bessere Einkünfte von Collegien würde gehabt haben; weil ich mehr in Rutine gekommen wäre, und ohne Zweifel auch einige Künste gelernt hätte, wie man gutzahlende Zuhörer in sein Auditorium hineinlockt.

Fuchs: Ja, sie werben's mir nicht freigeben!

Veteran: Warum denn nicht? Du mußt nur hübsch arm thun — sagen, du hättest wenig Wechsel — es wären Eurer zu Hause Viele — dein Vater hätte eine schlechte Besoldung; oder sag' gar, du seyest ein Waise. Darnach mußt du da das Uhrband wegthun, und auch eine andere Weste anziehen, wenn du gehst, dich zu melden. Versteh'st du's?

Fuchs: Ja, wenn das die andern hören, so blamir' ich mich ja!

Veteran: Was blamiren! Kein Satan nimmt dir das übel. Da sind die und die — und die haben alle hübsche Wechsel und prellen die Professoren doch. Das Geld kann man sonst gescheuter brauchen. Mach du's nur, wie ich dir's gesagt habe.

Der Fuchs versprach, dem edlen Rathe seines Freundes zu folgen: er meldete sich auf die angerathene Art; und die Herren Maaß, Rößelt und Klügel wurden — geprellt.

Meine Schulden häuften sich also von Tag zu Tag, und ich sahe weiter kein Mittel, mich zu retten, als auf das Versprechen meines Bruders zu rechnen, der meine Umstände kannte, und wußte, wie mir zu helfen war. Dieser war im Herbste nach Hause abgegangen und hatte mir wie eidlich versprochen, gleich nach seiner Ankunft unsern Vater dahin zu bewegen, daß, außer 40 Rthlr. zur Tilgung seiner Schulden, ich noch 100 Rthlr zur Tilgung der meinigen erhalten sollte. Wie er Wort gehalten habe, wollen wir gleich sehen, so leid es mir auch thut, meinen Bruder der Welt als einen schlechten Menschen darzustellen. Ich kann aber einmal nicht anders: es ist gar zu nöthig zum Verständniß der folgenden Katastrophe.

Mein Bruder war schon lange fort, ehe er oder der Vater schrieb: endlich schrieb der letztere, und sein Brief war — kalt. Er enthielt viel höfliche Vorwürfe, und spielte auf Dinge an, welche ihm wohl niemand konnte berichtet haben, als eben mein Bruder. So wußte er zum Beispiel von meiner Liebelei und von meinem Skandal im Hause des Einnehmers zu Reideburg. Doch fügte er hinzu: er würde mir noch einmal Geld schicken, ich sollte aber einen bessern Gebrauch davon machen, als von dem, das er mir sonst geschickt hätte: es wäre doch wahrlich einmal die höchste Zeit, klug zu werden. —

Dieser Brief kränkte mich um so mehr, je wahrscheinlicher ich schließen konnte, daß meinem falschen Bruder ich das alles zu verdanken hatte. Um mir indeß volles Licht zu verschaffen, schrieb ich erst meinem Bruder einen recht derben Brief, worin ich ihm sein Versprechen vorhielt, und auf die Erfüllung desselbigen drang. Dann schrieb ich auch an einen andern Freund [i]), und bath diesen, mir von meines Bruders Gesinnungen gegen mich ehrliche Rechenschaft zu geben: ich wollte ihn nie verrathen. Ich merkte, schrieb ich, daß mein Vater gegen mich erkältete: ich schriebe dies meinem Bruder zu; doch könnte ich vielleicht irren: ich wünschte daher Gewißheit zu haben: er möchte mir also Auskunft geben. Mein Freund antwortete bald, und bedaurte sehr, daß er mir einen Beitrag zu dem Beweise der Wahrheit liefern müßte: daß man sich auf seine Verwandten — die Eltern ausgenommen — nicht oder doch sehr selten verlassen dürfe. Er berichtete mir, daß mein Herr Bruder gleich bei seiner Zuhausekunft vorgegeben habe: er habe auch nicht einen Kreutzer Schulden zu Halle hinterlassen. Nicht lange hernach

---

i) Da ich meinen Bruder kenne, so nenne ich diesen Freund hier nicht: mein Bruder würde sich gewiß an dem braven Manne zu rächen suchen, so recht nach seiner Art, auf gut pfaffisch. Unten ein mehreres hiervon.

wäre aber ein Brandbrief von einem hallischen Manichäer [k]) eingelaufen, und als jetzt der Vater den Bruder koramirt hätte, da habe dieser alle Schuld auf mich geschoben, habe abscheulich über meine Ausschweifungen geklagt, habe gesagt, daß ich alles den Mädchen hingäbe, daß ich alle Tage auf den Dörfern läge u. dergl.

Nun sahe ich deutlich, daß mein Bruder Schuld an meines Vaters Kälte und an den Vorwürfen war, welche mir der ehrliche Alte gemacht hatte. Ich ergrimmte in der Seele, um so mehr, da ich dem Menschen alle brüderliche Freundschaft erwiesen hatte. Kein Mensch kann es mir verargen, daß ich damals voll Tücke ward.

Etwan acht Tage nach dem Empfang dieses Briefes kam auch einer von meinem Bruder. Da war nun der Ton gar mächtig anders geworden! Er schrieb mir steif und protzig: hier wären 40 Thaler, seine Schulden zu bezahlen: ich sollte es nur sogleich thun, oder wenn ich es nicht thäte, so sollte ich mich ja auf keine weitere Unterstützung von Haus aus verlassen. Auch wäre der Vater durch Briefe des

---

k) Manichäer heissen in der Burschensprache die Schuldner, welche auf Bezahlung dringen: daher manichäern. Die Sekte der Manichäer ist die schlimste intoleranteste Sekte aller Ketzereien — für Bursche.

Doctor Semlers — so wuste er, oder so wollte er den ehrlichen Herrn Semler zum Urheber der Abneigung meines Vaters gegen mich, und der daher entstandenen Verschlimmerung meiner Lage machen! — von meinen Ausschweifungen und unnöthigen Geldausgaben unterrichtet: ich möchte also an ihn ja nicht schreiben. Dann sollte ich auch alle meine Briefe an ihn — den Bruder — die er aber sich selten ausbäte — wegen des großen Porto's — unter der Adresse des Schulmeisters von Wendelsheim, Forchers, ihm zuschicken, und was des läppischen Gesudels mehr war. Ich warf den Brief mit innigster Verachtung weg, erboßte gewaltig, und stieß gräßliche Verwünschungen aus. An jenem Tage wäre ich im Stande gewesen, einen Mord zu begehen, wenn ich von jemanden grob wäre beleidiget worden.

Um mich auf der Stelle zu rächen, griff ich die geschickten 40 Rthlr an, kaufte mir Tuch zu einem Ueberrock und bezahlte meine drückendsten Schulden, so daß ich schon zwei Tage hernach keinen Pfennig mehr in Händen hatte. Einiges Holz schafte ich mir auch.

Meine Manichäer hatten von diesem Gelde gehört, und quälten mich nun auf Rothwälsch, daß ich einigemal ungeduldig ward, und die groben Kerls, besonders den Schuster Sauer, und den

Schneider Thieme zur Thür hinaus schmiß. Die Kerls liefen nun hin zum Prorector; allein da wurden sie mit dem alten Weidspruche abgewiesen: wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren. Dieses mußte ich mir dann wider sagen lassen, und ärgerte mich nicht wenig.

Indessen setzte ich doch meine Vorlesungen fleissig fort: da es mir aber an Holz fehlte, auch das Auditorium zu heitzen, so verloren sich meine Zuhörer nach und nach. Die Studenten hatten sich zwar zum Holzgelde unterschrieben: allein nur wenige zahlten; und das Bissel Holz, welches für das wenige Geld angeschaft werden konnte, war gar bald verbrannt, zumal, da ich das Einheitzen durch Leute mußte geschehen lassen, welche mich derb prellten. Was Wunder, wenn nun der eine Student — wie ich es selbst gehört habe — zum andern sagte: gern ging ich in Laukhards Reichshistorie: er gefällt mir besser, als der —: aber es ist zu kalt in seinem Kollegium: man möchte das Fieber kriegen: — und der andre dann replicirte: es ist Schade, daß der Mann so in Noth ist: hätt' ich Geld, ich kaufte ihm Holz. — Wie gesagt, ich hörte dies von ohngefähr, und hörte hintendrein noch eine weitläuftige Beschreibung meiner fatalen Lage, welche durchaus wahr aber desto schmerzhafter für mich war.

Unter diesen Umständen wünschte ich mich wieder in die Pfalz zurück, und bedaurte, daß ich kein Bonzen: oder Talapoinen: Gehirn von der Natur bekommen hatte.

Ich rannte nach Haus, als ich dies gehört hatte, — ich hörte es auf der Straße — es war ohngefähr den 6ten Dezember 1783, — und schrieb einen äusserst heftigen Brief an meinen Vater, dem ich einen an meinen Bruder beischloß. Daß ich im letztern schröcklich loszog, vermuthet jeder. Ich bat um schleunige Antwort, und setzte dazu den 21sten Dezember fest. Würde ich in dieser Zeit keinen Brief erhalten und kein Geld, so müste ich das äußerste wagen: es käme auf sie an, ob sie mich retten wollten, oder nicht. — Bitten konnte ich nicht mehr, blos trotzen und rasen. Solch abscheuliche Briefe sind noch niemals aus meiner Feder geflossen. Früh schickte ich sie auf die Post, und schien mir selbst ruhiger zu seyn.

Indessen ward ich krank, und mußte einen Arzt haben. Der Chirurgus Noskovius hielt meine Krankheit für ein Faulfieber: aber er irrte. Ich mußte aber einen Arzt haben. Goldhagen kannte ich noch nicht: ich schickte also zu einem gewissen andern Herrn, und ließ ihn bitten, mich zu besuchen. Es hieß, er wäre nicht zu Hause: ich jagte die Aufwärterin in einem Tage wohl zehnmal hin, aber der

Herr kam nicht. — — — — — —

— — — — — — — — — —

Das drückte mich beinahe ganz zu Boden: ich ließ mir also von Noskovius Arzenei vorschreiben. Den folgenden Tag kam der Student Dykershof, ein Westphälinger, zu mir, dem ich meine traurige Lage in Rücksicht meiner Gesundheit und der versagten Hülfe vorstellte. Er lief augenblicklich zum Herrn Goldhagen, und dieser große menschenfreundliche Arzt erschien ohne Verzug, gab mir Arzenei, und erklärte meine Krankheit zwar für ein Fieber, aber für eine Art von hitzigem Fieber. — Im Bette blieb ich nicht lange, und war bald im Stande, zwei Lectionen auf meiner Stube zu halten, wozu ich meine Zuhörer einladen ließ. Einige Tage vor Weynachten gieng ich schon trotz des Verbots des Herrn Goldhagens wieder aus, und besuchte einige Bekannte im Semlerischen Hause.

Das Fieber hatte mich zwar bald verlassen, aber meine Gesundheit war zerrüttet, und meine ganze Munterkeit niedergeschlagen. Ich tröstete mich noch auf den letztern Posttag vor dem Feste: dann aber, wenn ich dann nichts erhielte, wußte ich wahrlich nicht, was ich ergreifen sollte. Ich gestehe, daß ich mir damals Glauben, und rechten Heldenglauben an Vorsehung gewünscht habe; aber leider war Vorsehung für mich ein wahres Wunderding, und Wun-

Verdinge hatte ich schon längst aus meinem Gehirne verbannt. Ach, wie traurig war meine Lage! Phantastische Trostgründe schlugen bei mir nicht an; und im Reiche der Wirklichkeit fand ich keine.

Eine Frau, Namens Wilkin, welche mit den Studenten fleißig handelte, und sie auf gut hallisch derb dafür prellte, war auch meine Geschäftsträgerin in der Noth. Diese Frau hatte mir so nach und nach, seit dem Abschiede meines Bruders, meine beiden guten Kleider, meine Wäsche, kurz alles, was ich entbehren konnte, versetzt. In meiner Krankheit muste sie wieder Rath schaffen, und jetzt verkaufte sie mein übriges rothes Kleid mit Weste und Hosen, und brachte mir nur fünf Thaler und einige Groschen. Aber was wollte ich machen? ich mußte einmal so handeln. Dem Herrn Semler war ich schon 6 Thaler schuldig, welche mein Vater erst im Februar des folgenden Jahres bezahlt hat: und an wen sonst sollte ich mich wenden? Ich hatte ja keine Bekannten in Halle weiter; und die Erfahrung hat mich nachher noch belehrt, daß ich auch da würde umsonst gebeten haben: und in diesem Falle wäre mein Unmuth in Raserei übergangen.

Ich überlegte in dieser Noth, wie es wohl werden würde, wenn ich mich anderswohin begäbe? Allein wohin? Ich traute den Menschen einmal nicht mehr, weil ich Vater und Bruder nicht mehr

traute: und wie sollte ich fortkommen? Ich hatte weder Wäsche noch ganze Stiefeln, und im Winter, der es war, mußte ich befürchten, unterwegs gar umzukommen!

Der bestimmte Posttag kam heran; aber leider wieder kein Brief! Man versetze sich in meine Lage, und ermesse darnach den Drang und Sturm meiner Empfindungen. Abends durchlief ich alle Gassen, gleichsam ausser mir: es war der heilige Abend vor Weinachten. Köster begegnete mir, und fragte, wie mir's ginge? Ich stieß ihn zurück ohne zu antworten, und rennte weiter. Köster mir nach, und bath mich um Gottes willen, ihm meine Noth oder den Grund meines Unwillens zu entdecken. Ich schwieg hartnäckig. Er wiederholte seine Frage mehrmals, warum ich ihm nicht antworten wollte? Weil du ein Schurke bist, erwiederte ich endlich.

Köster: Ums Himmels willen Bruder, sag', was ist dir? So spricht mein Laukhard nicht! so spricht ein böser Genius aus dir.

Ich: Du bist ein Mensch: alle Menschen sind Schurken, also auch du! Hast du meinen Schluß verstanden? Geh! —

Köster: Ich lasse dich nicht gehn: Bruder sag', wo du hin willst? ich gehe mit und wenn du zum Teufel gingst. Ich lasse dich so nicht gehn!

Köster verfolgte mich, so sehr ich mich bemühte auszureissen. Endlich fuhr ich in ein Loch, worin ich noch niemals gewesen war. Köster fuhr mir nach. Es saßen Gnoten, Soldaten und Menscher drin [1]). Die Leute waren gewaltig lustig, tanzten, hüpften, spielten, thaten schön und zeigten auch keine Spur von Gram oder Unmuth. O wie beneidete ich diese Gnoten und diese Soldaten! — Soldaten, und vergnügt? — Und du Magister, und so elend? — Soldaten? — Dieser Gedanke umfaßte meine ganze Seele, hallte anhaltend wieder, und vertiefte mich immer mehr in mich. — Köster forderte Branteswein, setzte sich, fing an lateinisch zu sprechen, und drang jetzt dringender in mich, um die Ursache meines Kummers mir zu entlocken: aber ich war stumm: es schwärmten dunkle Bilder in mir herum, von dem, was ich thun wollte. So sehr auch Köster zudrang, so sehr verhärtete ich mich. Endlich sagte er: Hör' Bruder, ich habe noch deine particulas graecas: vergieb, daß ich sie noch habe. — Es hat nichts zu sagen, erwiederte ich. Wenn du jemanden weist, der sie kaufen will, so gieb sie hin, und

---

1) Dieses für mich und meine Psychologie so merkwürdige Loch war eine Branteweinskneipe auf dem sogenannten Bechershofe zu Halle am Markte. Man nannte diese Kneipe gewöhnlich die Knochenkammer oder Sankt Lukas Residenz.

stelle mir das Geld zu: weist du aber keinen, so schick sie mir Morgen früh. — Köster fragte, ob ich sie ihm für den Pränumerationspreis, 1 Thaler 14 Gr. ablassen wollte? Ich hatte nichts dawider, und Köster lief den Augenblick nach Hause, um mir das Geld zu holen. Vielleicht war er auf den Gedanken gekommen, daß die höchste Geldnoth der Grund meines Kummers sey. Er kam wieder, und wir verließen das liederliche Loch. Ich lief noch einigemal durch die Straßen, lief auch zum Kaufmann Mörschke, und kam gegen gegen eilf Uhr — aber ohne Trunkenheit — nach Hause. Vor lauter Aerger warf ich mein Bette auf den Fußboden, und legte mich drauf. Aber meine Unruhe war zu groß: ich konnte nirgends bleiben, wuste auch nicht, wo ich war, und was ich that. Das war ein schröcklicher Zustand! Lachen konnte ich überlaut: Alles, woran ich dachte, kam mir sehr lächerlich vor, aber für den traurigsten Gedanken hatte ich keine Empfindung.

Früh war ich noch in Kleidern. Ich las in Tasso's Gierusalemme liberata, und las die äusserst rührende Stelle, wo Tancredi sein Mädchen ermordet. Diese Stelle hatte mich mehrmals innigst gerührt; aber damals muste ich überlaut dabei lachen.

Ich ließ mich friſiren, und lief ſodann ſporenſtreichs zur Chriſtmette um 6 Uhr: aus der Chriſtmette lief ich, ohne zu wiſſen wohin, zum Thor hinaus, zu dem Wirthe in den Pulverweiden. Ich forderte Breuhan; und die guten Leute wunderten ſich, daß ich ſchon ſo früh Breuhan trinken wollte. Hier ſaß ich nun faſt drei Stunden, ehe ich recht zu mir kam, und unterſuchte meine Empfindungen. Die geſtrige Luſtigkeit der Gnoten und der Soldaten kam mir zuerſt wieder in den Sinn, und da hob ſich denn der Gedanke aus dem Gewühl der verwirrten Vorſtellungen heraus: es wäre doch hübſch für dich, wenn du Soldat würdeſt [m])!

Dieſer Gedanke ſchüttelte mich anfänglich freilich gewaltig zuſammen, kam aber immer wieder, und wieder, und ich ward endlich mit ihm vertrauter. Das war alles noch bloße Vorſtellung; aber von nun an kam auch Ueberlegung dazu. Wenn du Soldat wirſt, dachte ich, ſo biſt du auf einmal von den halliſchen Manichäern los: dann biſt du auch an

---

m) Daß ich den Soldatenſtand jenem der Gnoten vorzog, war, unter andern mit, wohl eine Folge von den Schimpfnamen, womit der Herr Student den Bürgerſtand zu bezeichnen pflegt. Bürgerlich intolerant, iſt dies doch, beim Lichte betrachtet, immer: aber wer achtet auf Kinderei! Und doch hat ein Minimum von der Art Kinderei oft Folgen, wie hier. —

deinem Bruder und Vater gerächt — an deinem Vater? — deinem guten biedern Vater? — o, man vergebe mir diesen tollen Gedanken, und denke an meine Lage! — und endlich findest du ohne Zweifel Mittel und Wege, dir ein ruhigeres Leben zu verschaffen. Ruhe, von welcher Art sie seyn, welchen Aufwand sie auch kosten möchte, Ruhe schien mir damals bei der gewaltig anhaltenden Unruhe, worin ich schwebte, das höchste Gut auf Erden zu seyn.

Aber wo denn willst du Soldat werden? — Diese Frage lößte sich bald auf. In Halle und an keinem andern Orte! In Halle bist du gekränkt, in Halle mußt du gerächt werden. — So kindisch rachsüchtig dachte ich damals in der Verwirrung!

Ein und Zwanzigstes Kapitel.

Der Herr Magister wird endlich gar — Soldat.

In diesen Gedanken saß ich bis Nachmittags um drei Uhr bei meinem Philosophen *n*), der immer mit mir reden wollte, aber wenig Worte von mir herauszerren konnte: ich war zu sehr weg, und

---

n) So nannten wir damals den Wirth in den Pulverweiden.

blos mit dem Gedanken, Soldat zu werden, beschäftiget.

Ich kam gegen Abend in die Stadt zurück, ging in die Knochenkammer, nicht um zu trinken, sondern um frohe Leute aus der Klasse zu sehen, zu welcher ich von nun an gehören wollte. Ich sprach mit einigen, fragte sie, wie es ihnen ginge? und erhielt natürlich lauter befriedigende Antworten. Dieses machte meinen Entschluß immer fester. Nun war die Frage, an wen ich mich wenden sollte? — Allein dazu dacht' ich, sollte gleich früh Rath werden. Also verließ ich diesen Ort des lärmenden Vergnügens froh, so froh, als ich seit einem Vierteljahre nicht gewesen war. Zum Ueberfluß besuchte ich noch einen Klub bei Busch auf dem Rathskeller, wozu ich schon längst gehört hatte, und der sich sehr oft, allemal aber Sonntags und Freitags regelmäßig versammelte. Die Leute waren alle froh, mich wieder zu sehen, da sie mich schon seit so langer Zeit nicht mehr gesehen hatten. Ich war über alle Gewohnheit lustig, und dies kam dem Ex-Schustermeister Michaelis, welcher eben auch zu diesem Klub gehörte, so befremdend vor, daß er nach seiner Art Anmerkungen darüber machte. Man stutzte aber nicht wenig, als ich meinen Entschluß, Soldat zu werden, deutlich genug zu verstehen gab. Wir waren indeß im Preußischen, und so widersprach

keiner. — So weicht der Mensch dem Bürger: der Ernährer dem Zuchtmeister! —

Vom Rathskeller ging ich in das Haus, worin sonst mein Bruder gewohnt hatte, und welches, wie ich schon gesagt habe, der Hanauer: Puff hieß. Hier wohnte die oben beschriebene Cheminonin mit ihrem Manne, einem Soldaten von des damaligen Hauptmanns von Müffling Compagnie. Ich kannte diesen Cheminon, und beschloß, ihm meine Absicht zu entdecken. Nachdem ich mehrere Gläser Schnapps — alles aus betäubender Lustigkeit — eingestürzt hatte, nahm ich ihn auf die Seite, und bath ihn, doch ja dafür zu sorgen, daß ich ganz früh einen Hauptmann sprechen könnte, gleichviel welchen. Ich kannte damals noch keinen Officier, als den Leutenant, jetzt Hauptmann von Knoblauch, und den Leutenant von Bomsdorff: ersterer hatte mich damals mit seiner Freundschaft beehrt, und hat seine gute Gesinnung gegen mich auch nachher nicht geändert.

Cheminon machte große Augen, als er von mir vernahm, daß ich Soldat werden wollte: er wollte es Anfangs nicht einmal glauben, und dachte, ich hätte ihn zum Besten. Allein ich betheuerte ihm hoch und theuer, das sey mein Ernst, und so glaubte ers. Nun lobte er mir, wie natürlich, seinen eignen Hauptmann, den Herrn von Müffling, und

versprach mir, mich gleich am folgenden Morgen früh zu ihm zu begleiten. Ich blieb daher diese Nacht über in Cheminons Wohnung, und — soff mich voll in lauter Fuselbrantewein, welchen Madam Cheminon damals für Likör ausschenkte. Ich glaube, daß ich vergessen habe, zu sagen, daß der berüchtigte Hanauer: Puff weiter nichts war, als eine Schnappskneipe. Madam Cheminon wußte aber auch zu leben, und sorgte für immer artige Jungfern o). Das sahen einige Studenten gern, fanden sich fleißig ein, und tranken den elenden Fusel für Likör.

Früh erinnerte ich den Cheminon an sein Versprechen: er war willig dazu, sagte mir aber: sein Hauptmann käme diesen Tag auf die Wache; da könnte ich ihn auf der Hauptwache sprechen. Das war mir denn recht. Nachdem also die Wache aufgezogen war, ging ich mit Cheminon zum Hauptmann, dessen offenes Wesen mir gleich gefiel. Er

---

o) Jungfer heißt nach hallischem Sprachgebrauch eine Bürgerstochter, die keinen Mann hat: Kinder mag sie gehabt haben, das schadet nichts. Mamsell wird jedes mit frisirtem Kopf einhertretendes Frauenzimmer ohne Mann genannt: doch fängt gegenwärtig der Name Mamsell auch schon an, unfrisirten Haubenstöcken gegeben zu werden: daher Mamsell Minchen, Röschen, Nanettchen.

war sehr gefällig, und wir redeten von allerlei, doch aber kam das Gespräch immer wieder auf mein Soldatwerden. Herr von Müffling hatte einen Band von der deutschen Uebersetzung des Polybius vor sich, worin er lesen wollte. Ich hatte auch viel von Polybius gelesen, und war mit der Historie dieses Schriftstellers bekannt. Daher räsonnirten wir lange über die Kriegskunst der Alten, von welcher wir aber beide wenig verstanden. Der Leutenant von Drygalsky war die dritte Person.

Endlich kamen wir unserm Zwecke näher: wir kamen auf gewisse Punkte, welche mir Herr von Müffling zu erfüllen versprach. Einige davon sind freilich gehalten worden, aber — — —: doch ich enthalte mich aller Anmerkungen, die sich mir hier aufdringen wollen: vielleicht theile ich dergleichen einmal in meinem Alter — wenn nämlich das gute oder schlechte Schicksal mich alt werden läßt — der Welt mit, unter der Aufschrift: Bemerkungen eines alten Soldaten über das Soldatenwesen überhaupt, und über das Preußische insbesondere. Ein Musketier sieht oft mehr, und richtiger, als mancher Herr Officier, sammt seinem König. Diesen fehlt es an geschärftem Gefühl dazu. —

Herr von Müffling both mir 8 Louisd'ors Handgeld, und drang in mich, daß ich jetzt gleich entweder ja sagen, oder alles abbrechen sollte: und

ich sagte — Ja. So war ich also angeworben. Nun ließ der Hauptmann einschenken, was das Zeug hielt, und da ich die Schnurre noch von der vorigen Nacht im Kopfe hatte, so war es natürlich, daß ich derb besoffen ward. Ich ging nach der großen Wachtstube, machte mit allen Soldaten, die da waren, Brüderschaft, und war nun seelenfroh, daß ich — Soldat war. Die Nacht über schlief ich in der großen Wachtstube, und zwar auf der Pritsche, obgleich Herr von Müffling mir in der Officierstube ein Bette hatte bereiten lassen.

Man sollte denken, daß ich früh die Sachen anders, als den vorigen Abend angesehn, und mich derb über meinen unbesonnenen Schritt werde gekränkt haben. Das war aber nicht so: meine Stimmung hatte sich nicht geändert, und als ich erwachte, freute ich mich noch immer über das, was ich gethan hatte. Das Grundgefühl von Rache, die Sehnsucht nach Ruhe, nebst der täuschenden Erwartung der Dinge, die jetzt alle kommen würden, unterhielten die Spannung meiner Seele, und versetzten mich zu sehr außer mir, als daß ich meinen damaligen gegenwärtigen Zustand hätte nach der Wahrheit prüfen und werthigen können. Ich sprach mit dem Hauptmann so unbefangen, als wenn ich schon zehn Jahre bei den Soldaten gewesen wäre. Herr von Müffling freute sich über dies mein aufgeräumtes Wesen, und

wiederholte mir sein Versprechen, daß ich es gut bei ihm haben sollte.

Ich hatte schon am vorigen Abend auf Begehren des Hauptmanns einen Zettel an den Prorector geschrieben, und ihm berichtet, daß ich aus gewissen Gründen Soldat geworden wäre. Das war nun freilich unnöthig: denn der Prorector hat in solchen Dingen nichts zu verfügen. Der Hauptmann fragte mich, ob ich noch haben wollte, daß er den Zettel an den Herrn Schulze abschicken sollte: ich bejahte es, und Zutzel, der Unterofficier, muste ihn hintragen. Herr Schulze ließ dem Hauptmann wieder sagen, daß er ihm zu mir gratulire. Auf meine Frage, was Schulze für eine Mine gemacht habe, antwortete Zutzel, er habe gelacht, und seiner Frau die Sache mit Lachen erzählt. Das ärgerte mich. Der Unbefangene findet aber freilich manches nicht so wichtig, als der Befangene — im Taumel. Wohl dem, der hierdurch allmälig ein Körnchen vom Salz der Weisheit einsammelt, um nichts wichtiger zu finden, als es — ist.

Ich wurde noch auf der Hauptwache eingekleidet, und kam zu dem Unterofficier Zutzel ins Quartier: das war am dritten Weinachtstage, 1783.

Aber nun kam der Lärmen in der ganzen Stadt herum, und alle Straßen, alle Kneipen, alle vornehme Zirkel und alle Puffteller ertönten von der einzi-

gen Nachricht: „Magister Laukhard ist Soldat geworden!“ Man schrieb es gar weit und breit herum. — Wer die Hallenser kennt, der weis, daß das rechtes Wasser auf ihre Mühle war. Ich habe wenig Oerter gefunden, wo der vornehme und der niedrige Pöbel so neugierig wäre, als in Halle. Wenn etwas zu sehen ist, und sey es auch noch so unbedeutend, so läuft gleich alles zusammen, bleibt stehen, und gafft halbe Tage lang, als wenn eine Kaiserkrönung zu sehen wäre. An den Verlust, den dieses Stillstehn/ des Erwerbstandes nach sich zieht, denkt man nicht. Sodann werden alle Neuigkeiten, alle Mähren, sie mögen wichtig oder läppisch seyn, in allen Zirkeln herum ausposaunt, und ohne alle weitere Untersuchung geglaubt. Womit wollten die vielen Haar: und Bart: Putzer ihre leerköpfigen Kunden in Halle auch sonst unterhalten? Wie still würde es in den Damen: Klubs zugehen, wenn sie das Höckerweiber: Geschäfte unter ihrer Würde finden sollten! Wie mancher Herr Professor, Student, Bürger und Soldat würde vom Langweilen: Fieber ergriffen werden, wenn er an der Zeitverkürzung der Janhagelschaft keinen Antheil nehmen könnte! Jetzt, da ich dieses schreibe, trödelt man so viele sich selbst widersprechende Mähren über den Feldzug gegen die Neufranken herum, daß einem die Ohren davon gähnen möchten. Insbesondere verstehn die Herren,

welche den Rathskeller besuchen, und die Gesellschaften bei Sandern, dem Branteweinschenken, recht derb zu kanngießern, und die politischen Possen und Stadtmärchen jeder nach seiner Art auszuschmücken. Also war auch ich damals die Mähre des Tages: viele Philister, Mensher, und ander Grobzeug, kamen vor das Haus, wo ich logirte, mich zu sehen, und zu schauen, wie mir die Montur wohl stehen möchte. Ich ging diesen Tag einigemal aus, und jedesmal begleitete mich ein Haufen Jungen, Mensher, Studenten und Philister.

Die Kinder sangen sogar: Laukhard hin, Laukhard her, Laukhard ist ein Zottelbär! — Andere: Laukhard hin, Laukhard her, Laukhard ist kein Magister mehr! — Und das alles sah und hörte Laukhard mit vieler Gleichgültigkeit. Wohl ihm, daß er Fassung und Selbstgewalt genug hatte, als ein isolirter Diogenes bei dem allen kalt zu bleiben! Man hatte ihn vorher hier und da degradirend genug dazu behandelt. Denn wer kann sich selbst noch achten, wenn Andere sich bemühen, ihn politisch zu zernichten! Aber so säget man die Menschen ab! — Uebrigens reiniget das Recensenten-Wesen von der Galle, und schafft manchem milzsüchtigen Thoren, Schurken und Müssiggänger, wo nicht immer Geld, doch Zeitvertreib.

Gegen Mittag schickte mir Herr Schulze zwei Studenten, und ließ mir sagen, daß wenn ich wieder los seyn wollte, und Mittel dazu angeben könnte, er bereit wäre, alles für mich thun. Ich schrieb ihm einen lateinischen Brief, dankte ihm, und bezeigte, daß das wohl nicht mehr gehen würde: wenn er aber mich befreien könnte, hätte ich nichts dawider. — Ich wußte aber schon, daß dieses nicht mehr möglich war. — — —

Meine Bekannten und Freunde unter den Studenten, besonders einige meiner Landsleute kamen häufig und mit Thränen in den Augen zu mir, und baten mich, doch Himmel und Erde für meine Befreiung zu bewegen: es würde ja alles noch gehen. Ich wurde sehr gerührt durch die Vorstellungen der ehrlichen gutmeinenden Jünglinge, besonders durch die Thränen meines Stubers, Sohns des schon im ersten Theile mehrmals genannten Pastors von Flonheim, dann des Rebenacks und des Kiefers. Die guten Leute nahmen sich meiner sehr thätig an, ohnerachtet ich es verbath. Sie liefen mehrmals zum Hauptmann, und als dieser sich nicht so erklärte, wie sie es wünschten, bombardirten sie den damaligen General des Regiments, den Fürsten Adolph von Anhalt-Bärenburg. Der Fürst versprach den Studenten, um sich von ihnen los zu machen, daß er mich selbst vernehmen, und dann resolviren wollte,

was Rechtens wäre. Als ich diese Nachricht hörte, hatte ich genug, und erklärte den Studenten, daß alle ihre Mühe verlohren wäre: es würde bleiben, wie es wäre.

Nachmittags schrieb mir auch Herr D. Semler einen großen lateinischen Brief, welchen ich, 1787 nebst mehr andern Schreibereien mit nach Hause nahm, und zu Wendelsheim zurück ließ. In diesem Briefe erschien das edle Herz des guten Mannes auf eine sehr sichtbare Weise. Ich hätte, schrieb er, dergleichen nicht unternehmen können, wenn ich nicht allen Glauben an die göttliche Vorsehung verlohren hätte: dieser Glaube sey das höchste Gut des Menschen: man müsse ihn beibehalten, gesetzt auch, er sey Vorurtheil. Hätte ich mich in meinen übeln Umständen, die ihm nun recht gut bekannt wären, mich an ihn gewandt, so würde er wohl Wege zu meiner Beruhigung entweder selbst eingeschlagen, oder sie mir doch gewiesen haben. Indessen sey das nun einmal nicht mehr zu ändern; deswegen sollte ich auf eine Zeitlang Geduld haben, und erwarten und hoffen, daß alles könnte verbessert und für meine Ruhe gut eingerichtet werden. Auf ihn sollte ich mich immer verlassen: er würde mir immer Freund und Beistand seyn: se enim nemini esse alienum, multo minus ei, quem sciret esse infelicem, quocunque modo adversa fuerit accita

fortuna. Am Ende ermahnte er mich, ja fleißig zu studieren: die Studia wären wahrer Balsam für Unglückliche. Dabei führte er mir einige Stellen aus Cicero und Ovidius an. Semlers Brief rührte mich im Innern meiner Seele: ich kannte den Mann und wußte, daß seine Worte Realitäten bezeichneten. Ich habe selten den Worten getraut, womit mir jemand seine Freundschaft und Dienste beweisen wollte: aber bei den Worten einiger redlicher Männer machte ich immer eine Ausnahme, und das war auch bei Semlern der Fall. Semler war der wohlwollendste, thätigste Menschenfreund.

Den folgenden Tag — es war ein Sonnabend — war ich viel ruhiger, als den vorigen: ich konnte über alles, was mir begegnete, gehörig nachdenken; und wenn ich nun so meine vorige Lage mit der gegenwärtigen verglich, fand ich diese eben nicht sehr schlimm. Mein natürlicher Leichtsinn kam mir hier, wie sonst bei vielen Vorfällen meines Lebens, zu statten: ich legte alles auf die leichte Achsel. Es wird schon alles noch gut werden, dacht ich; und wenns nicht gut werden will, je nun, am Ende bleibt dir doch das Mittel übrig, welches keinem Menschen entsteht — das Pistol oder der Strick. Auch in dieser Vorstellung lag damals Beruhigung und etwas Angenehmes für mich. Die stoische Philosophie ist wahrlich kein dummes System, und der Mensch,

welcher sich mit ihren Grundsätzen vertraut macht, kann unmöglich verzweifeln. Denn was die Moralisten, insbesondere die Pfaffen sagen: Selbstmord sey allemal Verzweiflung, ist mit der gnädigen Erlaubniß dieser Herren so wenig wahr, als er allemal Kleinmuth oder Verbrechen ist. Ich habe meine guten Gründe für diese Behauptung. Meine Leser werden daher nicht zürnen, wenn ich ihnen meine Gedanken so ganz trocken hinlegr. Ich gehöre nicht zu denen, welche aus Heroismus, zur Ehre Gottes oder zum Preis der Tugend alles Unglück und alle Noth gern ertragen möchten. Würde ich meinen Zustand übermäßig elend fühlen, so würde ich ihn schon endigen. Alle Gründe und Beweise für die sogenannte allwaltende Vorsehung, wie diese von Leß, Hermes und Jerusalem beschrieben wird, haben mich niemals überführen können. Ich will gern jedem seinen Glauben in diesem Stück lassen, und es jedem gern gönnen, in dem Vertrauen auf die göttliche Vorsehung und Regierung der Welt seine Beruhigung zu finden: aber mir muß man es auch lassen, daß ich mich auf eine gewisse fatale Verkettung der Dinge gründe, und dadurch mein Schicksal mir erleichtere. Mein Fatalismus hebt die Freiheit nicht ganz auf, und ist daher unschädlich. Friedrich der Große, und sein scharfsinniger Commentator, Schulz in Gielsdorf, lehrten das

auch *p*). Wer sich aber an diesem meinen offenherzigen Bekenntniß stoßen will, der muß sich noch mehr an den Leiden des jungen Werthers von Göthe stoßen: diese gehen dogmatisch zu werke, da ich es blos historisch thue. Doch was hilft hier disputiren! Wem es wohlgeht, erschießt oder erhängt sich nicht; und wem es so übel geht, daß ers thut, dem ists zu verzeihen: Er geht mehr mechanisch, als moralisch zu Werke. Und darum hob Friedrich II. die schändlichen Strafen dafür auch auf.

Sonntags früh wurde ich zum Fürsten geführt: er bewies mir in Form Rechtens, daß ich mich wirklich hätte anwerben lassen, und folglich Soldat bleiben müßte. Er sprach mir noch allerhand Trost zu, der aber bei mir nicht anschlug: Zutzel hatte mir den Herrn Fürsten schon den Tag vorher näher beschrieben. Man legte mir ohne weitere Complimente den Soldaten-Eid vor, und ich schwur ihn: und so war mein Herr Soldat völlig fertig.

Mein Handgeld wollte mir der Hauptmann zwar übergeben, doch stellte er mir vor, daß ich besser thäte, wenn ichs in seinen Händen liesse: ich würde sonst drum geprellt werden. Er hatte Recht!

---

p) Versuch einer Anleitung zur Sittenlehre für alle Menschen. Berlin 1783.

Auf der Revüe 1787 hatte ich noch einen Rest davon. Freilich muste ich jedesmal, wenn ich etwas haben wollte, mein eigen Geld gleichsam herausbetteln, wenigstens genau angeben, wozu ich es haben wollte: allein da dieses Benehmen des Herrn von Müffling, zu meinem Nutzen abzweckte, so hat es mich niemals verdrossen, so empfindlich mir es sonst ist, wenn man mir Unrecht thut.

Der Hauptmann wollte mich zu Cheminon ins Quartier legen, allein da Zutzel mir Anfänglich nicht übel gefallen hatte, und ich bei Cheminon nicht gern seyn wollte, weil immer Studenten hinkamen, so bath ich den Herrn von Müffling, mich bei Zutzeln zu lassen. Er wollte mirs freilich nicht versagen, und sagte mir gleich, Zutzel sey ein wunderlicher Mensch, und seine Frau sey vollends des Satans; ich möchte also sehen, wie ich mit ihnen zurecht käme. Um mich indeß mehr zu sichern, schärfte er beiden ein, mit mir ordentlich umzugehen, und nicht zu machen, daß ich klagen müste. Würde man mir aber dennoch etwas in den Weg legen, so sollte ich es ihm nur gleich anzeigen: er wollte dann seine Sachen schon machen u. s. w. Wie übel ich aber für mich gesorgt hatte, wird die Folge ausweisen.

Der andre Soldat, der mit mir bei Zu Peln lag *), hieß Trautwig, und war ein sehr guter treuer Bursche, der mir gerade alles that, was er nur von weitem errathen konnte, daß es mir gefallen würde.

Ich schafte mir nun alles an, was der Soldat so an Kleinigkeiten haben muß, Bürsten, Haarwachs, Kreide, Thon, Puder, und andre Kleinigkeiten, welche zur sogenannten Propretät erfordert werden. Meine Gewährs-Sachen habe ich immer von Andern, wenn ich nämlich nicht für gut fand, es selbst zu thun, rein machen lassen.

---

*) In der hallischen Garnison liegen gemeiniglich zwei unverheurathete Soldaten bei einem Verheuratheten, der ihnen Holz, Licht und Bette geben muß, dafür aber den Königl. Servis, d. i. die Miethe zieht. Es steht den Verheuratheten frei, sich nach Gefallen einzumiethen: und da diesen das Wohlfeilste das Beste ist, und sie folglich sehr schlechte Wohnungen miethen; so ergiebt sich von selbst, daß manche Inkonvenienz bei diesen Quartiren vorfällt. In dieser Absicht solte billig eine Aenderung getroffen werden. In Magdeburg ist die Einquartirung besser: der ledige Soldat liegt da blos beim Bürger.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Meine erste Lage bei den Soldaten.

Mein Wirth, der Untrrofficier Zützel, war ein äusserst schnurriger Mensch, von hämischem Karakter, der sich so recht freute, wenn er jemanden einen Stein stoßen konnte. Ich muß ihn etwas näher beschreiben, vorher aber anmerken, daß die meisten Unterofficiere, die ich habe kennen lernen, Preußische sowohl als andere, eine große Aehnlichkeit mit den Verschnittenen haben, welche die Weiber im Orient bewachen müßen. Da sie, wie diese, ihren Vorgesetzten auf eine ganz vorzügliche Art, und noch unendlich mehr als der gemeine Bursche unterworfen und gehorsam seyn müssen, auch sehr oft mishandelt und belastet werden, so suchen sie ihren Unmuth und ihre beleidigte Eigenliebe an den Soldaten auszuüben, wie jene an den Weibern; werden aber auch nicht selten von den pfiffigen Burschen angeführt, wie die schwarzen Kastraten von ihrem intriganten Frauenzimmer: dies nebenher.

Zutzel mit seiner Eheliebsten war sehr fromm, das heißt, er las alle Tage in einer alten dicken Po-

stille, und ging alle Sonntage regelmäßig zur Kirche. Er ist, wie er mir selbst oft gesagt hat, recht froh gewesen, als man ihn zum Abend- und Früh-Visitiren ernannt hat — blos weil er dadurch vom Wachtthun befreit wurde, und also jeden Sonntag die Kirche besuchen konnte, welches bei den Dienstthuenden den Monat zweimal wegfällt. Vom lieben allmächtigen Gott wußte Zutzel sehr viel zu reden, wie auch vom frommen Könige und Propheten David, vom lieben Gebet und andern dergleichen Dingen. Bei jeder Gelegenheit kam so was Gesalbtes vor: aber man denke ja nicht, daß dieser Mensch nicht auch geflucht habe. Es giebt wohl keinen Bootsknecht bei der ostindischen Kompagnie, der besser fluchen und schwören könnte, als Freund Zutzel: beten und fluchen war bei ihm in einem Oden. Bei diesen Tugenden besaß er, wie manche seines Gleichen, eine große Fertigkeit im Branteweinsaufen, den er sich jedesmal selbst holte, und mit seiner Eheliebsten — welche ein ganzes Nößel doch immer noch ein Tröpfchen nannte — in bona pace verzehrte. Nichts war possirlicher anzusehen, als wenn Freund Zutzel da saß mit dem Seitengewähr, und einen blauen Mantel um hatte, eine schwarze Pudelmütze auf dem Kopf, die Brille auf der Nase, die Schnappspulle vor sich, und so — Strümpfe stopfte, oder strickte, welches beides er aus dem Fundament verstand.

Die Madam Zutzel war ordentlich gemacht, einen Mann unter die Erde zu bringen, wenn er weniger unempfindlich gewesen wäre, als der ihrige. Einer war ihr schon davon gelaufen, weil er ihre absurde Grillen nicht weiter vertragen konnte: darauf war sie geschieden worden, und so hatte sie Freund Zutzel genommen. Den ganzen langen Tag nörgelte sie, besonders wenn sie besoffen war, zankte mit ihrem Manne und ihren Soldaten, und wenn sie nichts zu zanken hatte, so schlug sie ihren Hund Perl oder ihre Katze Minette.

In diesem Quartire lag ich nun! Wie wirds da dem armen Schelm gegangen seyn? werden meine gutmüthigen Leser ausrufen: und wenn sie das thun, so will ich ihnen mit einem Worte antworten: sehr schlecht, meine Herren! Einige Pröbchen.

Ich fing gleich, wie es sich von selbst versteht, an zu exerciren, und zwar in Zutzels Stube. Freilich lernte ich nicht schnell: theils war ich des Dings nicht gewohnt, theils dachte ich, Zeit genug zu haben, diese große Kunst, welche hauptsächlich in der gleichmäßigen Fertigkeit und Akkuratesse besteht, und vom dümsten Bauerjungen begriffen wird, zu erlernen. Daß ich nun nicht fluchs lernte, ärgerte meinen Zutzel, und er klagte mich beim Hauptmann als einen Menschen an, der viel zu dumm und zu tückisch zum Exerciren sey. Herr von Müffling verschwieg mir

das nicht, und ich konnte mich nicht besser rechtfertigen, als wenn ich fleißiger und aufmerksamer ward. Das ward ich, und Zutzels Klagen von dieser Seite fielen weg.

Freund Zutzel war gewohnt, mit den Rekruten, die er übte, umsonst zu frühstücken. Einige Zeit überließ ich mir das auch gefallen: allein da er gar anfing zu fordern, wies ich ihn ab, und trank meinen Schnapps für mich allein. Das verdroß ihn häßlich. Da er nun sahe, daß ich oft mit andern Kameraden zur Frau Buchin oder auf die Bäckerherberge ging, so beschrieb er mich dem Hauptmann als einen Trunkenbold, der täglich in den Kneipen säße, sich voll söffe, und sich von andern prellen ließe. Der Hauptmann ließ dieses Vorgeben durch den Feldwebel untersuchen, und da er keine Excesse fand, schwieg er. Der Feldwebel Wurm rieth mir aber, wenn ich ausginge, sollte ich nur den Unterofficier nicht wissen lassen, wohin: der sey ein Kalefaktor *), vor dem man sich hüten müßte.

---

*) Kalefaktor heißt bei den Soldaten ein Officiers-Bedienter, der einheitzen und andere Handdienste verrichten muß, und zugleich Soldat ist. Dieser Name wird aber auch denen aus Spott zugelegt, die bei den Vorgesetzten alles Nachtheilige, was sie von ihren Cameraden erfahren, anbringen. Daher das Zeitwort Kal'faktern.

Ein Student aus Westphalen, Namens Hüking, hatte mich zu einer Nachmittags-Schmauserei eingeladen. Weil aber Freund Zutzel nicht dabei seyn konnte, so misgönnte er mir dieses Vergnügen, und machte mir weis, der Hauptmann wolle denselben Nachmittag zu uns kommen und sehen, wie weit ich im Exerciren gekommen wäre. Also lauerten wir bis Abends um sechs Uhr, und es kam kein Hauptmann. Zu Herrn Hüking hatte er gesagt, der Hauptmann wollte nicht zugeben, daß ich Studenten besuchen dürfte. Ich entdeckte diese Kabbalistik, und als ich mich beim Herrn von Müffling darüber beschwerte, wußte dieser von nichts, und erlaubte mir, Studenten zu besuchen, wenn und so oft ich wollte.

Aber nun ein Stückchen von schändlicherer Art. Es war uns ein Soldate desertirt, dessen hinterlassene Sachen Zutzel in die Kammer gelegt hatte, wo Trautwig und ich schliefen. Etwan acht Tage hernach wollte Zutzel die Sachen wegtragen, und siehe da, es fehlten einige Stücke an der Wäsche. Ohne weiter zu untersuchen, ob das jetzt Fehlende nicht schon vorhin gefehlt habe, behauptete er: entweder Trautwig oder ich müste sie verkauft oder versetzt haben. Trautwig nahm das Ding sehr übel, und suchte mich sogleich auf, um mir diese Beschuldigung mitzutheilen. Ich lief zu Hause, und nun gabs

schöne Auftritte: wir schlugen uns bald mit einander. Unsern Hauptmann fand ich nicht zu Hause: Zutzel aber wußte, daß er beim Obersten war; er ging also hin, und klagte uns an. Herr von Müffling schwieg für den Tag, und befahl dem Unterofficier bei Fuchteln und Arrest, zu uns von der Sache nichts zu sagen: er würde das Ding selbst untersuchen.

Früh ließ mich Herr von Müffling zu sich holen, und fragte sehr freundlich, ob ich nichts um die verlohrne Wäsche wüste? Er supponire zwar nicht, das ich selbige genommen hätte, allein mein Kamerad könnte es doch gethan haben: und wenn ich davon wüste, sollte ich es nur sagen; es sollte verschwiegen bleiben, ja es sollte sogar keine Strafe erfolgen, weil er die Sache ersetzen wollte! Ich leugnete alles, weil ich wirklich nichts wuste, und der Hauptmann war sehr in Verlegenheit, was er thun sollte.

Es vergingen mehrere Tage: die Sache blieb wie sie war, und wir musten manche Anspielungen von Zutzeln anhören, worauf allemal ein derbes Gezänk folgte. Endlich auf einen Sonnabend kam eine alte Frau zum Feldwebel Wurm, welche für den desertirten Soldaten gewaschen hatte, und zeigte an, daß sie noch einige Wäsche von diesem habe, welche sie an die Kompagnie abgeben wollte. Und siehe da, die Wäsche war die verlohrne. Wurm

zeigte die Sache alsobald dem Kapitain an, und der gute Angeber erhielt den folgenden Sonntag bei der Kirchenparade durch den Fähndrich Roeder fünf und zwanzig derbe Fuchtel. „Das ist, sagte der Kapitain für Lug und Trug und Fikfakkerei *): wer mir einen Soldaten fälschlich angiebt, der kriegt seine fünf und zwanzig Fuchtel aus dem Salze.“ Es war mir, ohnerachtet der groben Beleidigung, die mir Zutzel zugefügt hatte, doch unangenehm, daß er so war gestraft worden: wer aber das Ding mit kaltem Blute überlegt, wird finden, daß er sich sehr grob vergangen, und die Fuchtel verdient hatte. Freilich mochte er wohl geglaubt haben, daß er die fehlende Wäsche in unsre Kammer wirklich gebracht hätte: aber da hätte er vorher besser zusehen und nicht auf sein bloßes Dafürhalten gleich unschuldige Leute des Diebstahls beschuldigen sollen.

Der Hauptmann nahm hierauf Zutzeln die Soldaten, und legte mich zu einem gewissen Müller, wo es mir besser ging. Zutzel beging hernach die Tollheit, und begab sich freiwillig in Arrest: allein da ihm Herr von Müffling schlimmere Folgen von diesem Schritt vorstellte; so besann er sich eines bessern, und ging zu Hause.

---

*) Ein Soldaten-Wort zu Halle: es bedeutet so viel, als listiges Hinterbringen.

Daß von dieser Zeit an mein Exerciermeister Zutzel werde gesucht haben, mir beim Exerciren seine Ungnade sehr merkbar zu machen, daß ich mich aber auch besser angriff, läßt sich denken. Schlagen und schimpfen durfte er ohnehin nicht, und so hatte ich eben nicht viel von ihm zu fürchten.

Mit meinen Kameraden lebt ich in gutem Vernehmen, und gleich wie ich ehedem mir den Burschenkomment bald eigen machte, so lernte ich auch in kurzer Zeit jetzt den Sodatenkomment, der aber freilich, weil manches dahin Gehörige, versteckt ausgeführt werden muß, weit schwerer in seiner Theorie und Praxis ist, als der der Burschen.

Meine Leser kennen mich schon so viel, daß sie mir ohne Mühe glauben werden, wenn ich ihnen sage, daß ich die Soldaten-Kneipen fleißig besucht habe, namentlich die Preußische Krone, die Kutsche, die Frau Buchin — ja auch manchesmal die Knochenkammer und Meister Philipp Schauffert. Wo soll der Soldat auch sonst hingehen? was soll er machen? Soll er zu Hause sitzen, und sich mit Grillen herumschlagen? Vornehme Gesellschaften sind für ihn ja verschlossen: also, da der Soldat meist rasch und ohne Umstände ist, so sucht er Gesellschaften seines Gleichen, und findet sie in den Bier- und Schnapps-Kneipen.

Daß mir diese Gesellschaften bas behagten, ist keinem Zweifel unterworfen. Sie hatten die meiste Aehnlichkeit mit dem Gießer Burschen-Komment, an dem ich einmal gewohnt gewesen war. Zudem muß ich hier einmal für allemal sagen, daß meine Kameraden von der ganzen Garnison mich alle gern um sich hatten, und mir mit einer gewissen Art von Distinktion begegneten. Wer ist aber nicht gern bei seines Gleichen, wenn er mit einiger Auszeichnung behandelt wird! Jeder Soldat, den ich Du hieß, rechnete es sich zur Ehre, der Dutzbruder eines gewesenen Magisters zu seyn. Außerdem ist auch die Lebensart unsrer Soldaten bei weitem so rüde und roh nicht, als sich mancher wohl vorstellt, der sie weniger kennt: denn obgleich unsre Leute den Französischen Truppen in diesem Stück, wie in sehr vielen andern, noch weit nachstehen, so ist doch gewiß, daß viele unter ihnen recht wohl gezogen und artig sind. Freilich werden die Soldatengesellschaften ekelhaft und fatal, wenn die Exercierzeit ist, und die Landbeurlaubten sich in der Garnison einfinden. Diese sind meistens Bauern, Bergleute oder Tagelöhner, und haben neben ihrer angeerbten Grobheit und Ungeschliffenheit, auch noch einen hohen Grad von dummen Stolz und Impertinenz, wodurch ihr Umgang höchst abgeschmackt und ekelhaft ausfällt.

In Rücksicht der Liebschaften ahmen unsre Soldaten den Jenischen Studenten nach *): denn gleich wie diese fast alle ihre Scharmanten haben, so haben unsre Leute, die Ledigen, auch fast alle ihre Liebschen. Was das aber auch immer für welche sind — läßt sich leicht denken. Herr von Müffling moralisirte einst über diese Creaturen, und schloß seine Rede mit den Worten: „So gehts aber! wenn die Beester das halbe Land ausgehurt haben, dünken sie doch noch für einen Soldaten gut genug, und mehr als zu gut zu seyn. Einen Achtgroschenmann **) denken sie, kriegen mir noch immer!" Dieses Urtheil, welches sich auf Erfahrung gründet, ist sehr wahr. Die Mädchen, welche von den Soldaten karessirt werden, sind größtentheils aus der niedrigsten Klasse, und von der schlechtesten Lebensart — Soldatentöchter gemeiniglich, die da denken, sie müßten in der Freundschaft bleiben. Ihre Liebschaften spinnen sie meistens auf der Straße, oder in den Kneipen an. In den Soldaten-Kneipen nämlich wird fast täglich musicirt: freilich höchst elend,

---

*) Die Herren Jenenser mögen mir diese Vergleichnng zu gute halten: vor fünf Jahren war es noch so, und soll nach dem Berichte glaubwürdiger Zeugen auch noch jetzt so seyn. Wenns aber ja nicht mehr so ist, so bitte ich recht sehr um Vergebung!

**) Oder Soldaten.

aber es kann doch dabei getanzt werden, oder mit andern Worten, man kann doch nach dem Takt Bocksſprünge machen, und das iſt für den Geſchmack der beſagten Nymphen genug. Wer nun Luſt hat, eine Liebſchaft von der Art anzufangen, der darf nur dieſe Oerter beſuchen, und da wird er ſchon ankommen. Freilich ſind die Gegenſtände, wenigſtens in moraliſcher Rückſicht — denn im Geſicht und Schnitt ſehen einige noch ſo halbwege aus — von ſehr trauriger Art, und unterſcheiden ſich von den Bordelnymphen beinahe blos durch Concentration, wie Freund Yorik ſagt. — Was für Folgen von daher auf die Geſundheit der Soldaten entſtehen, kann man daraus abnehmen, daß die Herren Feldſcheerer zuweilen eine gewiſſe Beſichtigung vornehmen müſſen, die von den Soldaten Schw[illegible] Viſitation genannt wird.

Dennoch iſt der Soldat oft froh, wenn er mit ſo einer Kreatur zuſammen kommen kann: ſie ſorgt nicht nur für ſeine thieriſchen Bedürfniſſe, ſondern nährt ihn oft noch obendrein. Bei dieſem Stande iſt es nicht, wie bei andern, wo die Mannsperſon dem Frauenzimmer kontribuiren muß; denn der Soldat läßt ſich für ſeine Aufwartung belohnen, und das Mädchen muß losziehen, wenn es will, daß ihr Galan Stich halte. Daher kommt es auch, daß viele Menſcher ihre Kleider im Fall der Noth

verkaufen oder versetzen, und ihre Burschen, oft auch einen Herrn Officier, aushelfen: besonders ist das bei alten verschabten abgenutzten Dirnen der Fall. Ja, ich habe sogar einige gekannt, die das Verdienst ihres niederträchtigen Hurengewerbes x) ihren Liebhabern hernach hingaben. Diese wußten zwar um die Natur des Erwerbes, wurden aber nicht böse, da das Gelöste ihnen zufiel.

Aber was wird denn endlich aus dergleichen Kommers? Je nun, wies kömmt! Sehr oft werden die Leutchen getraut, und leben hernach so gut sie können, wie Mann und Frau. Daß die meisten dieser Ehen sehr unglücklich, größtentheils kinderlos, und selbst dann, wenn Kinder daher kommen, für den Staat wegen der nothwendig schlechten Kinderzucht, von gar geringem Nutzen sind, läßt sich ohne große Untersuchung abnehmen. Der Soldat, welcher so heurathet, thut doch für sich eben nicht unrecht. Soll er denn ewig im Quartier bei andern

---

x) Stat meretrix parvo cuivis mercabilis aere.
Et miseras jusso corpore quaerit opes,
sagt Ovid. Vor acht Jahren hörte ich gar einen Professor seinem Bedienten auftragen: daß er ihm ein Mädchen schaffen sollte; aber ja nicht höher als 18 Pf. — Für dieses aes parvum, das der geizige Mann jedoch öfters ausgab, hat er endlich seine Gesundheit ruinirt, sich überall Körbe zubereitet, u. dgl. — Aber so gehts! —

liegen, wo er gleichsam wie im Gefängniß sitzen muß? Lieber nimmt er sich eine Frau, wie er sie kriegen kann, und dann ist er doch gewissermaßen sein eigner Herr. Daher kann ichs keinem verdenken, der heurathet, gesetzt auch, er müste eine Nymphe von gewöhnlichem Schlage nehmen.

Was ich hier von den Soldatenschätzchen gesagt habe, ist zwar meistentheils wahr: doch giebt es einige, obgleich seltenere Ausnahmen. Dann und wann geräth wohl einer an ein ehrliches Mädchen, mit der er, so viel sein Stand und seine Lage es erlauben, ruhig, vielleicht auch glücklich leben kann; aber der Anblick der meisten Soldaten-Ehen verleidet jedem Nachdenkenden eine Verbindung von der beschriebenen Art.

Aber ich will meine Leser nicht länger bei einem Gegenstande aufhalten, worüber sich sonst gar vieles sagen ließe.

In solchen Kommerschen, wo getanzt und lustig gelebt wurde, befand ich mich öfters, und war allemal froh, wenn ich mich da mit einigen unterhalten konnte, die nach meinem Geschmack waren. Man kann wirklich mehr nach Geschmack seine Kameraden bei den Soldatrn wählen, als bei den Studenten: wer mir dort nicht gefällt, den lasse ich gehn; aber bei den Studenten geht dieses, gewisser Verhältnisse wegen, nicht allemal an, vorzüglich wenn man mit

Landsleuten oder Ordensbrüdern umgeben ist. Ich hatte besonders mit einigen Franzosen, die ihre Sprache gut redeten, Umgang, und da ich seit sehr langer Zeit nicht mehr französisch zu sprechen Gelegenheit gehabt hatte, so war es mir lieb, mir bei ihnen die verlohrne Flüchtigkeit im Reden wieder zu verschaffen. Oft hab ich die Bemerkung gemacht, daß eine vier Wochen unterlassene Uebung in einer Sprache die Fertigkeit im Reden gleich hemmt; eine Uebung aber nur einige Tage fortgesetzt, dieselbe wieder herstellt.

Daß ich auch bei den Soldaten ein Fuchs war, und als Fuchs geprellt worden bin, läßt sich leicht abnehmen. Oft mußte ich für meine Mitkonsorten die Zeche bezahlen, bald ihnen Geld borgen, das ich niemals wieder bekam, bald mich sonst anführen lassen. Allein das ist einmal nicht anders: Füchse müssen geprellt seyn, und unter dem Militair giebt es eben so pfiffige, ja noch viel pfiffigere, als unter den Studenten.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Sturm und Sonnenschein.

Das deutsche Sprichwort: Jung gewöhnt, alt gethan, — ich wiederhole es — ist sehr gegründet. Ich war, wie meine Leser schon wissen, von Jugend auf ans Trinken gewöhnt, und hatte hernach diese schöne Gewohnheit so fortgesetzt, daß ich zwar dann und wann einige Pausen, selbst recht lange Pausen machte; aber doch immer wieder zur alten Unart zurückkehrte. Als ich Soldat ward, faßte ich den festen Vorsatz, nur nach Nothdurft zu trinken und dem Saufen gänzlich zu entsagen. Ich blieb diesem Vorsatz auch eine Zeitlang getreu, und konnte wenigstens schon Monate zählen, daß ich nicht betrunken war. Allein was helfen alle guten Vorsätze, wenn die Neigung aus Gewohnheit uns schon verdorben und verhunzt hat!

Ich war an einem Sonntage bei der Frau Buchin, wo ein gewisser Soldat, Bornmeister, mir stark zusetzte, und zum Trinken nöthigte. Der Kerl räsonnirte von vielerlei Dingen, und da er kein Dummkopf, und weit in der Welt herumgeflogen

war, als Schuhknecht, so räsonnirte er gar nicht übel. Ich will lieber einem gereiseten Schuhknecht, der kein Dummkopf ist, zuhören, als manchem Professor, der die Dogmatik herbetet. Locke ward erst durch den Umgang mit dieser Art Leuten praktisch, oder das, was Baco von Verulam an den Gelehrten foderte. Kurz, Meister Bornmeister zog mich an sich, und da kam es einst so weit, daß wir beide im Kopf warm wurden. Endlich, es mochte wohl neun Uhr seyn, sagte Bornmeister: „Hör', was sitzen wir da hier bei dem elenden Brantewein? komm, wir wollen wo sonst hinwandern!" Ich ging gern mit: denn wohin folgte ich nicht gern, wenn mich ein Trinkbruder einlud? Und Ehrgefühl, — du lieber Gott! Gießen und Ehrgefühl, — überhaupt Universität und Delikatesse! — Freund Bormeister führte mich also in die Halle, wo damals ein berüchtigter, jetzt aber ausgestorbener Pufkeller war: wir traten hinein, und blieben da bis gegen Mitternacht; dann verliessen wir diesen Ort der schmutzigen Freude, und wanderten oder stolperten vielmehr auf die Bruno's-Warte — Braune Schwarte in Halle genannt — wo gleichfalls ein solches berüchtigtes Haus anzutreffen war. Ich fand einige Studenten y)

---

y) Damals nämlich! heut zu Tage sind die Herren in Halle delikater. Ich bitte, meine Zeitpunkte genau

von meiner Bekanntschaft, mit denen ich mich so gut unterhielt, als mir es möglich war — mit meinem schweren Kopfe.

Indessen hatten die Unterofficiere mein allzulanges Aussenbleiben bemerkt, und rannten nun Straße auf Straße ab, um mich und den Bornmeister in allen Kneipen aufzusuchen. Endlich kamen sie auch in das Loch, wo wir uns befanden, und brachten uns nach Hause.

Am folgenden Morgen früh kam mein Kapitain, und nachdem er mir einen sehr derben Verweis gegeben hatte, ließ er mich in Arrest bringen, wo ich auf 12 Stunden krumm geschlossen wurde. Meinem Compagnon widerfuhr das nämliche. Es ist überhaupt eine sehr inkommode Sache, krumm zu liegen: man ist ganz gewaltig dabei schenirt! Mein Bornmeister machte sich zwar nicht viel daraus, da er an dergleichen Tractament schon gewöhnt war; ich aber hatte nie so etwas erfahren, und daher muste mich dieser Auftritt sehr auffallend inkommodiren. Früh Morgens wurden wir unsers Arrestes entlassen, und ich vergaß in wenig Tagen den ganzen Handel um so eher, da meine Kameraden mir begreiflich zu machen suchten, daß der Soldat

---

zu bemerken, um mir das oportet esse memorem nicht vorzurupfen.

keine Schande von Strafen hätte, außer denen für Diebstahl. Strafen an sich nämlich beschimpfen den Soldaten und den Officier überhaupt nicht, wohl aber die Ursache der Strafen. Ist diese beschimpfend und entehrend, so wird der Soldat selbst prostituirt, gesetzt auch, die Strafe sey noch so klein. Man erfährt dies beim Spiesruthenlaufen unwidersprechlich: der Dieb wird da am wenigsten geschont. Und das ist schon recht so! Aber leider rechnet man gar viele Excesse nicht unter die entehrenden, obgleich sie wirklich als solche angesehen werden sollten — Saufereien, Balgereien, Vernachlässigung des Dienstes, und andre Dinge, welche eben so gut ihren Verüber beschimpfen, als Diebstahl. Aber das ist so die eigne Moral der Stände! —

Da dies nun einmal so ist, so ließ ich mir den ersten Arrest nicht zur Warnung dienen, und zog mir bald einen zweiten zu. Ich wuste nämlich, daß ich damals, als unvertrauter Ausländer, schlechterdings um acht Uhr Abends zu Hause seyn sollte. Diesen Befehl übertrat ich oft, und dann musten mich die Unterofficiere überall aufsuchen. Das Aussenbleiben an sich hatte wohl wenig zu sagen: der Kapitain Müffling hatte das gute Zutrauen zu mir, daß ich nicht davonlaufen würde, und dieses Zutrauen habe ich auch niemals gekränkt oder gemisbraucht. Aber Ordnung muß einmal seyn, zumal

beim Militair. — Einstmals war ich auch weggegangen, und in einer Kneipe bis zehn Uhr oder wohl noch länger sitzen geblieben. Philister und Gnoten waren da in einer Gesellschaft, und mit diesen wuste ich mich so zu divertiren, daß die Kerls mir stark zutranken, wodurch ich eine Schnurre bekam, sitzen blieb, und die Zeit vergaß. Endlich kam der Feldwebel Wurm, welcher mich, wer weis wie lange, mochte gesucht haben, und brachte mich nach dem Arrest. Doch wurde ich diesmal nicht krumm gelegt, und schon früh um sechs Uhr nach Hause geschickt.

Das waren denn so die ersten Wehen, die ich bei meinem neuen Stand erfahren habe. Viel mehr als dieses, ist es auch nicht geworden. Ich muß freilich noch einige Excesse weiter unten anführen, allein das waren doch nur Kleinigkeiten, und wurden — einen ausgenommen, der am gehörigen Orte vorkommen wird — von meinen heroischen Studentenstückchen weit übertroffen. Das Studentenwesen verleitet überhaupt zu Gesetzlosigkeit, und verwöhnt uns für uns und Andere.

In ganz Halle hatte man ausgesprengt, ich wäre Soldat geworden, um die Jungfer Christel Dörnerin zu heurathen: man wußte meinen Umgang mit diesem Mädchen Allein man ward bald inne, daß das meine Absicht weder war, noch seyn konnte, und schwieg davon. Ich widerlegte selbst dieses Ge-

rücht recht ernstlich; aber wohl aus übertriebener Delikatesse, die sonst mein Fehler nicht war: denn wenn ein Herr Professor sich mit einem hübschen Mädel auf eine Viertelstunde einlassen kann, ohne auf Stand und dergleichen zu achten: warum ein Magister nicht auf immer? die Liebe läßt sich doch wahrlich durch einen gesetzlichen Machtspruch nicht so modificiren, wie man einen Bauerkerl durch den Korporalstock modificirt: Sonst müßten die Herren Moralisten und Regenten die untadelhaftesten Muster in der Liebe seyn!

Madam Cheminon hatte ein Mädchen, Namens Fiekchen — den Zunamen habe ich vergessen — zu sich genommen, weil das Mädchen Obdach suchte, und wöchentlich 16 Groschen zu verzehren hatte. Fiekchen war noch nicht 16 Jahre alt, sah sehr gut aus, und hatte durch ihr gutes Ansehen einen Studenten, S* aus M***, in sich verliebt gemacht. Dieser hatte ihr versprochen, sie zu heurathen, und bis dahin das Kostgeld für sie herzugeben. Anfänglich wurde Fiekchen gut gehalten, hernach aber verstoßen, weil sie den Respekt gegen das alte gebieterische Fegfeuer manchmal aus den Augen setzte, und, was das wichtigste war, endlich das Kostgeld ausblieb. In dieser traurigen Lage begegnete mir das arme Mädchen mit roth geweinten Augen. Auf meine Frage nach der Ursache ihrer Thränen,

erwähnte sie der Grausamkeit der alten Cheminon, von der sie nicht nur verstoßen, sondern auch unter dem Vorwande einer Schuldfoderung ihrer wenigen Kleider wäre beraubt worden. Dieses Unrecht brachte mich so auf, daß ich die Verlassene auf der Stelle mitnahm, und ihr versprach, für sie zu sorgen — und das, lieben Leser, aus der reinsten Absicht. Unglückliche gingen mir von jeher nahe, und fremde Beleidigungen wieder ins Gerade bringen helfen, war stäts meine Sache.

Meine Wirthin, die Müllern, welche viel auf mich hielt, und mir in allem gern willfahrte, hätte das arme Mädchen den Augenblick aufgenommen, wenn sie nur Platz dazu gehabt hätte: — doch besorgte sie ihr ein wohlfeiles Obdach, und verköstigte sie auf meine Kosten, bis das Mädchen wieder Geld erhielt. Und dies erhielt sie, nachdem ich ihrem Liebhaber so nach meiner Art sehr dringend eingeschärft hatte, eine Unglückliche nicht zu verlassen, die es doch durch ihn geworden wäre u. dgl.

Die Frau Cheminon erfuhr nicht sobald, wo das Mädchen sich aufhielt, als sie sich hinter den Feldwebel Wurm steckte, der mir es verbieten, oder es doch beim Hauptmann dahin bringen sollte, daß mirs verboten würde, sie zu nähren. Aber da traf sie es gar schlecht! Wurm kam zwar, und widerrieth mir den Umgang mit einem venerischen

Mensch — so hatte die alte Madonna das Mädchen beschrieben, nach Art aller alten Weiber, welche Fehler an Andern erdichten, um dadurch ihre eigenen zu begründen oder zu beschönigen: — ich aber stellte dem Feldwebel die wahre Beschaffenheit der Sache vor, und belehrte ihn über die Härte und die Ungerechtigkeit der alten Tyrannin. Dies war genug: denn Herr Wurm, welcher im Grunde auch wußte und fühlte, was Schufterei war, brachte es jetzt beim Hauptmann dahin, daß das alte Fegefeuer nebst einem großen ellenlangen Wischer, den Befehl erhielt: auf der Stelle die vorenthaltenen Sachen herauszugeben. Das war recht, und machte mir die lebhafteste Freude!

Aber was halfs! Fiekchen starb ohngefähr drei Monate nachher, und Herr S* schickte das Geld zu ihrem Begräbniß. Das hallische Grobzeug sprengte gleich aus, sie sey an der venerischen Krankheit gestorben, das aber blos eine Erdichtung der Chemikon war, wie ich und der Chirurgus bezeugen können. So geht es aber! hat doch das Grobzeug auch dergleichen von D. Bahrdt ausgesprengt! Man möchte beinahe sagen: Wohl dem, der keine Vorzüge hat: man wird ihn nicht beneiden und weniger verschwärzen.

Ich habe diese Historie hier angeführt, weil ich doch auch einmal zeigen muß, daß an dem bösen

Laukhard zuweilen noch ein Fleckchen Gutes war: denn sich der Bedrängten mit Aufopferung annehmen und sie nach Vermögen unterstützen, ist gut und löblich.

Herr von Müffling vertraute mir bald nach meiner Annahme bei seiner Kompagnie, den Unterricht seines ältesten Sohns, des jetzigen Herrn Leutenants, Friedrich von Müffling, in der französischen Sprache an. Er wuste, daß ich schon damals auf wohlfeilerm Fuß, als die gewöhnlichen Sprachmeister, unterrichtete, und gab mir doch, so sehr ich auch widersprach, eben so viel, als einem ordentlich privilegirten Universitäts-Sprachmeister und Lector gegeben wird. Die Frau von Müffling, eine Dame, die alle Ehrfurcht verdient, und die die Menschenliebe und Leutseligkeit selbst ist, behandelte mich besonders gütig. Die Müfflingischen Kinder hatten zwar schon einen Hofmeister, Herrn Schimmelpfennig aus Weimar; da dieser aber wenig französisch verstand, wenigstens es nicht sprechen konnte, so ersetzte ich das, und ich muß bekennen, daß der junge Baron sichtbar zunahm. Ueberhaupt waren die Kinder des Hauptmanns für ihr Alter sehr gut erzogen und unterrichtet: ihr Vater gab genau auf alle ihre Schritte und Tritte selbst mit Acht, und ausser den Lehrstunden, waren sie gemeiniglich bei ihrer vortreflichen Mutter. Die beiden jüngern Söhne, Franz und Wilhelm waren

für den französischen Unterricht damals noch zu jung; also hatte ich blos mit dem ältern zu thun. Ich habe diesen Unterricht zwar nur bis nach Michaelis des Jahres fortgesetzt, hernach aber dennoch immer freien Zutritt ins Müfflingische Haus behalten, bis endlich der Herr von Müffling Chef eines grünen Bataillons in Magdeburg ward. Wollte Gott, alle Compagnien hätten einen solchen Vorgesetzten, und alle Kinder solche Eltern!

Sehr ungerecht würde ich seyn, wenn ich überhaupt es nicht öffentlich rühmen wollte, daß auch die übrigen Häupter der Kompagnie mich jederzeit gut und gewissermaßen mit Distinktion behandelt haben. Freilich muste ich die Exercitien lernen; allein da dies auf sehr verschiedene Art geschehen kann, so war es ein Glück für mich, daß man viel Geduld mit mir hatte. Damals lebte der große König noch; und der Grundsatz, daß derbe Hiebe gute Exerciermeister wären, war ein Lieblingsgrundsatz des damaligen Inspectors der Magdeburger Brigade, des General-Leutenants von Saldern, bei dessen Namen unsre alten Krieger noch zittern. Aber dieser Grundsatz wurde bei mir nicht angewandt, und kein Officier hat mir jemals Hiebe angeboten, vielweniger gegeben oder geben lassen. Das verdient meinen Dank! — Herr von Henning, der damals als erster Leutenant bei der Kompagnie stand, war mir merklich

gewogen, und unterhielt sich gern mit mir in der französischen Sprache, welche er mit guter Fertigkeit redete.

Mein Vater lag mir, wie billig, gleich vom Anfang meiner neuen Lebensart, stark im Sinne. Was wird der ehrliche Alte empfinden und sagen, wenn er erfährt, daß nun alles an dir auf einmal, ohne alle Hoffnung verlohren ist? Dieser Gedanke fuhr mir immer durch Kopf und Herz, und vergällte mir jeden Augenblick. Um dieser Quaal los zu werden, bath ich den D. Semler schriftlich — denn persönlich wollte ich den ehrwürdigen Mann in meiner Soldaten-Uniform noch nicht angehen — er möchte suchen, meinem Vater meinen Schritt zum Soldatenstande auf die glimpflichste Art beizubringen. Der gute Mann antwortete mir, das sey schon geschehen: er hoffe, mein Vater würde mich mehr bedauren, als über mich zürnen. Der Hauptmann hatte auch schon geschrieben: allein lange erschien keine Antwort. Endlich kam ein Brief von meinem Vater an den Herrn von Müffling in sehr gemäßigtem und gesetztem Ton. „Er kenne, schrieb er, das menschliche Herz, und mein Schritt käme ihm, da er meine Sitten, meine Denkungsart, und meinen Leichtsinn auch kenne, gar nicht fremde vor. Er vergäbe mir von Herzen meine Verirrungen, sogar den letzten desperaten Schritt, so sehr er ihn sonst schmerzte.

Ich wünsche, fuhr er fort, einen recht langen Brief von meinem Sohn zu lesen, und bitte Ew. Hochwohlgeboren, ihn denselben in Ihrer Gegenwart oder in Gegenwart eines andern braven Mannes schreiben zu lassen, damit er gerade so schreibe, wie es ihm ums Herz ist, ohne lange herumsinnen und künsteln zu können: ich möchte gern aus dem Briefe sehen, wie er jetzt wohl denkt." — Ich schrieb diesem gemäß, in der Stube des Herrn von Müfflings an meinen Vater, und dieser Brief besänftigte ihn so, daß alle seine folgenden Briefe an mich, an den Hauptmann und an den D. Semler auch nicht die geringste Spur von Vorwürfen oder Unwillen enthielten.

Meinem Bruder schrieb ich auch, jedoch in einem galligtbittern Ton: er antwortete mir nicht. — Aber Haag, der ehrliche Freund, schrieb mir dafür desto öfterer, und seine Briefe gossen jedesmal belebende Wonne in meine Seele.

Die erste Exercierzeit z) ist mir, wie jedem Soldaten, beschwerlich gefallen: allein ich überstand

---

z) Die Exerzierzeit ist die Zeit, wo das vollständige Regiment wöchentlich fünfmal auf dem Felde exercirt wird. Unter Friedrichs II. Regierung dauerte sie gewöhnlich zwei Monate: der jetzige König hat sie abgekürzt.

sie, und die folgenden Exercierzeiten sind mir immer leichter geworden. Es fiel mir oft der Gedanke dabei ein, ob die Verdammten in der Hölle, welche doch nach der erbaulichen Lehre der orthodoxen Buchstaben: Kirche ewig gepeiniget werden sollen, nicht endlich allen Sinn für Quaal und Angst und Noth verlieren, und alle Feuer- und Schwefelpfühle, alle Haken des Satans u. dergl. nicht für Kleinigkeiten halten werden? Die Gewohnheit vermag doch gewaltig viel! —

Im Mai 1784 machte ich meine erste Revüe bei Magdeburg, und sah da den großen König zum erstenmal. Sein Anblick erschütterte mich durch und durch: ich hatte nur Auge und Sinn blos für Ihn! Auf Ihn war ich und alles concentrirt! viele tausend Personalitäten in eine einzige umgeschmolzen! Ein Heer, Eine Handlung! — — Mit seinen Thaten war ich schon bekannt durch Bücher und Erzählungen. Es ist wahrlich etwas Göttliches, einen so großen Mann zu sehen! der Gedanke, daß man zu Ihm mit gehöre, erhebt zum Olymp hinaus. — — — — — — — — — — — —

— — Aber siehe da den Unterschied zwischen den orientalischen Despoten und unsern Fürsten! In Orient ehrt man die Despotie und nicht den Despoten. Die Person des Regenten kommt da gar nicht in Anschlag: ein Abkömmling des ältesten Königs

stamms hat eben nicht mehr Gewalt, als der niedrigste Sklav, wenn dieser sich auf den Thron hinaufschwingt. So lange der Regent auf dem Throne sitzt, wird er verehrt oder vielmehr knechtisch angebetet, sey er auch der ärgste Bube. Der verstorbene Regent aber wird sogleich verachtet und vergessen, wenn er auch noch so vortreflich regiert hat: das beweißt das Beispiel des Schach Nadir und Solimans des Andern.

In Europa ist das anders. Die fürstliche Würde giebt hier zwar etwas; aber die Ehrfurcht für den Regenten, selbst seine Gewalt muß sich auf persönliche Eigenschaften und Verdienste gründen. Wer hat je unumschränkter regiert, als Friedrich der Zweite? Und welcher König war je ohnmächtiger als Ludwig XV gegen das Ende seines Lebens? Er hing sogar von seinem Koch und einem Gärtnermädchen ab, und ließ von diesen sein Verhalten lenken. Ich mag diese Bemerkung nicht weiter ausführen; aber sie ist wahr, und darf beim Unterricht der Fürsten-Kinder nicht übergangen werden. Im Orient braucht der Regent keine Tugenden; aber im Occident muß er sie haben: sonst ist er nicht Regent in der That, sondern blos nach dem Namen. —

Die Revüe war ein rechtes Fest für mich. Ich muste zwar derbe Märsche thun — man geht in drei Märschen eilf Meilen — allein die Neuheit der

Sache und die Abwechselung der Gegenstände machten, daß ich alle Mühe vergaß, und blos an dem hing, was ich noch nicht gesehen hatte. In Magdeburg besuchten mich meine Freunde, besonders Herr Molweide, von welchem ich schon oben geredet habe. Jeder bedaurte mich, und jeder sprach mir guten Muth ein. Ich hatte aber die Tröstungen nicht nöthig. Man maaß mich nach sich, und — irrte.

Man hat hin und wieder die Gewohnheit zu sagen: „So grob, wie ein Magdeburger!“ Dieses Sprichwort thut den guten Magdeburgern zu viel. Ich habe die Leute öfters gesehen, und bin seit neun Jahren, alle Jahr zur Revüezeit, mit ihnen umgegangen. Es giebt freilich einige Superfeine, auch Grobe und Ungeschliffene zu Magdeburg, wie überall; im Durchschnitt aber sind die Einwohner dieser Stadt nach ächt deutscher Sitte bieder, zuvorkommend und mittheilend, besonders das Frauenzimmer — in allen Ehren, — welchem auch der Ruhm der Schönheit vor andern Städterinnen zukömmt.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Gelehrte Beschäftigung während meines Soldatenstandes. Etwas über Romanenleserei und Lesebibliotheken.

Ich hatte schon vor der Revüe einige Studenten zu unterrichten im Lateinischen und Französischen. Meine ersten Scholaren waren Herr Salpius, aus der Mark, Herr Böhm, jetzt Doktor der Medicin in Berlin, und Herr Gassel aus Westphalen. Nach und nach erhielt ich mehrere. Wenn einige, welche ich zu unterrichten die Ehre gehabt habe, ihre Namen in meinem Buche nicht finden, so können sie versichert seyn, daß dies nicht daher rühre, weil ich sie vergessen hätte, oder es für zu gering hielte, sie zu nennen: ich verehre vielmehr jeden, der zugleich mein Freund war, und das sehr aufrichtig; sondern, weil ich befürchte, manchem Leser lange Weile zu machen, wenn ich da ein großes Namen-Register anführen wollte, wobei ich doch weiter nichts zu sagen hätte, als dem gab ich Stunden im Lateinischen, Italiänischen — Französischen: mit dem las ich den Livius — diesen lehrte ich dies, jenen jenes.

Als ich von der Revüe zurück kam, nahm ich Stadt-Urlaub, das heißt, ich ließ das Traktament

dem Kapitain, that keine Wachen, und konnte daher meine Lehrstunden nach mehr Ordnung und Bequemlichkeit abwarten. Dies nöthigte mich aber, meine Sachen so einzurichten, daß ich von meinem Verdienst bei Studenten leben konnte, welches an einem Orte, wie Halle, wo so ziemlich alles theuer ist, und bei einer blos von Studenten abhängenden Lebensart etwas schwer hält. Ich kann indeß nicht klagen, daß es mir jemals an Scholaren gefehlt habe: meine Stunden waren so ziemlich besetzt; würden es aber nicht gewesen seyn, wenn ich soviel dafür hätte nehmen wollen, als die gewöhnlichen Sprachmeister. Daß ich das nicht that, kann man mir im geringsten nicht verdenken: ich konnte ja meine Lektionen ganz und gar umsonst geben, und folglich auch so wohlfeil, als ich dies für mich und meine Kundschaft für gut fand. Wie es indeß zu gehen pflegt, daß das Handwerk neidet, so ging es auch hier. Der hiesige italiänische Sprachmeister Boselli, setzte meine Lectionen überall herab, blos darum: weil ich mir ja nur zwei Groschen für die Stunde geben ließe! Eben so machten es einige andere dieser Herren: ich ließ sie aber machen, und versah meine Scholaren so gut ich konnte.

Für mich selbst studirte ich nach Semlers Rath in Tertullians Werken, aus welchen ich die dogmati-

schen Stellen auszeichnen sollte. Es ist gewiß sehr seltsam, daß ein Soldat den alten Knaster liest, und noch seltsamer, daß er ihn liest, um die Historie der sogenannten heiligen Lehren und Fratzen dadurch aufzuhellen. Herr Semler hielt, wie jederman weis, sehr viel auf das Lesen der ältern Kirchenväter, und das blos aus dem Grunde, weil man sehr viel zur allmäligen Entstehung der Dogmengeschichte aus ihnen lernen könnte: in jeder andern Rücksicht hielt er sie größtentheils für arme Sünder, die weder gelehrt gewesen wären, noch hell und richtig gedacht hätten. Tertullianus war für mich wirklich schwer, und an mancher Stelle muste ich lange klauben, ehe ich einen Sinn in das höchst verworrene Zeug des schwärmerischen Afrikaners bringen konnte: doch gefiel mir manches an diesem Schriftsteller, besonders seine Freimüthigkeit und sein Haß gegen die Pfaffen. Ich kam aber nicht weit, und durchging blos die Bücher von der Keuschheit, vom Mantel, das gegen den Marcion nebst dem von der Soldaten-Krone. Dogmatische Stellen zog ich viele heraus, die ich nach dem Kompendium des Baumgartens ordnete, und Semlern hernach vorzeigte: er war damit zufrieden, und rieth mir, fortzufahren. Weil es aber eine Holzmacher-Arbeit ist, den Tertullian so zu lesen, mir auch das Ding weiter keinen Nutzen brachte, so gab ich diese Arbeit auf. So etwas war

nicht für einen Menschen, der fürs liebe Brod arbeiten muß: dergleichen Geschäfte müßte man den müßigen Dickwänsten austragen, welche in der christlichen Kirche sich nach Pauli Ausspruch, vom Evangelio mästen — einem Brum* und Consorten, und dieser Art Leuten das niederträchtige Geschäft eines verrätherischen Spions gegen Männer zu legen, deren Schuhriemen sie nicht werth sind aufzulösen.

Um diese Zeit fing ich auch an, Romane und Komödien zu lesen. Ich hatte zwar schon vorher dergleichen Sächelchen in Händen gehabt, sowohl französische als deutsche: aber niemals war ich erpicht darauf, und ward es erst im Jahr 1784 und blieb es lange Zeit. Der verstorbene Antiquar Ernst, welcher mit guten und schlechten Büchern der angenehmen Leserei mittelmäßig versehn war, und um den ich mich auf mehr als eine Art verdient gemacht hatte, brachte mir, da er fand, daß ich dergleichen Büchleins liebte, faß täglich einige, die ich Anfangs nur so durchblätterte, dann mit Behagen las, und endlich gar verschlang. Dies ging so weit, daß ich zuletzt nicht mehr im Stande war, zwei Stunden nach einander bei einem ernsthaften Buche auszuhalten, ob ich gleich Tage lang in den abgeschmacktesten Romanen lesen konnte, sogar in denen, welche vom Verfasser der Emilie Sommer und Consorten fabricirt waren.

Für mich konnte das noch so hingehen, wiewol auch ich meine Zeit hätte besser anwenden können und sollen: wenn aber junge Studierende nichts lesen, als Skarteken dieser Art, so ist es beinahe unverzeihlich. In Giessen war dieses Unwesen zu meiner Zeit noch nicht Mode; denn da hatte es dem Herrn Buchhändler Krieger [a]) noch nicht beliebt, sein Roma-

---

a) Als ich 1787 mit einem Studenten bei diesem Buchhändler, welcher zugleich Speisewirth und Pferdeverleiher ist, in Gießen zu Mittage aß, hatte ich Gelegenheit, die Lesebibliothek der Herren Gießer zu beschauen. Sie bestand aus lauter Schofelzeug, welches im Laden liegen geblieben und eingebunden worden war, um wenigstens das Lagergeld heraus zu bringen. Gangbare und gute Artikel waren nicht darunter: wer so was lesen wollte, hieß es, möchte sichs selbst kaufen. Herr Krieger führt keinen gedruckten Katalog von seiner Bibliothek; vielleicht weil er sich schämt, solch fatales Zeug zum Lesen aufzustellen — wie die Schartekenkrämer, Wolf und Schneider, in Halle. Gut wär es immer, wenn auch diesen beiden ein wenig auf die Finger gesehn würde. Es ist doch ärgerlich, Sächelchen zum Lesen heimlich herum zu tragen, die durchaus die unerfahrne Jugend zu Ausschweifungen verleiten müssen. Ich mag die Schriften nicht nennen, die von ihnen zum Lesen verborgt werden, und worin alle Arten von Wollust, sogar die Bestialität, in Kupfern abgebildet sind. Ein schlechter Mensch kann noch zuweilen, da er sich nicht immer gleich bleibt, einen guten Rath ertheilen, auch selbst oft gut handeln; aber ein Buch von der angeführten Art! — Wenn physische Giftmischer bestraft werden: warum auch nicht

nenmakulatur einbinden und zirkuliren zu lassen: und der Gieſſer Burſche kauft ſelten ein anderes Buch, als was er im Kollegium braucht: und ſo war die ſo genannte ſchöne Lektüre, oder das Romanen- und Komödienleſen zu der Zeit in Gieſſen ganz fremde [b]).

ſolche moraliſche? Wenigſtens ſollte man keine Bücher zum Leſen verleihen dürfen, worüber kein gedrucktes Verzeichniß vorläge. Wer kann ſonſt die heimlichen Bücherverleiher kontrolliren, zurechtweiſen, oder ſie, deren viele ſelbſt eben ſo wenig Geſchmack als Litteratur haben, hindern, das zum Sittenverderb anzuſchaffen und herum zu leihen, was ihnen von verdorbenen und läſternen jungen Wüſtlingen empfohlen wird? Und nun die übertriebene Prellerei für ein ſolches Buch auf einige Tage! Das Buch zuweilen auf einen Tag drei Groſchen! — Aber lucri bonus odor qualibet ex re, iſt bei gewiſſen Leuten das, was Gefühl und Achtung für gute Sitten und brauchbare Kenntniſſe bei andern iſt. — Indeß ex ungue leonem! —

b) In der 88ſten N. des Intelligenzblattes der A. L. Z. für dieſes Jahr, wird Col. 722. von Ulm aus gemeldet: „Wir haben hier auch eine Leſegeſellſchaft, die aus ſehr vielen Mitgliedern beſteht, und übrigens ſehr gut angelegt iſt; aber das Auffallende an ſich hat, daß keinem der hieſigen Studierenden der Zutritt verſtattet iſt. Es mag ſeyn, daß dieſe noch nicht den höchſtmöglichen Grad der Cultur erreicht haben; doch ſcheint mir aber eine ſolche Herabwürdigung alles Emporſtreben zu unterdrücken.“ — Ein ſonderbarer Bericht über eine noch ſonderbarere Einrichtung! Wer erreicht denn wohl, ſo lange noch Odem in ihm iſt, den höchſtmöglichen Grad der Cultur? Und wozu Emporſtreben für

Mit Zotologie hat man sich da beschäftiget, und zotologische Gedichte waren die Modelektüre, bis endlich die Studenten-Komödie und mit ihr das Lesen der Komödien seinen rechten Anfang nahm. In Göttingen waren zu meiner Zeit zwar einige Antiquarien, die Romane u. dergl. zum Verleihen hatten. — Aber in Leipzig und Halle sind jetzt mehrere Büchereien, die einen reichen Vorrath für den Romanenleser enthalten. Man kann da Tag und Nacht lesen, und liest doch kaum den meßlichen Zuwachs dieser Stützen schwacher, weibischer Seelen durch. Da hab ich denn sehr viele gekannt, und kenne noch viele, die wöchentlich drei, vier und mehrere Bände Romane und Komödien durchlesen. Wie viel bei solcher unsinnig ämsiger Lektüre für andre Berufsarbeiten Zeit übrig bleibe, läßt sich denken, und wie sehr dadurch der Geschmack verdorben werde, lehrt die leidige Erfahrung. Ein fleißiger Romanleser scheut ernsthaftes wissenschaftliches Lesen eben so sehr, als einer, der saure Gurken gegessen, und sich die Zähne

---

den, der ihn erreicht hat? Der Kranke bedarf des Arztes, so wie der Hungrige der Speisen. Vielleicht ist aber die Ulmer Lesebibliothek blos ein Zerstreuungsmittel wider die Langeweile: und die soll ein Studierender freilich nicht haben, ob er gleich auch einer von denen ist, die die Veränderung lieben. Est modus in rebus! —

abgestumpft hat, feste Speisen scheut. Solche Leser sind und bleiben unwissende Stümper, und dann, wenn sie die Akademie verlassen, sehen sie ein, daß sie nichts gelernt haben. Erst vorige Woche ging ein gewisser P... von hier ab, der den ganzen Romanenkram beim Buchdruckergesellen Wolf und dem Soldaten Schneider durchstudiert hatte; nun aber, da er fort sollte, nicht einmal ein Thema aus einem sehr leichten Text finden konnte, der ihm von Konsistorium aufgegeben war. Herrliche Zubereitung auf Brod und künftige Gemeinnützigkeit!

Ich misbillige keinesweges die Lesebibliotheken c): ich weiß, daß sie das beßte Mittel sind, gute

---

c) Wenn Luther nicht gekommen wäre — sagte man zu seiner Zeit — so würden die Päpste uns Heu zu fressen verordnet haben. Die politischen Päpste würden heut zu Tage vielleicht das nämliche thun, wenn wir keine Lesebibliotheken hätten. „Aber wir sind nicht geboren, sagte Julius von Tarent, um neben einander zu grasen; und der Mensch kann sich mit einem süßern Gedanken schlafen legen, als daß er satt ist. „Wer dies näher erwägen will, der lese die Abhandlung: — „Ueber das angemessenste und sicherste Mittel, den theologischen oder religiösen Despotismus aus der Welt zu schaffen" — und man wird meiner Meinung seyn. Man findet sie im XII. Heft des neuen deutschen Zuschauers von S. 225 — 261. Diese Abhandlung soll den D. Bahrdt veranlaßt haben, seine Würdigung der natürlichen Religion zu schreiben. Auch hat er sie wichtig genug

Kenntnisse und deren Anwendung durch wohlfeilen Umlauf gemeiner zu machen; aber wer in einer solchen Bibliothek nichts sucht oder aufstellt, als Romane, verfehlt diesen Zweck sehr: ja, Bibliotheken, die weiter nichts enthalten, als Romane, sind von keinem Nutzen, sind sogar offenbar schädlich. Sie verwöhnen die Seele zu einem unverhältnißmäßigen Gebrauch ihrer Kräfte, sie bringen ihr einen entscheidenden Hang bei, sich mehr mit Vorstellungen von bestimmter als unbestimmter Art abzugeben, und erhöhen dadurch die Empfindungs- und Einbildungskraft auf Kosten der Denkkraft oft ungeheuer. Da überdies die Gegenstände, oder die Bearbeitung der meisten Romane über das Gebiet der wirklichen Welt hinausschwärmen, so flößen sie jungen Köpfen idealische Maaßstäbe ein, die, gegen die wirkliche Welt gehalten, nie und nirgend passen, und bilden

---

gefunden, sie in seine Schrift über die Rechte und Obliegenheiten der Regenten und Unterthanen — von S. 273 — 299 aufzunehmen Man schreibt sie dem Herrn Bispink zu. Merkwürdig und historisch wahr ist — beiläufig zu sagen — der Gedanke darin: „Daß gerade die schwächsten Regenten die Religion und die Priester am meisten als eine Stütze ihrer Regierung gebraucht haben; und daß eine Nation um desto unreifer, kurzsichtiger, unmoralischer und ärmer sey, jemehr Kirchenreligion und Priester-Ansehn man bei ihr antrift: und umgekehrt. (Zuschauer — S. 229.)

sie so zu Misanthropen, denen überall nichts recht ist d). Im geschäftigen Leben, wo ernsthaftes und angestrengtes Ueberlegen erfordert wird, kann man aber diese Leutchen nicht brauchen, und am Ende werden sie politische oder geistliche Hieremiasse oder Jonasse, die weit eher im Stande wären, allgemeine Unzufriedenheit anzuzetteln und dadurch nach und nach zum Aufruhr zu verleiten, als die freimüthigsten Schriften, die irgend ein Philosoph zum Zuchtspiegel für Regenten und Unterthanen aufstellt. Ist aber hieran unsere heutige Lehrmethode nicht hauptsächlich Schuld? Kann das übertriebene Basedowisiren zum gesetzten männlichen Denken vorbereiten? Wird nicht überall mehr getändelt und gespielt, als allmälig zum ausdauernden Fleiß bei Gegenständen des Denkens und Handelns angeführt? Wird nicht mehr auf ästhetisches Scheinen als auf philosophisches Seyn gearbeitet e)? — Aber wir

---

d) Und darum werdens unser Herr Feldprediger, Lafontaine, verzeihen, wenn ich seiner Meynung nicht bin, daß nämlich Romane mehr bilden helfen, als die Geschichte. Seine Gedanken darüber stehen im 1sten St. des II. B. der Zeitschrift für Gattinnen, Mütter und Töchter — 1792.

e) Man lese hierzu die Bemerkungen über die Fehler unserer modernen Erziehung, von einer praktischen Erzieherin. Herausgegeben vom Verfasser des Siegfrieds von Lindenberg. Leipzig bei

leben in den Zeiten der Spiele und der Täuschung! Könige spielen, Minister spielen, Soldaten spielen, Universitäter spielen, Consistorialräthe spielen, und nur der geplagte Bürger und Bauer arbeitet oft bis aufs Blut, und rechnet auf Belohnuug im Himmel! —

Wer da glaubt, daß ich das Wesen und die Folgen des Romanlesens zu hoch berechne, den wird schon der bloße Anblick einer Lesebibliothek, und etwas Umgang mit Romanenlesern belehren können. Wenigstens stehen in der akademischen Lesebibliothek zu Halle die wissenschaftlichen Werke, wie alle Werke von mehreren Bänden, sobald sie nicht Romane sind, noch beinahe wie ganz neu da, und die lieben Romane sind beschmutzt und beschädiget. Ich be-

---

Schneider, 1791. — Unter andern Fehlern unserer neumodischen Erziehung wird auch hier oberflächliche Vielwisserei, Dünkel und verfrühte Reife angegeben: und diese Fehler sollen sich immer um so viel deutlicher zeigen, jemehr man bei Behandlung der Zöglinge von den neuern Kinderschriften und Erziehungsmethoden Gebrauch macht. Wer kann das leugnen? Es fällt doch gar sehr auf, daß die allermeisten und beliebtesten neuen Kinderschriften mehr Nahrung für Sinne und Einbildungskraft, als für Verstand und Gedächtniß liefern. — Kurz, man lese diese merkwürdige Schrift selbst, und merke wohl, daß auch diese Verfasserin sagt: „Unsere Pädagogen versündigen sich, indem sie Kindern alles versinnlichen wollen.“

daure den Herrn Bispink, als den Inhaber dieser Anstalt, daß er sein saures Verdienst für eine Grille hingiebt, die weder ihm noch Andern frommet. Er fährt nämlich eigensinnig fort, die beßten Werke von Messe zu Messe anzuschaffen, die in Geschichte, Statistik, Länder- und Völkerkunde, Philosophie, Theologie u. dgl. einschlagen: und wer lieset sie! Er hat nicht einmal in Halle so viel Liebhaber der ernsthaften Lectüre finden können, um ein Journalistikum aus den besten Englischen, Französischen und Italiänischen Zeitschriften gegen die billigsten Bedingungen zu Stande zu bringen. Wenn es aber auf der berühmten hallischen Universität so ist, wie mag es an kleinern und minderberühmten Oertern seyn! Wie gesagt, wir leben in den Tagen der Spiele und der Täuschung *f*).

So denke ich jetzt; 1784 dachte ich anders: und daher kam es denn, daß ich das Romanlesen so lange fortsetzte, als meine Freundschaft mit dem An-

---

f) Sonderbar, daß wenigstens in Halle, laut des Hauptbuches in der akademischen Lesebibliothek, Studenten aus minder cultivirten Gegenden die solidesten Leser im Durchschnitt sind, und die unsolidesten — die aus cultivirtern. Bücher von der Art könnten vortrefliche Dienste thun, um Data zu Thermometern der Köpfe zu sammeln, für Gegenden, wo Nepotismus und andere kleine Nebendinge die Posten nicht vertheilen.

tiquar Ernst währte. Diese hörte aber auf, als ich einigen Philistern beistand, welche von der Donna Ernstn eben nicht vortheilhaft sprachen. So sehr nun Ernst geduldiger Ehemann war, so wollte er doch nicht leiden, daß die Philister und Soldaten die Stichelsdörfer und Reideburger Geschichtchen, die seine Frau betrafen, auf dem Rathskeller durchgehen sollten: er wurde, da das Gespräch trotz seines Widerspruchs und Bittens nicht aufhören wollte, im Ernst böse, und unser Umgang hatte auf lange Zeit ein Ende, und damit auch mein Romanlesen.

Ich legte mich um diese Zeit auch stärker, als sonst, auf die italiänische Sprache. Es kam damals, als ich ohngefähr ein halbes Jahr beim Regiment war, ein gewisser Italiäner hieher, Namens Bartolini, der sich für adelich ausgab, und mit dem berühmten Pilati verwant seyn wollte. Der Mensch hatte sich im Reiche anwerben lassen, und kam so zum hallischen Regiment. — Er ist schon vor zwei Jahren wieder weggelaufen. — Er hatte in seiner Jugend bei den Jesuiten studirt, und ächte Jesuitische Grundsätze eingesogen, auch ächtes Jesuitisches Latein. Sonst war er ein ganz guter Mensch, und mir besonders zugethan. Da er sahe, daß ich seine Muttersprache liebte, so gab er sich Mühe, mich in derselben weiter zu bringen, und sprach, wenn wir beisammen waren, beständig italiänisch mit mir.

Seine Schicksale hat er mir oft erzählt, wie er den Venedigern, Franzosen und Spaniern gedient habe, wie er als Schnurrant durch ganz Italien, die Schweitz und Deutschland gereiset sey, in Heidelberg, Gießen und Göttingen Kollegia gehört habe, u. s. w. Er war ein wahrer Aventurier, dessen Umgang allemal unterhaltend war, ob er gleich selbst jene Wissenschaften bei weitem nicht besaß, die er zu besitzen vorgab. Er war kein Badiggi, aber doch zehnmal ehrlicher als Badiggi.

Bartolini gab hier in seiner Sprache Unterricht, und ernährte sich ganz ordentlich. Unser gemeinschaftliche Brodt-Erwerb verband uns noch genauer, besonders da wir niemals in Kollision kamen, indem er ganz andre Lectionen gab, als ich. Allein für mich hatte Bartolinis Umgang eben nicht die besten Folgen. Freund Bartolini war stark an die geistigen Getränke gewöhnt, und trank den Brantewein wie Wasser. Ich habe ihn mehrmals bei Schäfern auf dem Schlamm drei bis vier Nösel oder zwei Kannen binnen sechs Stunden saufen gesehen, ohne daß er stark wäre besoffen worden. Wollte ich also seinen Umgang recht geniessen, so mußte ich die Schnappskneipen auch besuchen, die er besuchte, muste mich oft halbe Tage lang bei Schäfern oder Tanneberg hinsetzen, und beim kleinen Glas philosophiren. — Ein gewisser Stantke, welcher eben-

falls post varios casus, unter die Soldaten gekommen war, und sich von Gelegenheits-Dichterei und Collegien-Repetiren mit Juristen nährte, schloß sich auch an uns an: weil er aber durch sein übertriebenes Saufen sich sogar zum Kinderspott machte, und den Philistern in den Kneipen jeden Tag reichlichen Stoff zum Räsonniren gab, so entfernten wir ihn von unsern Gelagen. Er durfte ohnehin nicht oft in eine Kneipe kommen, weil er immer schuldig blieb, und keinen Credit mehr hatte.

Der Umgang mit Bartolini zog mir einmal einen verdrüßlichen Handel auf den Hals. Er hatte mit einem Erzsaufer, Schulz, Bekanntschaft gemacht, und sich in dessen funfzehnjährige Tochter vergaffet. Ich muste ihn bei diesem mehrmals aufsuchen, und mein guter Kerl schrieb mein wiederholtes Dahinkommen meiner Neigung zu Lottchen zu — so hieß die Schöne. Er ward also eifersüchtig, und zeigte mir seinen ganzen italiänischen Karakter. Ich merkte das bald, sprach mit dem Verliebten deutsch, und bewies ihm, daß mir Jungfer Lottchen — die sich auch gern Mamsell schelten ließ, weil Bartolini ihr ein Bissel französisch beigebracht hatte — ganz gleichgültig seyn müßte. Da besänftigte er sich, und wir machten nun gemeinschaftliche Sache gegen einen gewissen Feldscheerer Dachmann, welcher sich um Lottchen gewaltige Mühe gab. Dieser Firlefanz war

mir zuwider, weil er einen unausstehlichen Hochmuth besaß, wie mancher Buchdruckerherr, und dabei doch ein elender Stümper in seiner Kunst war, wie dieser in der Orthographie und den ersten Elementen der Litteratur. Er hatte einmal einem Soldaten ein Brechpulver wider die Apoplexie gegeben g). Als nun einst Meister Dachmann bei Schulzen war, und wir unser Konvivium, wie man sagt, auch daselbst hatten, kam Lottchen, und brachte Birnen, davon sie mir und Bartolini mittheilte. Das verdroß den guten Freund, und er ließ sich sogar in groben Anmerkungen darüber aus. Ich nahm mich hierauf der Sache an, und sprach da viel von dummen Kerlen, die, weil sie Feldscherrer hießen, nun auch große Helden seyn wollten. — Meister Dachmann nahm

---

g) Es ist hier der Ort nicht, von der Kur-Art zu reden, womit man die kranken Soldaten behandelt. Ich weis wohl, daß es geschikte Leute unter den Feldscheerern, oder wie sie jezt heißen sollen, Chirurgen giebt: allein der meiste Haufen besteht — ich muß es nur sagen — aus armen Sündern, welche nicht einmal das A. B. C. der Chirurgie, geschweige denn der Medicin verstehen. Dieses bekennt sogar der Generalchirurgus, Herr Thesden. — Und solchen Stümpern überläßt man alle, auch die gefährlichsten Krankheiten, wenigstens im Anfang; und nur dann erst, wenn die Krankheit selbst in den Augen des unwissenden Feldscheerers gefährlich scheint, nimmt sich der Oberchirurgus des Patienten an.

meine Apostrophe sehr übel, und schimpfte: ich schimpfte auch; endlich kam es zum Katzbalgen, wo denn freilich Meister Dachmann verlohr, und tüchtig abgedroschen wurde. Nun fanden wir für gut, uns zu entfernen, damit der Lärmen nicht Andere herbeizöge und die Wache uns nicht überraschen möchte. Wir setzten uns zu Schäfers, und blieben da bis auf den Abend. Allein obgleich Meister Dachmann seiner eignen Beschimpfung wegen still schwieg, so war die Sache doch durch die Weibsleute und den alten Saufaus Schulz ruchtbar geworden und dem Obristen zu Ohren gekommen. Dieser gab den andern Tag unsern Hauptleuten davon Nachricht, und wir spazierten alle drei, den Feldscheerer nicht ausgenommen, in — Arrest. Von dieser Zeit an wurde uns Schulzens Haus verboten, worüber ich aber nicht böse ward, weil ich einsah, daß dieses Haus denen, die es besuchten, zum größten Nachtheil gereichte.

Im Sommer 1784 war auch ein großer Krieg zwischen den Studenten und dem Prorektor (noch immer wegen der Folgen des Komödiebesuchens) wobei gar viele Fenster, besonders die des Antiquarius Specht *h*) eingeschmissen, und einige Häscher derb

---

h) Specht war beinahe für die Hallischen Studenten das, was Eulerkapper für die Giesser Bursche war.

ausgeprügelt wurden. Der Ausgang war, daß man einige verwies, viele um Geld bestrafte, und andere ins Carcer setzte. Dieser Spektakel hatte eine Untersuchungs-Commission von Berlin nach Halle gezogen, die vorzüglich Semlern gar nicht genügte. Semler zeigte hier neuerdings sein Vaterherz gegen die Studenten. — —

Unter dem verstorbenen König muste sich die Magdeburgische Brigade jährlich im Oktober in Magdeburg versammeln, und da manövriren. Der König wohnte diesem Manöver nicht bei, sondern der Guverneur zu Magdeburg, der General Saldern mußte die Regimenter drei Tage nach einander exerciren lassen. Daß dergleichen Marsch im Herbste nicht allein sehr beschwerlich, sondern auch für den armen Soldaten, der dabei alle gespahrte Habe zusetzte, ein rechter Ruin war, ist gewiß. Ich habe drei solche Manöver in Magdeburg mitgemacht, und allemal ist meine Kleidung von dem üblen Wetter verdorben, und meine kleine Kasse rein ausgeleert

---

Bei jeder Gelegenheit, bei jedem Kommers und Auflauf wurde Specht perirt, und mit einer Fensterkanonade begrüßet. Sonst war er eben so possierlich, als Eulerkapper. Er ist jetzt todt, und mit ihm ist der letzte Gegenstand des Perirens in Halle verschwunden.

worden. Die Revüe im Frühling ist nicht so beschwerlich. Der jetzige König hat aber unter andern für uns Soldaten vortheilhaften Anordnungen auch die getroffen, daß das Hallische Regiment seine Herbstübungen jetzt bei Halle macht, und nicht mehr nach Magdeburg zu marschiren braucht. Man will auch sagen, daß in Zukunft die Revüe nur alle drei Jahre gehalten werden solle. Das wäre eine herrliche Anstalt, und ein wahrer Vortheil für den armen Soldaten. Man könnte zwar einwenden: eine beständige Uebung sey eigentlich die Seele des Soldatenstandes. Allein wenn nur die Officiere, Unteroffiziere und etwan die Hälfte der Soldaten den Dienst pünktlich verstehen, so hat es für das Ganze keine Noth. Doch hier ist der Ort nicht, hierüber zu räsonniren.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Meines Vaters Bemühungen, mich vom Soldatenstande zu befreien. Caution zu Urlaub. Folgen davon. Heuraths-Project.

Mein Vater schrieb mir fleißig, wenigstens hatte ich alle zwei Monate einen recht langen Brief von ihm, worin er sogar über Dinge schrieb, welche in die Gelehrsamkeit einschlugen: von meinem tückischen Bruder konnte ich aber keine Zeile herauszwingen, so sehr ich ihn auch darum bath. Ich hatte ihn einmal seiner Meinung nach beleidigt, und das vergab er mir auf sich levitisch nicht mehr. Mein guter Vater bemühte sich auch recht ernstlich, mich vom Soldaten-Stande loszumachen: er schrieb an den General Leipziger, sogar an den Herzog von Braunschweig; aber alles war umsonst: ich selbst wünschte es nicht einmal im Ernst. Meines Vaters wegen wäre ich freilich gern los gewesen; aber wenn ich nun überlegte, was alsdann aus mir werden würde, so fiel mir aller Muth, und ich dachte mir weiter nichts, als Soldat zu bleiben. Ich war nicht verliebt in mich selbst: ich kannte meine Fehler, fühlte, daß ich zu schwach war, meine tief eingewur-

zelten Unarten abzulegen. Daher sah ich auch recht wohl ein, daß ich mich zu andern Geschäften und zu einer andern Lebensart nicht gut schicken würde. Erinnerte ich mich ferner an meine Feinde, und an die Ohnmacht und den Leichtsinn meiner Gönner, so verlohr ich vollends alles Vertrauen, und das „du mußt Soldat bleiben" blieb mir allein zurück. Weil ich überdies, seit dem ich diesen Stand erwischt, — ja, erwischt — hatte, mich niemals ganz unglücklich fühlte, vielmehr manchen frohen Augenblick genossen hatte, so war mir die Vorstellung einer ewigen Soldatenschaft gar nicht bitter, wielweniger unerträglich. Du aber, junger Wüstling, merke dir das Sprüchwort wohl: Wer nicht hören will, der muß fühlen — oder wie man anderwärts sagt — dem Kalbfell folgen, das ist — der Trommel. —

Der redliche Hr. Baron von F***, welchen ich schon als meinen besten Freund beschrieben habe, schrieb mir auch, und hielt mir in sehr derben Ausdrücken meinen Schritt, und besonders das vor, daß ich ihn dabei vergessen hätte. Sein ganzer Brief war in einem Ton geschrieben, dessen sich ein aufrichtiger aber zum Zorn gereizter Freund bedienen muß. Er warf mir vor, daß ich so ein Esel gewesen wäre, und an meinem Glück verzweifelt hätte, da doch er mir noch übrig gewesen wäre! Wenn auch Alles zu Grund ginge, so wollte er sich meiner allein doch

noch annehmen, und dann müßte der Teufel selbst kommen, wenn mir Schaden geschehen sollte u. s. w. Ich freute mich über des Barons guten Willen, und danke ihm noch heute dafür, aber ich konnte und mochte von seinen Anerbietungen keinen Gebrauch machen. Ich habe ihm nicht einmal geantwortet, welches freilich manchem Leser undankbar scheinen kann. Meine damalige Lage ließ es aber nicht anders zu. Und bei so bewandten Sachen ists am besten, man schweigt.

So schwieg ich auch auf einen Brief, den mir meines Vaters Bruder aus Bauzen schrieb. Er war auf einer Reise nach Halle gekommen, und wollte mich besuchen. Mein Wirth, Müller, lief aller Orten herum, mich aufzufinden: er fand mich; als er mir aber sagte, mein Onkel wäre da, mich zu sprechen, so ging ich nicht nach Hause, bis er fort war. Das mußte ich schon thun: wie sollte ich mich unter den Augen eines so nahen Anverwandten haben stellen können, welcher mich in meiner Kindheit gekannt hatte, und um alle Hofnungen wuste, welche mein Vater auf mich gesetzt hatte? Er schrieb mir darauf von Bauzen aus; allein diese Briefe — es kamen deren mehrere — hab ich alle unbeantwortet gelassen. Erst noch im letzt vergangenen Winter hat er mir aus Schlesien geschrieben, wo er zu Michelwitz bei Oels Verwalter für den Herzog von Würtemberg

ist; allein das Gesetz, das ich mir gemacht habe, keinem Anverwandten, selbst meiner Mutter nicht zu schreiben, ließ mich seinen Brief, der sonst nicht uninteressante Nachrichten für mich enthielt, gleichgültig hinlegen. Seit meines Vaters Tod hab ich alle Liebe und alle Achtung für Verwandte und Blutsfreunde verlohren: da mein Bruder selbst ein Schuft an mir geworden ist, was kann ich mir von andern noch versprechen? Und was hälfe mein Schreiben am Ende? Es würde uns alle durch Zurückerinnerung kränken; und — meine Lage bliebe dieselbe. —

Da mein Vater sahe, daß ich den Abschied nicht erhalten würde, so entschloß er sich, Kaution für mich zu stellen, damit ich ihn noch einmal besuchen könnte. Freilich war seine Absicht dabei, mich bei sich zu behalten, den Preussen die 150 Rthlr. zu Anwerbung eines Andern an meiner Stelle zu lassen, und so den Abschied selbst zu nehmen. Er eröffnete mir sein Vorhaben in einem Briefe, fügte aber hinzu, daß ich es mir ja nicht sollte in den Sinn kommen lassen, ihn auf eine andere Art zu besuchen: in Desertion könne und wolle er aus gar vielen Gründen nicht einwilligen, und er würde es mir sehr übel nehmen, wenn ich so was auch glücklich ausführte. Unsre Briefe waren in einer Sprache geschrieben, die nur mir, meinem Vater und Bruder bekannt ar: wir hatten sie zusammen erfunden, und oft

darin gesprochen und geschrieben. Unten findet sich eine Probe für die Herren, die alle kryptische Schriften lesen und verstehen können *i*). Allein diese Vorsicht war nicht nöthig: Herr von Müffling forderte mir nie die Briefe ab, welche ich bekam, und las auch die nicht, die ich fortschickte. Ich muß ihm nachrühmen, daß Mistrauen seine Sache nicht war, so wie es überhaupt den Karakter des redlichen Mannes entehrt, und seiner Klugheit auch eben keine Ehrensäule setzt. Die schlechtesten Menschen sind gewöhnlich die mistrauischten. Und da Herr von Müffling das gegen mich nicht war, so wäre es mir unmöglich gewesen, sein Zutrauen zu mir auf eine schurkhafte Art zu misbrauchen.

Im Sommer 1786 trieb mein Vater das Geschäfte mit dem Urlaub weit ämsiger, als die ganze Zeit her. Er wollte mich durchaus noch einmal sehen, und so ließ ich mirs denn gefallen, ihn mit Urlaub zu besuchen. Mein Vater hatte allemal mehr Betriebsamkeit für dieses Geschäft, als ich selbst, so sehr es mich auch zunächst anging. Der Kapitain

---

i) Fa, fis fa, foti Schroft mitip wolst, dist Eip Itim Monrip lirl, and mil noch on ersch. Wer sich üben will, bringt es in einigen Wochen in dieser Sprache, die nicht blos Steganographie ist, zu einer grosen Fertigkeit.

bestimmte 150 Rthlr. zur Kaution, wofür der hiesige Herr Leveaux nur gut sagen sollte, wie hernach auch geschehen ist. Mein Vater war das zufrieden, und so wurde Anstalt gemacht, daß ich auf Jakobstag abreisen sollte; aber auf einmal machten mir die Herren Philister einen Queerstrich.

Ich hatte, wie man schon weis, als ich Soldat ward, noch eine artige Summe Schulden zu bezahlen. Als Soldaten liessen mich die klügern meiner Gläubiger freilich gehen, und musten mich schon in Ruhe lassen, weil ich von keinem Gericht konnte zur Zahlung gezwungen werden, und — nichts hatte. Der Schneider Thieme nur und der Buchbinder Münnich beliefen den Kapitain einigemal, und forderten, daß er mich zum zahlen anhalten sollte. Dieser endlich, des Lauffens überdrüssig, schmiß sie zur Treppe hinunter: und ihr Rennen hatte ein Ende. Freilich attakirten mich die Kerls oft auf der Straße: allein da ich anfing, ihnen grob zu begegnen — es war ja doch ein toller Gedanke, bei einem Menschen Zahlung zu fodern, der gar nichts hat! — so liessen sie mich alle in Ruhe. Der einzige Schuster Sauer ließ sich durch die allerärgsten Grobheiten und angebotenen Nasenstüber nicht abhalten, mich beinahe täglich anzuzapfen und nach Noten zu Manichäern. Aber ich habe mich für seine Impertinenz auch an ihm gerächt: denn als alle meine Gläubiger bezahlt

wurden, bekam meister Sauer nichts, blos deswegen, weil er zu unbescheiden und zu grob gewesen war. Als er hernach seine Flegeleien fortsetzte, ja gar einige derbe Redensarten einfliessen ließ, machte ich meine Drohungen einmal reel, und da hörte er denn ganz und gar auf, mich zu quälen. Wird er so fortfahren, so soll ihm sein Thaler 16 gr. binnen hier und Weinachten richtig bezahlt werden, wenn ich nämlich bis dahin wieder aus dem Felde zurück bin.

Meine Herren Manichäer also, da sie vernahmen, daß ich abreisen würde, begaben sich in corpore zu einem gewissen Herrn, der in der Grossingischen Geschichte eben in keinem vortheilhaften Lichte erschienen ist, und baten ihn um Rath, wie sie es machen müsten, daß ich ihnen nicht entschlüpfte. Dieser Herr rieth ihnen, eine Schrift — die Sache konnte ja mündlich abgethan werden, da bei dem Militär die schriftlichen Verhandlungen nicht Mode sind; allein, so würde der gute Herr seinen Dukaten nicht verdient haben; und um dergleichen soll es ihm, wie ich höre, eben so sehr, und wohl noch mehr zu thun seyn, als um die liebe Gerechtigkeit: videatur der Grossingische Proceß! — also rieth ihnen dieser Herr, eine Schrift durch ihn an den General Leipziger ergehen zu lassen; und das geschah. In dieser Schrift war aber nicht wenig ge-

logen [k]): er hatte darin gesagt, ich besäße zu Hause über 6000 Thaler Vermögen, würde auch nie zurück kommen, indem man von sicherer Hand wüßte, daß ich eine Stelle bekommen sollte, und was der Possen mehr waren. Endlich wurde der General ersucht, mich nicht eher zu beurlauben, bis ich meine Schulden bezahlt hätte.

Der General war ein guter Mann, der viel Gefühl für Recht und Billigkeit hatte [l]). Er ließ

---

k) Um meine Leser zu überzeugen, daß, wenn ich diesem theuren Mann Lügen vorwerfe, ich Belege dazu habe, will ich kurz sagen, daß der genannte Herr von dem berüchtigten Schuft, Meister Rudolph Grossinger sich hat mit Geld bestechen lassen, schriftlich zu bezeugen: 1) daß der Rosenorden, von welchem Meister Grossinger gewaltig viel Rotomontaden machte, wirklich existire, 2) daß er aus den angesehensten Damen Deutschlands bestehe, 3) daß eine deutsche Prinzessin Großmeisterin desselben sey, daß endlich 4) die Frau von Rosenwald keine erdichtete Person sey, sondern eine wirkliche Dame, die er nach ihrem eigentlichen Namen und Karakter persönlich kenne. — Dieses schöne Zeugniß steht gedruckt in Grossings Damenjournal für den Mai 1785. Grossings Bedienter, Namens Zeising, erzählte die Bestecherei öffentlich. Die Herren Sommer und Wagner wissen auch davon. Heu prisca fides! wenn man obrigkeitlichen Personen auf Namen und Siegel nicht mehr trauen darf! —

l) Er war 1784 auf den Fürsten von Anhalt gefolgt.

also den Hauptmann Müffling wissen, daß ich erst zahlen müste, ehe ich zu Hause reisen könnte. Dieser war sehr darüber aufgebracht, und das mit Recht: denn nach den Kriegsgesetzen ging meine Schuld den General gar nichts an: doch ließ er mich kommen, und sagte mir, daß ich mich selbst beim General stellen und meine Sache ausfechten müßte: er hoffe, die Philister würden abgewiesen werden. Allein als ich einwendete, daß es doch Recht wäre, daß ich meine Schulden bezahlte, und ihn um die Güte ersuchte, meinem Vater vorzustellen, daß ohne Zahlung meiner Schulden, von 130 Thaler, kein Urlaub zu haben sey, so lobte er dies, schrieb gleich hin, und in Zeit von drei Wochen antwortete mein Vater: daß er seine Pflicht kenne, und jemanden schicken würde, der in allen Stücken thun sollte, was man von einem ehrlichen Manne fodern könnte. An diesen Aeusserungen erkannte ich meinen Vater.

Ehe ich weiter gehe, muß ich einiges nachholen — eine Heurathsgeschichte. Ich war des Quartierliegens bei Andern im Frühling 1786 überdrüßig geworden, und entschloß kurz und gut, wie viele meiner Mitbrüder, zu heurathen, und für mich zu leben. Ich entdeckte mein Vorhaben einem Officier, auf den ich viel Vertrauen setzte, und dieser billigte es, nur meynte er, ich müste mich in Acht nehmen, daß ich kein Beest mir anschafte, und ein geschlagener

Mensch würde mein Lebelang. Ich dachte also mit Ernst, mir so was anzuschnallen, und siehe da, ich traf dergleichen auf dem kühlen Brunnen. Hier wohnte zu der Zeit eine gewisse Frau Pabstin, die Bier schenkte, und bei der ich eben darum zuweilen einsprach. Sie hatte einige Töchter, welche nicht schlimm aussahen, und deren eine mir in die Augen stach. Ich sprach mit dem Mädchen: das Mädchen war mir nicht abgeneigt; ich sprach mit der Alten, und unser Handel ward richtig. Man hieß mich da schon ganz gewöhnlich — Herr Tochtermann: und das gefiel mir. Nun fehlte noch der Trauschein, auf den ich aber ohne alle Besorgniß rechnete. Ich ging zum Herrn von Müffling, und trug meine Angelegenheit vor. Er erschrack, und sah mich häßlich an: „Ist er ein Narre, Laukhard! sprach er, oder ist er gescheid? — Wie kanns Ihm einfallen, so ein Nickel zu heurathen? Ich wußte wohl, daß er da Umgang hatte; dacht' aber, das wäre so für Juxerey, und schwieg. Aber heurathen, das ist zu arg!

Ich: Herr Hauptmann, es ist aber ein hübsches Mädel!

Er: Ja, eine hübsche Hure. Pfuy, die ganze Freundschaft taugt nichts! Mutter, Töchter sind keinen Heller werth.

Ich: Aber ich kenne die Leute besser —

Er (gesetzt): Weis er was, lieber Laukhard, geh er hin, und wenn er in sechs Wochen das Mensch noch will, so soll er sie auf mein Wort haben; aber eher nicht: das ist mein Bescheid. —

Die Worte meines Hauptmanns, der sonst nicht gewohnt war, übles von Andern zu reden, machten mich aufmerksam, und ich beschloß, Untersuchungen anzustellen, welches ich bisher aus leichtsinniger Verblendung unterlassen hatte, Ich nahm daher dann und wann meinen Bartolini mit, und ging hernach fort, unter dem Vorgeben, daß ich Geschäfte hätte. Bartolini machte sich alsdann an meine sogenannte Braut; aber die war klug genug, sich mit ihm nicht abzugeben: sie kannte unsre genaue Bekanntschaft, und fürchtete Verrath. Endlich kam das Manöver herbei, und ich mußte als Freiwächter die letzte Wache vor dem Ausmarsch thun, welche damals nur von Freiwächtern oder Stadtbeurlaubten gethan wurde. Ich kam auf die Hauptwache, und zwar ins Stockhaus, wo ich, weil keine Arrestanten da waren, gar nichts zu thun hatte. Abends nach neun Uhr fiel es unserm Junker ein, noch auszufliegen, und er bat mich, mitzugehen. Ich ließ mir das gefallen, und wir liefen da und dort hin, und endlich auch in den berüchtigten Puffkeller unterm Rathhaus, wo damals Madam Plank ihre saubere

Wirthschaft trieb. — Aber wie erschrack ich, als ich meine Schöne, meine unvergleichliche Jungfer Braut hier auf dem Schooß eines Gnoten sah! Sie lief zwar sogleich vom Gnoten weg, und verbarg sich hinterm Ofen: mir aber verging die Lust, sie dort hervor zu suchen, oder ihr gar Vorwürfe zu machen. Ich begab mich vielmehr auf meine Wache, legte mich auf die Pritsche und schlief bis an den Tag. Seit diesem Abend war ich von meiner Liebe, oder vielmehr von meiner Lust, die Jungfer Pabstin zu heurathen, geheilt, und das kaum vier Wochen nach obigem Gespräch mit meinem Hauptmann. Da war ich denn wieder häßlich geprellt!

Den berüchtigten Baron Grossing lernte ich 1785 kennen, nachdem er seine Spitzbubereien in Leipzig nicht mehr fortsetzen konnte, und nach Halle gekommen war. Ich habe auch einigemal mit ihm gesprochen, und viele von seinen Großsprechereien angehört. Seine betrügerischen Unternehmungen will ich vorbeigehen, da sie schon in öffentlichen Schriften, besonders in der A. L. Z. in dem Leben dieses Schwindelkopfs von meinem Freunde, dem Herrn Professor Wadzeck zu Berlin, im deutschen Zuschauer, und in der Beleuchtung der Trenkischen Lebensgeschichte hinlänglich gerügt sind. Ich führe daher nur noch einen Handel an, den ich mit diesem Erzschuft gehabt habe.

Ich ging einmal mit einem Schlesier, Herrn Martin, durch die Märkerstraße: Grossing begegnete uns, steif und gravitätisch auf dem breiten Stein einherschreitend. Herr Martin wich ihm aus, ich aber sagte aus Aerger auf französisch zu ihm: warum weichen sie denn einem Schuft aus? der Kerl ist ja ein Schurke! Grossing schritt fort, mir nichts, dir nichts. Am folgenden Tag ging ich über den großen Berlin, wo der Aventurier damals wohnte: er erblickte mich aus seinem Fenster, und schickte seinen Bedienten Zeising, der noch jetzt in Halle ist, hinter mir drein, daß ich zu ihm kommen sollte. Ich besann mich einen Augenblick, und ging zu dem sogenannten Baron. Er redete mich dreiste an, ob ich französisch spräche, und ob ich gestern so und so gesprochen hätte? und ohne meine Antwort abzuwarten, drohte er mir, mich beim Obristen, unserm jetzigen General von Thadden, anzugeben. Da würde ich denn auf sein Wort in Arrest geworfen werden, und da sollte mirs gehen, wie dem Guggenthal [m]). Die Großsprecherei und Impertis-

---

m) Guggenthal war Soldat und Grossings treuer Gehülfe bei Huren- und Pasquillgeschäften. Es ist sehr wahrscheinlich, daß eben er am hiesigen Soldatengalgen die schändliche Bemerkung geklebt habe: daß der König von England besser gethan haben würde, den Johann Reinhold Forster zum Schweinhirten zu machen, als

nenz des Betrügers ärgerte mich so sehr, daß ich ihm sagte, er möchte ins Teufels Namen thun, was er wollte — und ging. Noch an selbigem Tage des Abends begegnete mir Zeising, welchen ich fragte, ob sein Herr mich verklagt hätte? Zeising verneinte es, und sagte, Grossing würde mich wohl schwerlich verklagen, da er sich vor Entdeckungen fürchtete. Es schien, als wenn er vermuthete, daß ich um seine Geschichten wüßte, und daher würde er froh seyn, wenn die Sache liegen bliebe. — Nicht lange hernach rief er mich von neuem aus seinem Fenster, und redete sehr freundlich mit mir, ohne der Geschichte mit einem Worte zu gedenken. Er ging bald hernach nach Berlin, wo er seine Rolle weiter spielte. Mehr gehört von diesem Charletan hieher nicht. Wie er einige der hiesigen Gelehrten in schriftstellerische Thätigkeit für seine Broschüren gesetzt und sie hinten drein schelmisch geprellt habe, mögen diese Herren selbst rügen, oder es verschmerzen, wenn sie dem Schimpf entgehen wollen, in das Netz eines Betrügers gefallen zu seyn.

---

ihn mit Cook um die Welt segeln zu lassen. Ganz Halle weis noch, was für ein Skandal hieraus entstanden ist. — Und dieser Kerl, der auch ein Edelmann und vorher österreichischer Officier gewesen seyn wollte, ward endlich selbst an Grossingen zum Verräther.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Urlaub. Kirchlicher Zustand im Weimarischen. Abentheuer des Hofrath Schnauberts in Jena.

Es war mitten im Winter 1786, als mich mein Vetter, Herr Dietsch, der Weinhändler, zu sich auf den Kronprinzen kommen ließ und mir sagte: er habe Vollmacht von meinem Vater, Kaution für mich zu stellen und mir Urlaub auszuwirken. Ich kann nicht sagen, daß mich diese Nachricht sehr erfreut hätte. Ich hatte damals viele Herren, welche mich alle sehr ordentlich honorirten. Besonders muß ich die Herren Ideler, Schwerin, Bülow, Klose, Gärtner, Brau, von Fährentheil und andere meiner damaligen Scholaren in diesem Stück rühmen. Fürs andre war es Winter, und das Reisen um diese Zeit sehr beschwerlich. Dann hatte ich auch gar wenig Lust, die Pfälzer Mosjehs je wieder zu sehn und mich von den schwarzen Hans-Narren in meinem Vaterlande bekritteln zu lassen. Aber diese und mehr andre Gründe wichen dem Willen meines ehrlichen Vaters, den ich zwar immer, leider nur nicht auf die rechte Art, geehrt, und geliebt habe.

Herr Dietsch mahlte mir meinen Herrn Bruder eben nicht vortheilhaft: er habe sich, sagte er, sehr gefreut, als er gehört hätte, daß ich Soldat geworden wäre: er habe nämlich geglaubt, daß mein Vater sich jetzt nicht ferner um mich bekümmern, und blos ihn für seinen lieben Sohn halten würde u. s. w.

Nun fragte sichs, wie wirs mit meinen Schulden machen sollten? Herr Pauli, der Träteur, erließ mir gleich zehn Thaler, so auch der Buchbinder Münnich, aber der Schneider Thieme erst nach langem Akkordiren. Von kleinern Schulden wurde nichts abgezogen. Nachdem die Schuldensache in Ordnung war, erlaubte der General, daß ich abreisen konnte.

Ich hatte noch einiges Geld von Studenten zu fodern: an diese wies ich meinen Wirth Müller, der es auch richtig bekommen hat. Eben dem Müller schenkte ich meine sonstigen Effecten, die ich nicht mitnehmen konnte. Auch lößte ich meine Uhr ein, welche viele Jahre versetzt gewesen war, kaufte mir ein paar Stiefeln, und einen blauen Oberrock zur Reise, erhielt meinen Paß, und schob ab. Herr Leveaux hatte nach meines Vetters Einrichtung die Kaution beim Regimente ausgestellt.

Man kann leicht denken, daß die Empfindung der Freiheit, welche ich jetzt wieder genoß, eine sehr

angenehme Empfindung gewesen sey. In Passendorf schon kehrte ich ein, so auch in Schlettau und Lauchstädt. In Neumark traf ich beim Wirth Thomas, von dem ich schon oben gesprochen habe, die Neujahrssänger an: es war gerade der Tag nach Neujahr. Es ist nämlich in Sachsen Mode, daß die jungen Bursche auf den Dörfern zur Neujahrszeit in die Häuser der begüterten Bauern einkehren, und da Neujahrslieder, z. B. „Das alte Jahr vergangen ist" — „Das neugeborne Kindelein" — „Hilf Herr Jesu, laß gelingen" u. a. herkrächzen, und dafür nach der Observanz belohnt werden. Das Geld wird hernach gemeinschaftlich versoffen. In der Pfalz singt blos der Nachtwächter in der Neujahrsnacht dergleichen Lieder, und die jungen Bursche schießen das neue Jahr an, indeß die ältern Bauern es anläuten. Alle sind zu der Zeit en canaille besoffen. Das ist so der Anfang der neuen Zeit.

In Naumburg blieb ich über Nacht, bekam sehr schlechtes Essen und noch schlechteres Quartier, muste aber doch den andern Tag früh derb bezahlen. Es waren noch andere Fremde da, welche auch sehr über des Wirths Prellerei klagten. Das Wirthshaus ist vor dem Thore, wo man nach Erfurt zu geht: den Namen hab ich vergessen; sonst setzte ich ihn zur Warnung her. Auf dem Wege nach Erfurt mußte ich liegen bleiben. Meine engen Stiefeln

hatten mir die Füße n) aufgerieben. Schon in Naumburg merkte ich das, und wusch mir das Geschundene mit Spiritus: aber es ward auf dem holpricht-gefrornen Wege nur noch schlimmer, und nöthigte mich, in einem weimarischen Dörfchen liegen zu bleiben. Das Dörfchen hieß Neustädt, gemeinhin Neischt, und der Wirth Krippenstapel. Dieser war Bierbrauer, Branteweinbrenner und mästete beiher auch Schweine. Es war ein lustiger, muntrer Mann, der gern von politischen Neuigkeiten schwadronirte: seine Frau und Töchter waren auch recht gute Dinger. Der Mann schien Vermögen zu haben. Ich muste vier ganze Tage da bleiben, bis mein Fuß wieder fort konnte. Um mir die Zeit zu vertreiben, las ich in einem lateinischen alten theologischen Schmöcher, den mir der Hr. Kantor borgte — es war Waltheri Harmonia Biblica — und unterhielt mich des Abends mit dem Herrn Kantor. Dieser Mann, sonst ein großer Liebhaber vom Schnapps, liebte das Sprechen über theologische Sachen, und haßte alle Freigeisterei. Doch war er, wie er sagte, dem Aberglauben gram, und sprach von Gespenstern, Hexen und Kobolten mit Verach-

---

n) Meine Leser verzeihen, daß ich nicht — mit Erlaubniß zu melden — oder so was sage. Wir Soldaten nehmens nicht so genau.

tung. Er erzählte mir eine Anekdote von seiner gnädigen Herrschaft, welche mir damals unwahrscheinlich vorkam, die ich aber hernach in einem Buche o) bestätigt gefunden habe. Des jetzigen Herzogs von Weimar Großvater sollte nämlich vor ohngefähr 40 Jahren befohlen haben, daß man in jedem Dorfe an einem gewissen Tag einige hölzerne Teller auf eine gewisse Weise konsekriren sollte. Diese konsekrirten Teller sollte man unter gewissen magischen Zeichen und Worten, wenn eine Feuersbrunst entstünde, einen nach dem andern hinein werfen: es würde alsdann beim Wurf des dritten Tellers das Feuer gewiß erlöschen. — Wenn aber noch vor vierzig Jahren der Weimarische Landesherr und seine Räthe so finster waren: wen könnte es wundern, daß noch 1787 die dickste Finsterniß auf den Weimarischen Dörfern herrschte! Man sollte gar nicht glauben, daß diese einem Landesherrn angehörten, dessen Residenzstadt mit den hellsten Köpfen Deutschlands geschmückt ist. Hier sieht man recht augenscheinlich, daß auch die besten Schriftsteller nicht einmal in ihrem nächsten Umkreise auf die Volksklasse wirken, wenn Kirchen- und Schullehrer nicht die verdollmetschenden Vehikel.

---

o) Absichtlich nenne ich dieses Buch nicht: die Recensenten müssens ja so kennen, und Andre geht der Name des Buches nicht an. Für die mag die Autorität des Neustädter Kantors genug seyn.

ihrer Belehrung werden. Selbst lesen thut der gemeine Mann in Städten und Dörfern selten: und lieſt er auch, so ist das Meiste für ihn zu hoch: wo soll er also Licht hernehmen, wenn man es ihm in der Schule und Kirche unter Scheffeln versteckt, oder was noch ärger ist, wenn selbst Schul- und Kirchenlehrer so düster leuchten, daß sie des Putzens von allen Seiten selbst bedürfen! Und daß dies der Fall auf den meisten Weimarischen Dörfern sei, wird uns nicht befremden, wenn wir wissen, daß selbst Weimar hiervon nicht ausgenommen ist. Gar Weimeranerinnen bekennen, daß es keinen elendern Mädchen-Schulmeister geben könne, als ihr Hr. Knoblauch gewesen sey: und dieser Stümper vor dem Herrn ist jetzt Pastor auf einem Dorfe! Stecken nicht auch die Predigten des jetzigen Vicepräsidenten Herders gegen die Predigten seiner orthodoxen Herren Amtsbrüder in und um Weimar gegen einander ab, wie Tag gegen Nacht und Licht gegen Finsterniß? Und doch haben die letztern mehr Zuhörer, als der erstere — allerdings aus der Classe der christlichen Kretis und Pletis, die auch im Weimarischen noch über alle Erwartung hinaus ist. Hierzu nehme man den Weimarischen Katechismus, nebst Gesangbuch und Kirchen-Agende; welch ein alter Sauerteig riecht nicht in allen dreien! Herder, der göttliche Herder, hat gewiß Verbesserungen

vorgeschlagen; aber die übrige liebe Geistlichkeit hat vielleicht die Delikatesse ihrer orthodoxen Denkungsart so weit getrieben, daß sie lieber alles aufopfern, als Herdern folgen wollte — so folgsam als nämlich die Buchstaben: Theologen gegen Christi Geist — den gesunden Menschenverstand — sind, und so zärtlich leise sie auf den Wunsch eines väterlichen Landesherrn horchen, um durch die Verbreitung besserer Einsichten glücklichere Menschen machen zu helfen. — Und so hätte auch Weimar seine Gelehte mehr fürs Ausland, als für sich. —

Ich nahm mir, als ich wieder gehen konnte, vor, nach Jena und von da aus weiter zu reisen. Ich hatte in Jena Freunde aus dem Vaterland und sogar einen Vetter Vitriarius. Also ging ich von Neustädt über Apolda dahin. Ich kehrte sogleich, nachdem ich mich bei dem Invaliden: Major gemeldet, und als beurlaubten Preussischen Soldaten legitimirt hatte, im halben Mond ein, meinen hungrigen Magen auszufüllen. Nach dem Essen ging ich auf den Fürstenkeller, wo ich Studenten anzutreffen dachte. Ich betrog mich auch nicht: denn der Tisch war mit fidelen Mosellanern besetzt. Ich forderte ein Maaß Köstritzer Bier, und setzte mich auf die Seite. Da kam der Perükenmacher Stahlmann und klotzte mich an; hernach der dicke Fleischer Schmidt, der es eben so machte. Sie wiederhol-

ten ihre Besichtigung mehrmals, „Er ists, hohl mich der Teufel," fing endlich Schmidt an. „Freilich ist ers, oder ich will ein Hunzfott seyn," erwiederte Stahlmann. Ich hatte Mühe, mich des Lachens zu enthalten. Nachdem sie lange so räsonnirt hatten, trat Schmidt zu mir, und sagte: Gelt du bists?

Ich: Herr, seit wann sind wir denn Dutzbrüder? Weis der Herr nicht besser zu leben?

Schmidt: Sag du, was du willst, du alter lieber Bursche: mich soll gleich der Teufel holen, und in Lüften zerreissen, wenn ich dir nicht gut bin!

Ich: Herr, ich kenne Sie ja nicht!

Schmidt: Nicht! Alter Laukhard sey kein Narr! durch hundert Thüren kenn' ich dich durch! Komm, trink! — Schmollis!

Indessen waren die Herren Bursche am langen Tisch auf uns aufmerksam geworden, und hatten von Stahlmann vernommen, wer ich wäre. Sie kamen also alle um mich herum, freuten sich meiner, und nöthigten mich, mich mit an ihren Tisch zu setzen, und mit ihnen zu trinken — alles so recht nach dem ächten jenaischen Mosellaner Kommang. Ich wollte meinen Krug mitnehmen, aber Heinold, der damalige Senior der Mosellaner, nahm ihn, goß ihn aus, und ließ mir gleich ein halb Stübchen Köstritzer geben. Innerhalb einer halben Stunde hatte ich

schon alle die Herren, an der Zahl über dreißig, zu Dutzbrüdern. Ich wollte wieder nach dem halben Mond zurückkehren; aber das hieße die jenaische Gastfreiheit beleidigen, und daher muste ich bei einem Burschen, eben bei dem obengenannten Herr Heinold einkehren, und bei ihm übernachten. Ich hab drei Nächte bei ihm zugebracht, habe täglich den Fürstenkeller besucht, und bin einmal zu Dorfe gewesen. Die beiden Nebel von Worms, Heinold, Kaufmann, Vitriarius, Martin und andre haben mir während meines damaligen Auffenthalts in Jena viel Vergnügen gemacht. Noch einmal Dank dafür!

Ich kannte zwei Professoren in Jena, die erst dahin gekommen waren, — die Herren Fabri und Schnaubert. Letzteren wollte ich besuchen, und versprach mir gute Aufnahme; allein ich irrte mich. Schnaubert war ehemals, als katholischer Kapellan ohnweit Bingen am Rhein, in einen zu genauen Umgang mit seiner Köchin gerathen, und da die Folgen dieses Umgangs sichtbar wurden, fürchtete sich Meister Schnaubert vor Marienborn p), ward

---

p) Ist ein Dorf eine Stunde von Mainz, wo man die Pfaffen, welche sich vergangen haben, einsperrt. Der unglückliche Isenbiehl ist auch da gesessen. Sonst ist ein Gnadenbild der heil. Maria zu Marienborn, das

mit seiner Dulcinea flüchtig, und kam nach Giessen, einem Orte, wo man von jeher die Proselyten willkommen hieß. Hier meldete er sich bei der Geistlichkeit, insbesondere bei Bennern, der ihm aber ein sauer Gesicht machte: Benner nämlich, so orthodox er sonst war, hielt nichts auf Proselyten, welche mit dickbäuchigen Mamsellen ankamen. Bechtold, Ouvrier und Diez nahmen ihn besser auf. Ob man gleich keine Konvertitenkasse in Giessen hat, so erhielt doch Freund Schnaubert funfzig Gulden, und dieser heilige Geist machte, daß er das lutherische Glaubensbekänntniß in die Hände des Herrn Diez ablegte. Eben das that auch seine Madonna. Nun adressirte sich Schnaubert, der von der Welt nichts mitgebracht hatte, als einen alten verschabten grauen Flausch, schwarze Weste, Hosen und dergleichen Strümpfe; einen Hut mit Marasmus Senilis, wie Herr Bahrdt spricht, und dessen Mamsell auch nichts hatte, als wie sie ging und stand — an die Studenten, und diese gutmüthigen Jünglinge gaben her, so viel gerade in ihrem Vermögen war. Ich habe, ohne Ruhm zu melden, auch zu denen gehört, welche Herrn Schnaubert

---

unfruchtbare Weiberbäuche fruchtbar machen soll — durch Hülfe des Glaubens, der freilich sehr oft selig, — aber nicht minder auch närrisch macht.

unterstützt haben; ja, ich habe in meinem Kränzchen, dessen Senior ich damals war, eine Kollekte für ihn angestellt.

So versorgt, studierte Herr Schnaubert Jura, und ward mit den Studenten so fideel, daß er für einen ordentlichen Kerl und guten Zotologen gehalten wurde. Durch Fleiß und Bücherlesen erlangte er in kurzer Zeit eine artige Kenntniß der Rechte, und sein kriechendes jesuitisch-pfaffisches Wesen erwarb ihm die Gunst des Kanzlers Koch in hohem Grade, und er wußte sich derselben durch Anbringung neuer Mähren von allerlei Art, besonders von Studentenhistörchen immer mehr zu versichern. Alles, was in der Stadt bei den Burschen-Parlamentern im Rappen und Stern, bei den Expeditionen aufm Schießhause u. s. w. vorging, wußte Herr Koch, und warf es bei Gelegenheit den Studenten vor. Man untersuchte, woher wohl Koch das alles wissen möchte: und siehe da, Meister Schnaubert ward als Mährenträger entdeckt. Als er hierauf einmal zu Wiesek beim Schwarzen — wie wir den einen der dortigen Wirthe nannten — in eine Studentengesellschaft eintrat; so wurde er nicht nur erbärmlich ausgehunzt, sondern obendrein noch mit hundert Rippenstößen aus der Stube herausgeschmissen. Von der Zeit an hatte Schnauberts Umgang mit den Studenten ein Ende.

Indessen ward Herr Schnaubert Doctor und Schriftsteller: er ließ etwas über Böhmers Lehrbuch des Lehnrechts drucken, unter dem Titel — Kommentar q) — versprach auch einen ähnlichen über desselben Autors Kompendium des geistlichen Rechts. Das verschaffte ihm einigen Ruf — und er kam als Professor nach Helmstädt, und von da nach Jena, wo er nach Art der Jenaischen Herren Professoren, die mit dem simpeln Professor: Titel r) mein Tage nicht zufrieden sind, sich mit dem Hofrathstitel schmücken ließ.

Schnaubert war noch nicht lange in Jena, als ich jetzt dahin kam. Ich dachte gewiß von einem Manne gut aufgenommen zu werden, um den ich

---

q) Es muß doch zu unsern Zeiten traurig mit der Gelehrsamkeit aussehen, wo solche Hefte oder Kommentare mehrere Auflagen erleben können, z. B. Höpfners Kommentar über Heinneccius Institutionen. Man sehe auch Bauriedels, des theologischen Kandidaten Kommentar über Hellfelds Pandekten, wie auch Herrn Glücks allmächtigen dickleibigen und doch in den ersten Grundsätzen mangelhaften Kommentar über das nämliche Kompendium.

r) Ein gewisser Meister in Halle, den ich aber nicht gedruckt nennen mag, äusserte neulich gegen einige Studenten: Herr Eberhard wäre doch immer weit weniger, als er: Er — sey — — Rath, und Herr Eberhard nur — Professor! — O über den theoretisch-philosophischen Meister!

mich mehr als einmal verdient gemacht hatte. Ich trat also an seine Thür und klopfte; Herr Schnaubert kam heraus: „Was will Er?" — Ei, ei, Herr Professor, Sie kennen mich wohl nicht mehr? Hier hatte ich vergessen, den Hofraths-Titel herzubeten, und auf diese Art hatte ich den Meister vollends außer Fassung gebracht. „Ja, ja, sagte er, Sie sind Laukhard: „ist mir Lieb, Sie zu sehen: aber pardonniren Sie, ich hab' Geschäfte!" — Sapperment, wie mich das Ding ärgerte! in die Augen hätt' ich ihm spucken mögen. — „Ich habe, fuhr er fort, von ihren Switen gehört: der Kanzler Koch hat mirs nach Helmstädt geschrieben." So! erwiederte ich: wahrscheinlich wollte er Ihnen die Mährchen wieder vergelten, die Sie ihm in Gießen so reichlich zutrugen. Hat er Ihnen vielleicht auch sein Heft übers Kanonikum von Böhmer geschickt, daß Sie es damit machen können, wie Sie es mit dem Gatzertischen s) gemacht haben?" Mein Mann erboßte, und lief in seine Stube, und ich — schob ab. Auf dem Keller erzählte ich, wie billig, die ganze Historie mit allem Kolorit, den Studenten: diese murrten gewaltig. „Es ist 'n Schl**, sagte der

---

s) Man muß wissen, daß Schnauberts berufener Kommentar über das Kompendium juris feudalis weiter nichts ist, als die Vorlesungen des gelehrten Herrn Gatzert.

eine: Es ist 'n B**, sagte der andere." Nein, er ist ein Jesuit, sagte ich: ein Mensch, der Pfaffismus und Juristismus verbindet, und so allemal ein — ꝛc. ist [e]).

---

e) Wie grob und unwürdig eben dieser Held dem Herrn Weisse noch vor kurzem begegnet sey, ist S. 244 u. f. zu lesen in Weissens Schicksalen und Verfolgungen in Deutschland und Spanien, von ihm selbst beschrieben. (1792). „Das Benehmen „dieses Mannes, — des Herrn Hofrath und Profes„sor Schnaubert's — sagt Herr Weiße — war „so ganz wider alle konventionelle Lebensart, daß ich „glaubte, nicht vor einem gebildeten Gelehrten und „öffentlichen Beamten, sondern vor irgend einem ge„meinen Manne zu stehen, der zwischen Er und Sie „keinen Unterschied zu machen, und überhaupt von „feiner Sitte, feiner Lebensart nichts weiß. — „„Unwillen empfindet man, wenn Leute, die selbst den „„Zustand der Dürftigkeit, die selbst so manches Un„„angenehme in der Welt erfahren haben, dies alles „„bei erfolgten glücklichern Umständen so weit vergeß„„sen, daß sie sogar übermüthig in ihrem Glücke werden. „„Ich habe durchgehends die Bemerkung bestätigt ge„„funden, daß je höhern Standes, je edlerer Geburt, „„je feinerer Erziehung und Bildung ein Mensch ist, „„er auch um so viel höflicher ist, und selbst dem „„geringsten Menschen die ihm zukommende Ach„„tung beweiset: dahingegen ein Mensch von niedri„„ger Herkunft, von schlechter Erziehung und Bil„„dung gemeiniglich dieses Gepräge behält, auch — „„wenn — er — zur höchsten — Würde gelangt ist.““ Und daher die vielen Höckermänner troz ihres Amtes und Reichthums und die vielen Höckerweiber troz ihrer

Wird Herr Schnaubert für gut finden, sich auch durch irgend einen getreuen Cumpan vertheidigen zu lassen, wie Kanzler Koch in Gießen durch Herrn Schmidt gethan hat, so hat er die Litteratur-Zeitung ja recht in der Nähe. Aber er mag sich vertheidigen lassen, oder nicht, — ich werde noch mehr Gelegenheit haben, mit ihm deutsch weiter zu sprechen: seine skandalöse Geschichte ist mir zu gut bekant. Du aber, lieber Leser, lerne hieraus, Niemanden geringschätzig zu behandeln: denn Berg und Thal begegnen sich nicht; wohl aber der eine Mensch dem andern: und wie diese in den Wald hineinrufen, so schallt es zurück! —

Ich schied an einem Sonnabend von Jena in Gesellschaft mehrerer Studenten, welche mich bis Weimar begleiteten, wo sie die Komödie sehen wollten. Ich hatte keine Lust dazu, und lief noch eine Meile weiter auf ein Mainzisches Dorf, wo ich die Nacht blieb. In diesem Dorfe war ein Kaiserlicher Werber, der mich gern anwerben wollte. Ich mußte nur lachen über die närrischen Bemühungen des Halters.

Hauben und neumodisch umfabricirter Kleidung. Gott behüte uns alle vor diesen Drachen der bürgerlichen Gesellschaft!

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Gar zur Seite eines gnädigen Fräuleins! Fernere Begebenheiten zu Erfurt, Gotha, Hersfeld, Gießen, Frankfurt am Mayn und Alzey. Ein Wink für Fürsten.

Früh wollte ich meine Reise fortsetzen, als ein Kutscher hereintrat und Schnapps foderte. Wohin die Reise, Schwager? „Nach Gotha!" — So? kann ich mitfahren? „Warum nicht: acht Groschen, und Sie sitzen hinten auf." — Ich pränumerirte, und saß hinten auf. — Wer sitzt denn da hinten? fragte ein funfzigjähriges Fräulein. — Ja, das weis der liebe Gott, antwortete der Schwager: er muß doch wohl einen Paß haben! er will ja durch Erfurt. — Es währte nicht lange, und Fräulein mußte aussteigen: es war, wie Yorik sagt, rien que pisser. Ich stieg auch ab, und steckte meine Pfeiffe an. Da ließ sich das Fräulein mit mir ein ins Gespräch: erzählte, daß sie ein Hoffräulein von Gotha wäre, in Weimar Freunde besucht hätte, und daß der junge Mosjeh, den sie bei sich hätte, Junker Karl hieße. Ich belehrte sie jetzt auch von meinen Umständen, und Fräulein, nach vielen „Herr Gott! Herr Jesus!" gestattete mir, mit in der Kutsche

zu sitzen, und sie da mit Gespräch zu unterhalten. Fräulein war belesen, verstand auch Französisch und Musik, wie sie sagte: hatte viel Freier gehabt, auch recht angesehene Kavaliers und Officire; hatte sich aber niemals entschließen können, sich in die Bande und ins Bloch der heiligen Ehe zu begeben. — Diese Sprache war mir schon seit meiner lieben Jungfer Tante bekannt.

Am Erfurter Thor muste ich absteigen, meinen Paß vorlangen, und mich sodann von einem Gefreiten auf den Petersberg zum General führen lassen. Im Preußischen, wo doch gewiß das Militär zur hohen Vollkommenheit gestiegen ist, macht man nicht so viel Umstände: da ist das Vorzeigen des Passes am Thor hinlänglich, weil die Preußischen Generale mehr zu thun haben, als daß sie jedes fremden Soldaten Paß durchsehen sollten. Der Gefreite verlohr den Paß, und darob wurde schwerer Mohr auf dem Petersberg: denn ich bestand schlechterdings auf meinen Paß, und schimpfte auf die jämmerliche Disciplin, welche Pässe fremder Soldaten verlohren gehen ließe. Der Herr General suchte mich mit allerlei Gründen zu besänftigen; sagte aber zuletzt, da ich durchaus nicht nachgab: „Es wäre vielleicht nicht einmal wahr, daß ich wirklich einen Preußischen Paß gehabt hätte. „Hier erboßte ich und versetzte: „Was

meynen Sie, Herr General, wenn das sonst jemand so hörte? Ihr Unterofficier läßt mich zum Thor herein, und schickt den Gefreiten mit mir; und doch lassen Sie sich einfallen, zu äußern, daß ich vielleicht keinen Paß gehabt hätte!" — Der General erröthete über meine Bemerkung, und befahl, daß mir sein Adjutant einen neuen Paß schreiben sollte. Das geschah denn: allein kaum hatte ich den neuen Paß, als ein Soldat meinen Preußischen herauf brachte: er war auf der Straße gefunden worden, wo ihn der Gefreite verlohren hatte.

Hierauf begab ich mich in das Wirthshaus, wo meine Gesellschaft abgestiegen war, aß daselbst zu Mittage, und ging sodann ins Thor, bis die Kutsche ankam, und ich mich wieder einsetzen konnte. Fräulein wollte doch nicht, daß ich mit ihr durch die Stadt fahren sollte! Junker Karl hatte sich gar sehr bezecht, und machte allerlei närrische Possen, welche erst recht drolligt herauskamen, wenn er ausstieg, seine Nothdurft zu verrichten. Der Schwager lachte laut ob des Junkers Possen; dem Fräulein aber war nicht recht wohl zu Muthe, und ich mußte mich neben dem schnurrigen Junker hinsetzen, indeß Fräulein rückwärts fuhr. Ich stellte ihr vor, daß der Junker und ich rücklings fahren könnten, und sie nur geradeaus sitzen bleiben möchte. Allein das wollte sie nicht: Junker Karl möchte schlimm werden,

und sich übergeben — das geschah aber doch, trotz der Vorsicht des Fräuleins, und ich hatte alle Mühe, bei dem komischen Vorfall nicht überlaut zu lachen. Das Fräulein bedaurte nichts mehr, als daß nun der Wagen den üblen Geruch behalten würde.

Wir kamen des Abends in Gotha an, wo ich von Pontius zu Pilatus herumgeführt wurde, bis ich mich endlich in die Schelle, einen Gasthof hinter der Hauptwache, einquartirte, mich am Waizenbier ergötzte, und hernach den Kaufmann Madelung besuchte, an den ich eine Adresse hatte, nach welcher er mir fünf Thaler Sächs. auszahlte. Bei meiner Zurückkunft fand ich einige italiänische Tabulettenträger und einige gothaische Soldaten, welche sich zu mir drangen, und vom Dienst sprachen. Unser Diskurs fiel bald auf den verstorbenen König, und ich, voll Enthusiasmus, den freilich das Waizenbier vermehren half, breitete mich über die Vorzüge des großen Friedrichs so aus, daß ich einige eben nicht höfliche Ausdrücke gegen andre Regenten fallen ließ. Unter andern sagte ich, der König von Sardinien sey eigentlich ein Mäusefallen-König. Dieser Ausdruck, der freilich nicht fein war, brachte einen Piemonteser auf, der mich deswegen zur Rede stellte. Ich vertheidigte mich sehr anzüglich, und als mein Piemonteser fortfuhr, loszuziehen, schmiß ich ihm hinter die Ohren. Nun ward das

Geschläge allgemein: denn die andern Italiäner nahmen sich ihres Landsmanns an, und spektakelten fürchterlich. Die Gothaer standen aber mir bei, und die Italiäner wurden aufs Haupt geschlagen und zur Stube hinausgeschmissen. — In Halle war dieser Auftritt schon bekannt worden, ehe ich dahin zurück kam.

Am folgenden Tage besah ich die Gothaische Wachtparade, wo mich die Hrn. Major und Hauptmann von Henning sehr freundlich behandelten. Letzterer ist ein Bruder des Hrn. von Henning, welcher Kapitain beim Hallischen Regiment ist. Ich habe ihn bei meiner Rückreise noch einmal besucht, wie er mir erlaubt hatte.

Auf der Reise bis Hersfeld fiel nichts vor. In Hersfeld wollte ich einen meiner ehemaligen Ordensbrüder besuchen, Namens Klemens, für den ich mich einmal in Gießen sehr thätig verwendet hatte. Ich trat in sein Haus, und sahe da eine alte Madonna, welche mir seine Mutter zu seyn schien, in der That aber seine Frau war. Nachdem ich mein Anliegen, den Hr. Klemens zu sprechen, angebracht, und Madame mich von oben bis unten aus stark begafft hatte, führte sie mich endlich an eine Thür, trat aber vor mir hinein, kam dann zurück, und erlaubte mir, auch einzutreten. Klemens empfing mich so kalt, als immer Hr. Schnaubert in

Jena: er kannte mich kaum, stellte mir indeß doch ein Glas Hersfelder Bier *u*) hin: ich aber aus Aerger über den undankbaren Ordensbruder machte, daß ich fort kam. Ich fühlte schon lange tiefe Verachtung gegen alle dergleichen Institute, und diese Verachtung gegen das Ganze heftete sich jetzt auch an den einzelnen Bruder, oder vielmehr dieser einzelne Bruder machte mir das ganze Institut nur noch verhaßter.

Aber nun hatte ich einen Auftritt von besserer Art! Ich besuchte die vortreflichen Limbergerinnen, von denen ich schon oben *x*) geschrieben habe, jedoch ohne sie zu nennen. Lenchen war verheurathet, und recht gut verheurathet: ihr Mann war ein gar guter Mann, den ich innigst lieb hatte, und dem ich seine liebe Frau herzlich gönnte. Mariänchen war noch ledig. Die guten Leutchen, welche ich bei dem jungen Manne aufsuchte, waren so froh, als sie mich wieder sahen, daß sie mir ihre Freude nicht genug zu verstehen geben konnten: ich wurde gedrückt und geküßt, ob ich gleich einen Bart hatte, wie ein Jude, den ich aber noch selbigen Abend rasiren ließ. Die alte Mama war auch gar fideel mit

---

u) Unter allen Bieren in ganz Deutschland das elendeste, noch elender als das Gießer und Marburger Bier.

x) Seite 82. in diesem Theil.

mir. Kurz, ich vergaß bei diesen ehrlichen Leutchen die Grobheiten meines massiven Ordensbruders. — Was es doch eine herrliche Sache um Leutseligkeit ist!

In Alsfeld hörte ich vor lauter langer Weile den berüchtigten Säufer und H**jäger Schwarz, D. Bahrdts ehemaligen Antagonisten und großen Kloppfechter in den theologischen Katzbalgereien y): nach der Predigt besuchte ich meinen Freund, den Hn. Rektor Münch, einen hellen Kopf, und gelehrten Mann.

Zu Grüneberg erwiesen mir meine Freunde, besonders Hr. Assessor Briel, viel Ehre.

In Gießen kam ich gleich nach zwölf Uhr Mittags an, und die Gießer Bürger, welche mich noch recht gut kannten, blieben auf der Straße stehen, und sagten zu einander: „da ist ja Laukhard!“ oder: „wißt ihr was neues? Laukhard ist hier.“ Und so war binnen einer Stunde die Nachricht von Laukhards Ankunft durch die ganze Stadt. Als ich zu Magnus in den Stern kam, hatte dieser schon längst gewußt, daß ich da war. — Auf dem Billard, wo ich den Billardeur Möller noch von der Universität her kannte, versammelten sich die Bursche um mich, und da mußte ich denn erzählen, was ich so wußte. Sie waren von meinen Schicksalen un-

---

y) Man erinnere sich der 81 u. 82. Seite in diesem Bande.

errichtet, weil einige Hallenser dorthin gekommen waren, und von mir erzählt hatten. Von meinen alten Bekannten besuchte ich blos die Herren Köster, Roos, Böhm, den Sekretär Reuß und einige andere. Für mehrere blieb keine Zeit übrig: die Studenten blockirten mich so, daß ich die vier Tage, die ich in Giessen war, beinahe immer in ihrer Gesellschaft seyn mußte.

Der Kommang in Giessen hatte sich zwar etwas verfeinert, war aber noch immer Giesser Kommang: sogar die Gemälde im Karzer waren noch zu sehen: die Eulerkappereien dauerten auch noch fort, wie das Periren des Schusters Wannig: die Bier- und Schnappsgelage florirten nicht minder. — Ich würde meine Leser beleidigen, wenn ich ihnen abermals eine Beschreibung des Giesser Wesens auftischen wollte; sie haben im ersten Theil vielleicht schon mehr als zu viel davon lesen müssen. — Die Zahl der Studenten hatte sehr abgenommen, aber die der Professoren war gestiegen. Bei Herrn Hetzel hospitirte ich.

Den Tag vor meinem Abschied kam der Inspektor Birau von Alzey nach Giessen, aus dem Hinterlande, wo er Geschäfte gehabt hatte. Er war froh, mich zu treffen, und ich, — einen Reisegefährten nach der Pfalz zu haben. Hr. Birau fing an, mir allerhand vorzuwerfen; als er aber

merkte, daß mich das Ding verdroß, so ließ ers gut seyn. Wir fuhren den folgenden Tag mit dem Postwagen fort, wurden in Nauheim bei Friedberg geschnürt, und kamen früh um zehn Uhr zu Frankfurt am Main an.

Ich suchte einige Bekannte auf, und ging auch in ein Wirthshaus, wo Preussische Werber sich aufhielten. Die Herren dachten anfangs, daß ich so was für sie werden könnte; allein da sie meinen Paß sahen, so liessen sie zwar den Gedanken, mich anzuwerben, fahren, behandelten mich aber doch aufs freundlichste, und gingen sogar mit mir in den rothen Ochsen z) als das Oestreichische, und den Tannenbaum, als das Dänische Werbhaus spatzieren. In Frankfurt spielen die Preussen eine ganz andere Rolle, als die Dänen und Oestreicher, welche freilich an der Zahl die Preussen weit übertreffen; aber kein Geld haben, daher wenig Aufwand machen und so — weniger locken können.

Hr. Birau war in Frankfurt krank geworden, und daher mußten wir einige Tage länger bleiben. Nachher reißten wir mit Retourschäsen über Mainz nach Alzey. Am folgenden Tag kam mein Vater und meine Mutter, und holten mich in ihrer Kalesche

---

z) Eben das Werbhaus, wovon im I. Th. S. 238. ein mehreres in Rücksicht auf mich zu lesen war.

ab. In Alzey lernte ich den lutherischen Rektor kennen, welcher dem Meister Grim, einem der größten Saufaußen in der ganzen Pfalz, nachgefolgt war. Der neue Hr. Rektor hier Herrenschneider, ein Brudersſohn des im I. Theil beschriebenen Hofpredigers Herrenschneider von Strasburg, und war, nach Strasburger Zuschnitt, Magister der Philosophie: diese Würde hatte er sich durch eine ganz exzellente Disputation über die Apokalypse erworben! Einen schalern Kopf, der aber sehr viel von sich und seiner Gelehrsamkeit aufschnitt, hab' ich mein Tage nicht gesehen. Ich kappte ihn einigemal derb ab; allein er ließ sich das nicht anfechten, sondern zwang mich gleich am ersten Tage unsrer Bekanntschaft, das fürchterliche Ding, die Dissertation über die Apokalypse durchzulesen, und ihm darüber mein Urtheil zu eröffnen. Ich lobte sie zwar überhaupt; bemerkte aber doch, daß der Autor manches neuere Buch, besonders die Semlerischen Bücher über den Canon, und den Horus, oder das astrognostische Endurtheil über dieses Sibillenbuch, gar nicht gekannt, wenigstens nicht benutzt hätte. Das verdroß meinen Meister Herrenschneider, und ich fand auch bei diesem faden Menschen, daß, wenn ein Autor, er sey auch wer er wolle, jemanden um sein Urtheil über eine Schrift fragt, er nur gelobt seyn will; und wer ihn tadelt, sein Freund gewesen ist.

Damals war der Landschreiber von Alzey, der Geheime-Rath Koch, gefährlich krank, so, daß man jeden Augenblick sein Ende erwartete. Ich hörte das in der Krone zu Alzey, wohin ich einiger Verrichtungen wegen gegangen war. Eine ganze Stube voll Leute saß da, von welchen der eine immer mehr, als der andere die Bedrückungen und Ungerechtigkeiten aufführte, welche dieser Hr. v. Koch, oder wie man ihn dort nannte, der große Mogul, verübt hatte. Die fürchterlichsten Verwünschungen folgten allemal auf die scheußlichsten Nachrichten. In solchen Gelagen sollten sich die Fürsten dann und wann inkognito einfinden: sie würden Dinge von ihren Lieblingen und vermeinten getreuen Bedienern hören, worüber sie erschrecken müßten. Der Kurfürst von Pfalz-Baiern ist gewiß ein recht gutmüthiger Fürst — so kenne ich ihn, und so kennt ihn jedermann — und doch wird kein Land mehr durch Ungerechtigkeit mißhandelt, als eben sein Pfalz-Baiern. Es geht ihm wie allen gutmüthigen Fürsten: sie glauben wunder, wie gut es in ihrem Lande zugehe! wie glücklich ihre Unterthanen seyen, indeß das Klagen und Lamentiren beim geringern Stande kein Ende hat. — Koch ist damals zur höchsten Betrübniß der Einwohner im Oberamt doch nicht gestorben.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Wie mich Vater, Mutter, Tante und Bruder empfangen haben.

Mein Vater machte mir ganz und gar keine Vorwürfe: geschehene Sachen, meynte er, wären einmal nicht zu ändern, und da müßte man auch nicht weiter davon reden. — Ein nur halb wahrer Grundsatz! Man muß allerdings davon reden, wenn man Klugheitsregeln daraus für sich oder Andere nehmen kann. Allein mein Vater hatte so sein System; und nach demselben war mehr das Schicksal, als ich selbst Schuld an meinen Unfällen. Meine Mutter bedaurte freilich hauptsächlich das hübsche Geld, das ich gekostet hatte, und das nun nach ihrem Ausdruck, in 'n Dreck geworfen war: aber der Alte bath sie, zu schweigen, und uns keine trüben Stunden zu machen: Da schwieg sie dann. Meine alte Tante war vollends außer sich, da sie mich wieder sah, und konnte ihrer Fragerei gar kein Ende finden.

Ich mußte mit meinem Vater allein auf sein Stübchen kommen: da erklärte er mir, daß mein Soldatenwesen die üblen Gespräche, welche von mir längst herumgegangen wären, stark vermehrt und alle alten Geschichtchen wieder ins frische Andenken

gebracht hätte. Man hatte nämlich mein Soldatwerden in einige Zeitungen eingerückt — als wenn es eine so große Sache wäre, wenn ein Magister Soldat wird! Ist denn überhaupt der Herr Magister eine so wichtige Creatur? Alsdann wären ja die Herren Avenarius [a]), Mese [b]), Weisse, sonst Albus [c]) genannt, und hundert andere zu

---

a) Bahrdts ehemaliger Abschreiber. Wie dieser arme Schlucker zur Magisterwürde gelangt sey, steht im II. Band der Bahrdtischen Lebensgeschichte.

b) Latinisirt Masius. Man hat ihm erst neuerlich in Hamburg seine Spiegelfechtereien u. dgl. gelegt.

c) Dieses hochfahrende und unruhige Männlein hat jetzt eine Schrift edirt, die manche interessante Bemerkungen über einige Gegenden Deutschlands, die Schweiz und Spanien enthält, auch etwas über die Gießer und Jenaer Universität. Sie heißt, wie wir schon wissen: Weissens Schicksale und Verfolgungen. — Vergleicht man diese Schrift mit jener: Weissens (sonst Albus genannt) Uebertritt zur katholischen Kirche; so soll, wie ich von Herrn Bispink gehört habe, Herr Weisse in die Alternative gerathen: entweder vor Zeiten oder jetzt hintergangen zu seyn, oder selbst hintergangen zu haben. Das erstere wäre kurzsichtig; das andere nicht brav. Ich muß die Gründe für diese Behauptung hier dahin gestellt seyn lassen, und will nur noch bemerken: daß Herr Weisse vorgiebt, zu Barcelona zum Doctor der Philosophie — nicht zum Magister — promovirt worden zu seyn. Hier möcht' ich beinahe ausrufen: credat judaeus apella! Es ist nämlich bekannt, daß

zu Wittenberg, oder sonstwo fabricirte Magisterlein, auch sehr wichtige Leute [d])! Aber vielleicht hatten die Herren Zeitungsschreiber zu Gotha und Frankfurt am Main damals gerade noch einige Zeilen nöthig, ihre Blätter vollzumachen: vielleicht wollte sich ein hämischer Mensch an mir rächen! Wer es von Halle aus nach Gotha geschrieben habe, weis ich: es war ein Herr Müßiggänger. — Genug, mein Soldatwerden war in den Zeitungen gestanden, und hatte die alten Mähren wieder aufgeregt. Daher fuhr mein Vater fort, müßte ich, wenn ich da bleiben wollte, lange, lange Zeit einen sehr eingeschränkten Lebenswandel führen, damit das hundertmäulige

---

auf den meisten katholischen Universitäten, vorzüglich in Spanien, der Promotions-Eid auch das Bekänntniß der unbefleckten Empfängniß Mariä einschließt. Hierauf schwört kein Protestant; und um dieser bis zum Tode bleiben zu können, will Herr Weiße im Inquisitions-Gefängniß zu Barcelona gesessen haben, — ob er gleich auch, nach der andern Schrift, schon in Prag katholisch geworden seyn will. — Wie reimt sich das! Ein Diplom über seinen Barcelonaischen Doctor hat er auch nicht. Oder sollte man bei Promotionsfällen nachgiebiger seyn in Barcelona, als in Mainz, wo man eben wegen des Promotions-Eides, meinen Vetter, einen Mediciner, zurückwies, wie ich im I. B. erzählt habe? — Schwindelei ist doch nirgend gut!

d) Zu Wittenberg kostet ein Herr Magister gerade so viel, als ein fettes Schwein.

Ungeheuer, die Pfälzische Fraubaserei, sonst fama genannt, endlich schweigen oder bessere Nachrichten von mir verbreiten müßte. — Ob mein Vater hier für sein System konsequent gesprochen habe, will ich nicht untersuchen: ich erklärte nur kurz, daß ich nicht bleiben würde: ich ginge nach Verlauf meines Urlaubs wieder zum Regiment. — Und dazu hatte ich meine guten Gründe, die ich hier angeben muß, weil man sich in Halle und anderwärts sehr gewundert hat, daß ich zurückgekommen bin.

Einmal war ich in der ganzen Pfalz verschrieen, als ein Mensch ohne Sitten, und ohne Religion; und dieses böse Gerücht gründete sich auf unwiderlegliche Thatsachen. Die Nachrichten aus Halle und andern Orten hatten es nur noch verstärkt: und so hatte ein jeder Mosjeh Firlefanz Gelegenheit, mir zu schaden, sobald seine Firlefanzerei, sein Interesse oder seine Rachsucht es erfoderten. Wodurch hätte ich nun den Leuten die Mäuler stopfen sollen? die Pfälzer vergessen alles eher, als die skandalösen Geschichtchen. — Man siehts ja an mir! — Und da war nun gar keine Wahrscheinlichkeit, jemals wieder in Kredit zu kommen.

Zum andern konnte ich gleich in den ersten Tagen mein Maul nicht bezwingen. Ich räsonnirte schon in Alzey — von Frankfurt am Main, wo ich mit den Leuten im Wirthshause über Christi Geburt

sprach, will ich nichts sagen — im Beyseyn des Jä-gers Damian und anderer theils Katholiken, theils Protestanten, sehr frei über die heiligen Dogmen, sprach von Pfaffen übel, und lachte über alles, was dort übern Rhein heilige Waare ist. Da hieß es nun allgemein: Laukhard ist noch der alte Spötter: ein alter Wolf läßt seine Ruppen nicht.

Und endlich drittens traute ich mir selbst nicht viel Gutes zu. Ich konnte mich nicht so weit einschränken, daß ich mein Trinken gemäßiget, und ordentlich gelebt hätte. Ich fühlte das sehr gut, und beschloß also, nicht da zu bleiben. Es fielen auch gleich in den ersten Tagen einige Excesse vor, und machten neues gehässiges Aufsehen. So war ich eines Tages, nicht lange nach meiner Ankunft, zu Flonheim im Bock, wo mir der Wirth, Herr Diel, mein seit langer Zeit erprobter Freund, und treuer Kumpan, recht derb aufwichste, und rothen Wein fließen ließ, so viel ich nur wollte. Wir waren samt und sonders recht lustig, bis endlich ein gewisser Herr von Forster aus Mainz, der Kleesaamen e) einkaufen wollte, im Bock ankam, und sich mit mir

---

e) Das Gewinnen des Kleesaamens ist seit zehn Jahren ein beträchtlicher Nahrungszweig in der Pfalz geworden, und ist es noch. Die Holländer kaufen den Kleesaamen fleißig auf. Man sagt, er würde zur Verfertigung gewisser Farben gebraucht.

ins Gespräch einließ. Herr von Forster wußte um meine Historien, und machte viel schiefe Anmerkungen über den König von Preussen, und dessen Militär. Das ärgerte mich, und ich ward grob, so grob, daß der Edelmann foderte, Herr Diel sollte den Schulzen holen lassen, der mir das Maul stopfen würde. Aber nun ging erst der Skandal recht an, bis ich endlich selbst aufbrach, und meinen Hermann besuchte. Die Geschichte hat mir einigen Verdruß und Vorwürfe bei meinem Vater zugezogen.

Meinen Bruder sah ich in den ersten Tagen nicht: er war Vikarius in Dalheim, einem zur kaiserlichen Grafschaft Falkenstein gehörigen Dorfe. Er wußte zwar, daß ich da war, allein er übereilte sich nicht: unsre Freundschaft hatte längst aufgehört, und so waren wir eben nicht versessen, uns zu sehen. Endlich kam er doch; empfing mich aber kalt, und ich bewillkommte ihn noch kälter. Er bath mich, ihn zu besuchen: das hab ich einmal gethan, aber nur ohngefähr auf vier Stunden. Seine Unterhaltung gefiel mir nicht, und die meinige mußte ihm lästig seyn. Meines Bruders Bibliothek musterte ich damals auch: ich fand unter andern die berüchtigte Aloysia Sigaea *f*),

f) Aloysia Sigaea, satyra sotadica, seu de elegantia latini sermonis libri quatuor. Ein im feinsten Latein geschriebenes, und dem berühmten Meursius zugeschriebenes Zotenbuch.

ein Buch, nach welchem mich schon lange verlangt hatte. Ich nahm es mit, las es zu Hause durch und bewunderte die unselige Mühe des gewiß geschickten Verfassers, welcher in dem feinsten lateinischen Styl die allerabscheulichsten Zoten und Schweinigeleien hingestellt hat. Gegen diese Aloysia sind einige unserer neuern verfänglichen Bücher dieser Art, noch sehr erträgliche Bücher. Es wundert mich, daß man sie in unsern zotologischen Zeiten noch nicht übersetzt hat. Vielleicht macht das die Seltenheit des Buchs, das man oft mit drei bis vier Karolinen bezahlt hat, oder auch die Unerfahrenheit unsrer Zotologen in der lateinischen Sprache.

Daß ich viel angenehme Stunden im Umgang mit meinem lieben Haag genossen habe, ist außer Zweifel. Der rechtschaffene Mann war noch immer derselbe. Er hatte kurz vorher die Schwester seiner Frau heurathen wollen; hatte aber die Erlaubniß dazu vom Vikariat zu Mainz nicht erhalten können. Er mußte sich daher an den Nuntius des heiligen Vaters Pabst, den der Kurfürst gegen alle Grundregeln und gegen das Interesse und die Ehre des deutschen Reichs zu München hielt, wenden; und dieser ertheilte ex plenaria potestate sibi concessa, die Erlaubniß: und die Herren Vikariatsräthe zu Mainz gaben durch ihre Nachgiebigkeit zu verstehen, daß der

Nuntius mehr zu befehlen habe, als ihr Erzbischof. — Hilf heiliger Febronius!

Meine wenigen andern Pfälzer Freunde waren mir treu geblieben: das waren die Herren Stüber zu Flonheim, Fresenius, Hermann, beide Köster, Jab zu Erbesbudesheim und einige andre. Diese hab ich besucht, und sie haben mir viel Freude gemacht. Insbesondere beehrten mich die Herren von la Roche, der Major und der Hauptmann, mit ihrer immer ununterbrochenen Freundschaft. — Die im ersten Theil S. 373. genannte Tochter des reformirten Predigers hab ich auch gesehen, und mein Verständniß mit ihr erneuert.

Thereschen hätte ich sehen und sprechen können; aber ich fürchtete mich vor dem Eindruck, den sie auf mich machen würde, und so wollte ich sie lieber gar nicht sehen. Sie war noch ledig. Ein gewisser Herr Huber, sonst Latus genannt, hatte, wie wir wissen, um sie angehalten, aber den Korb bekommen. Ich ärgerte mich häßlich über den Latus, daß er mein Mädchen hatte haben wollen, und war froh, daß sie ihn abgewiesen hatte. Was man aber ein Thor ist! Man mißgönnt Andern ein Gut, woran man keinen Theil haben kann und keinen haben will.

Sonst war es noch in der Pfalz, wie ich es im ersten Theil beschrieben habe. Der Schlappohr,

und der alte Schulz, Hahn, spuckten noch immer: noch immer lief der feurige Mann herum, und das Maar drückte noch immer. — Doch sahe ich auch da einen katholischen Priester, den Herrn Pastor Hoffmann zu Erbesbudesheim, der an des versetzten Neuners Stelle gekommen war, und stark wider Gespenster und Hexen predigte, auch den Katechismus des Pater Vogels nicht mehr öffentlich lehrte. Gott vergelte dem redlichen Mann seine Bemühungen, und gebe ihm viele Nachfolger unter allen drei Religionen in der Pfalz, auch sonst wo, wenns nöthig ist!

Die Pfälzer Firlefanze, die orthodoxen Pfaffen, welche mich sonst gedrückt und geplagt hatten, ließ ich gehen, und sah sie nicht. Doch habe ich den theuren Schmuckmann in Bechtolsheim gesprochen, und ganz abgeschmacktes Zeug von ihm hören müssen.

Ueber den D. Bahrdt mußte ich hundert tausend Fragen beantworten: denn wohin ich kam, wollten die Leute etwas von ihm wissen. Bahrdt hatte sich zu sehr in der Pfalz bekannt gemacht; und von Halle aus waren viele Schnurren und Lügen über ihn dorthin versprengt worden. Ich war damals noch ein großer Verehrer dieses Mannes, den ich noch immer von der beßten Seite ansah, und ihn folglich manchmal vertheidigte. Und wenn ich auch

damals schon in Absicht des verstorbenen Doctors so gedacht hätte, wie ich hernach dachte, so würde ich doch den Pfälzer Bonzen, Derwischen und Fraubasen die Freude nicht gemacht haben, über ihn zu räsonniren. Die Pfälzer kennen keinen Ketzer weiter, als den D. Bahrdt: der hat unter ihnen gehauset; die andern aber, z. B. Semler, sind ihnen blos dem Namen nach bekannt: ihre Schriften haben sie nicht gelesen.

Alles, was ich sah und hörte, machte den Entschluß immer mehr bei mir fester, nach Halle zurück zu gehen, ja, oft wünschte ich mich schon wirklich wieder da. Die Gesellschaften auf dem Keller bei der Jungfer Fleischern zu Halle, so abgeschmackt diese sonst seyn mögen, schienen mir doch lange so abgeschmackt nicht, als die Versammlungen der Pfälzer Herren und Damen. Mein Glück in der Pfalz war einmal verscherzt, und ich war der Mann nicht, der es hätte wieder herstellen können. Sollte ich nun durch meine Gegenwart den Kummer meiner Eltern vermehren, und sie mir noch abgeneigter machen? Ich sprach deswegen sehr ernstlich mit meinem Vater, und er hatte nichts dagegen, so sehr auch meine Mutter sich zu widersetzen schien. Denn daß sie es nicht ernstlich mit mir meinte, und mich lieber weit von sich weg wünschte, hab' ich nachher erfahren. Sie war meinem Bruder einmal gewogen, und dieser wollte nicht, daß ich in der Nähe bleiben sollte.

Der Inspektor Birau widerrieth mir zwar, so viel er konnte, nach Halle zurückzukehren; aber wenn ich Gründe forderte, so wußte er keine.

Die Halsbandsgeschichte des Kardinals Rohan, Bischofs zu Straßburg, war damals noch in frischem Andenken. Man erzählte mir viele Partikularitäten von diesem Prälaten, immer eine skandalöser als die andere. Hier ist der Ort nicht, dergleichen anzuführen. Genug, er war ein wahrer französischer Pfaffe, der, wie heut zu Tage ein ganzer Haufen Deutscher, viel auf kirchliches Wesen hielt, um unter dem Scheine der Gottseligkeit desto ärger im Stillen hausen zu können.

Endlich kam die Zeit herbei, daß ich abfahren sollte. Mein Urlaub ging zu Ende, und ich foderte von meinem Vater so viel Geld, als ich zur Reise nöthig hatte. Er gab mir es gern; und wenn ich den Schmerz abrechne, den mir die Trennung von meinen Eltern machte, so verließ ich die Pfalz ohne Betrübniß. Nichts bedaurte ich, als den guten Wein, den ich nun nicht mehr trinken sollte. Sonst war ich gegen alles so ziemlich gleichgültig: denn Freunde fand ich ja in Halle wieder; warum sollte ich mich also wegen jener grämen, die ich in der Pfalz zurückließ? Von meinem Bruder hab ich keinen Abschied genommen: worüber er sich auch wohl nicht wird geärgert haben.

28

Dreißigstes Kapitel.

Rückkehr nach Halle. Schlägerei mit Bauern. Folgen der Trunkenheit. Zank mit Pfaffen. Je näher bei der Kirche, desto ferner von Gott.

Mein Freund Köster zu Niedersaulheim, billigte auch meinen Vorsatz, nach Halle zurückzukehren. „Wenn Ihr hier bleibt in der Gegend, sagte er, so steckt man Euch endlich gar noch ein.“ Er hatte nämlich meine unleidlich freien Reden erfahren, welche ich in den Schenken über Religion und Obrigkeit, über Pfaffen, Adeliche und Grafen geführt hatte.

In Mainz suchte ich den berüchtigten Brandenburger auf: er war aber aus dem Hause, das er sonst bewohnt hatte, ausgezogen. Auf mein Befragen, wo er sich denn jetzt aufhalte, hieß es: „Der Schuft wohnt jetzt am Rheinthor, wo er eine Auflage von Hurenmenschern unterhält, um damit seine geistlichen und weltlichen Kunden zu bedienen.“ — Freilich die geistlichen, um das Cölibat desto wortreicher gegen die Protestanten und Neufranken durchzusetzen. — Das gehört so mit zur katholischen Kirchen-Terminologie!

In Friedberg sah ich einige Bekannte, besonders den Herrn Prediger Graf, den einzigen gescheuten Prediger in der ganzen Burgschaft: die übrigen sind Brüder von der traurigen Gestalt, mit welchen nichts anzufangen ist. Der Zustand der lateinischen Schule zu Friedberg wurde mir auch über allen Glauben elend beschrieben. Der Rector Langsdorf sollte noch in der ersten Klasse den Orbis Pictus exponiren lassen. Einige meiner Freunde riethen mir, da zu bleiben, und französischer Sprachmeister in Friedberg zu werden. Allein, als man mir die Vortheile berechnete, und ich den Zwang bedachte, dem ich mich da würde unterwerfen müssen, wollte ich lieber als Soldat in Halle Studenten unterrichten, als in Friedberg den Herrn Sprachmeister der Philisterjungens nach Peppliers Grammaire machen. Ich ging also weiter.

Hinter Friedberg setzte ich mich auf den Postwagen und fuhr blind mit. Es waren noch zwei Passagiers drauf, nämlich ein Ladendiener aus Gotha, und ein Posamentierer aus Paris, welcher seine Eltern in Zittau besuchen wollte. Beide waren sehr artige Männer, mit denen ich hübsch kosen und mir die Zeit angenehm vertreiben konnte.

Ich konnte nur bis Erfurt mitfahren, weil ich nicht so lange bleiben wollte, als sich die Post dort gewöhnlich aufhält. Ich ging also weiter, und bes

schloß, eine gute Stunde von Erfurt in einem Dorfe, wo ich schon etwas bekannt war, zu übernachten. Ich trat in die Schenke, und fand eine große Menge Bauern, oder wie sie dort heißen, Nachbarn, welche sich vom Herrn Richter und dessen Schöppen etwas vorlesen liessen. Ich saß ganz ruhig, und fragte den Wirth, ob er mich beherbergen könnte. Als er es bejahte, wenn ich einen Paß hätte, zeigte ich denselben vor, und setzte mich wieder hin. Der Herr Richter, nachdem er seine Weisheiten ausgekramt hatte, näherte sich mir, und fragte nach meiner Reise u. s. w. Ich gab ihm ganz kurzen Bescheid, und als er fortfuhr zu fragen, antwortete ich gar nicht mehr, und bat ihn, mich ungeschoren zu lassen: ich wäre müde, und möchte gern ruhig für mich bleiben. Der Richter, ein dickes grünröckigtes Schenie, fand sich beleidiget, und fragte mich, ob ich wohl wüßte, wer er wäre? Ich lachte darob und schwieg. Nun setzte er sich erboßt nieder, und trank Schnapps, der nach der Verlesung der Akten, oder was es sonst war, bei den Bauern reichlich die Runde ging. Ich hätte nun sollen hübsch stille seyn, nüchtern bleiben, und die Bauern ihr Wesen für sich treiben lassen; allein ich dachte, wer hat dir hier zu befehlen? und ließ mir fleißig Bier einschenken, welches in dieser Gegend sehr gut, aber auch sehr berauschend ist.

Nachdem die Bauern nebst dem Richter und den Schöppen g) ganz gewaltig betrunken waren, so fingen sie an, in der Stube herum zu tanzen, und sich zu betragen, wie Besoffene zu thun pflegen. Der Schulz oder Richter ließ einige Worte fallen, die mir misfielen, und die ich ihm ziemlich derb aufmutzte. Ich fragte ihn nämlich, wer ihm das Recht gäbe, einen Fremden zu turbiren? Er sey ein Grobian u. s. w. Darüber mockirte sich der Grünrock, und wir geriethen in sehr derben Wortwechsel, der sich mit Ohrfeigen endigte. Die Bauern kamen haufenweise, und fielen auf mich ein; doch fand ich auch Beistand bei andern, und die Schlägerei ward so allgemein, daß das Blut hin und wieder floß. Weil der Hr. Richter samt allen Schöppen mit in den Streit verwickelt waren, so konnte niemand steuren, und der Krieg ward fortgesetzt. Ich retirierte mich zuletzt hinter den Tisch, und ward so vor weitern Kopfnüssen sicher. Endlich hörte die Balgerei auf, und wir versöhnten uns. Die Bauern blie-

---

g) In der Pfalz ist das eben so: so oft die Rechte der Gemeinde verlesen werden, so saufen sich allemal die Bauern und die Vorgesetzten voll. Gewöhnlich wird dem Gemeinde-Becker der Kontrakt so eingerichtet, daß er den Bauern die Bäuche füllen und so viel Wein auftischen muß, als erfordert wird, sie taumelnd und voll zu machen.

ben die ganze Nacht in der Schenke, und der Wirth hatte gute Lösung an Brantewein und Bier.

Früh kam der dortige kaiserliche Werber, Messer, ins Wirthshaus: denn er hätte gehört, wie er sagte, daß ein Fremder da wäre, der Dienst suchte.

Ich: Da irren Sie sich gewaltig, mein guter Herr!

Messer: Warum denn? dienen Sie halter dem Kaiser: ist ja der größte Herr in der Welt!

Ich: Hab gar nichts wider des Kaisers Großherrschaft; aber dienen kann ich ihm nicht, mags auch nicht.

Messer: Geb Sie halter vier und zwanzig Gulden Handgeld [k]), und Kapitulation auf sechs Jahr. Ist halter ein gar guter Dienst! kriegen alle Tag drei Kreuzer und zwei Pfund Brod!

Ich: Lieber Freund, kommen Sie her, und trinken 'mal. Ihr Soldat werd ich nicht: ich diene dem König von Preussen: sehn Sie hier meinen Paß!

Messer: Nun, wenns halter nicht seyn kann, muß ichs lassen: hab wenigstens meine Schuldigkeit gethan. Will Ihnen Bescheid thun: Sollen leben!

---

k) Macht noch nicht volle 15 Thaler Sächsisch.

Messer setzte sich hierauf ganz traulich zu mir hin, trank meinen Schnapps und hernach mein Bier, und rauchte meinen Taback, ganz gegen die Natur des Betragens der Werber. Ueberhaupt ist ein mächtiger Unterschied zwischen einem kaiserlichen und einem Preussischen oder Dänischen Werber. Ersterer läßt alles gehen, und ist zufrieden, wenn er seinen Mann gefragt hat, ob er dienen will oder nicht? Und bevor er keine Gewißheit hat, mag er auch keinen Heller spendiren, oder sich, wie man sagt, in Unkosten setzen. Dergleichen Unkosten werden ihm nämlich nicht ersetzt. Allein der Preussische und Dänische Werber bediente sich vorzeiten aller Finessen, sogar solcher, wobei es nicht allemal nach den Gesetzen der Billigkeit herging: wozu sonst das neuere, menschlichere Werbreglement von unserm König? — Er ließ sich kein Geld dauren, welches ihm sein Officier hernach ersetzen mußte, und unternahm manchmal Turen, wobei er große Gefahr lief. Daher sind die Beispiele von ausgeprügelten preussischen Werbern in jenen Gegenden gar nichts seltenes. Noch vor zwölf Jahren wurde ein solcher ohnweit Worms so zerschlagen, daß er einige Tage hernach verschied: und eben dieses ist einem dergleichen in Petterweil, einem Dorfe zwischen Frankfurt und Friedberg, wiederfahren, als ich mein Wesen in Giessen trieb. Die Oestreicher sind dagegen immer

friedlich, und was sie nicht gutwillig haben können, nehmen sie nicht mit Gewalt. Die Genauigkeit jedoch, womit sie die Kapitulationen halten, macht, daß es ihnen an Leuten nie fehle.

Ich fragte nun, wie weit ich nach Neustädt hätte, wo mein ehrlicher Krippenstapel Wirth ist. Als ich hörte, daß ich auf Halle zu, eben nicht viel umginge, so entschloß ich mich, auf dieses Dorf los zu marschiren. Ich verlohr aber den rechten Weg, und lief wenigstens zwei Stunden um, bis ich endlich Buttelstädt erreichte. Hier mochte ich aber nicht bleiben, und ob es gleich bald Abend war, ging ich doch weiter. Ich mußte, weil die Nacht einrat, Halt machen im nächsten Dorfe, dessen Namen ich vergessen bin: der Wirth hieß Schröter. Ich fand in der Wirthschaftsstube zwei Männer, die ich gleich an ihrer Mine für Schulmeister hielt, und die sie auch wirklich waren. Der eine hieß Berger, und war Kantor zu Buttelstädt. Die Leutchen machten sich an mich, und blieben da bis nach zwölf Uhr, wo sie nach dem schönen Sprichwort, Cantores amant humores, das sie sehr oft wiederholten, sich das gute Bier recht gut schmecken liessen, und hernach wohl bezecht zu Hause gingen.

Bei meinem Krippenstapel machte ich mir einen guten Tag; die Leute waren herzlich froh, mich wie-

der bei sich zu sehen. Krippenstapel begleitete mich bis Steckelbergen, und am folgenden Tage kam ich zu Halle an.

Der Major von Müffling freute sich sehr über meine Zurückkunft, die er, wie er sagte, immer erwartet hätte, obgleich alle Andere daran gezweifelt hätten. Er ermahnte mich, besonders nun, da ich gleichsam wieder von neuem anfing in Halle zu leben, die verführerischen Gelage, und den Trunk zu meiden, welche Dinge allemal die schädlichsten Folgen haben müßten.

Freilich hatte der gute Mann recht: denn nichts hat mir mehr geschadet, als der Trunk: der hat mich sogar zu Vergehungen verleitet, die ich mich zu bekennen schäme; doch aber bekennen muß, theils, weil sie in meine Geschichte gehören, theils aber, um die Folgen des Trunkes desto anschaulicher zum Verabscheuen darzustellen. Wollte ich dergleichen auslassen, so würde ich erstlich nicht durchaus aufrichtig seyn, und dann würde man Beiträge liefern und mich einer Lüge oder Verheimlichung zeihen können, welches mir sehr unangenehm seyn würde. Also will ich noch einiges gestehen, so hart mir sonst das Geständniß dessen ankommt, wozu mich die Trunkenheit verleitet hat.

Ich habe, wenn ich in Saufgelagen war, und das Geld fehlte, einigemal Dinge, die nicht mein

waren, veräussert, um nur Geld zu bekommen und der einmal rege gemachten Begierde zu trinken, und mit andern lustig zu leben, genug zu thun. Freilich geschah dieses allemal in der Absicht, das z. B. versetzte Buch, wieder bei Gelegenheit einzulösen, und es dem Eigenthümer zuzustellen. Es ist auch größten theils geschehen! — Alle die, welche ich auf solche Art beleidigt habe, können meiner Reue darüber, nebst der Schaam, versichert seyn, und so vergeben sie mir herzlich gern, was ich that: folglich ists nicht nöthig, die Herren mit Namen zu nennen, denen ich auf diese Art zu nahe getreten bin. Eben so hoffe ich, wird man mirs verzeihen, wenn ich im Taumel der Trunkenheit, meine Lehrstunden nicht gehörig abgewartet, oder während derselben vielleicht selbst dummes Zeug getrieben habe.

Weil ich aber einmal dran bin, die üblen Folgen meines Saufens zu erzählen, so will ich noch aus dem ersten oder zweiten Jahre — ich weis es nicht mehr recht — meines Soldatenlebens einen Spektakel anführen, den ich mit einen hiesigen Pfaffen, und hernach mit einem alten Magister, der sonst Prediger gewesen war, gehabt habe.

Ich kam einmal mit einem gewissen Bürger aus einer Schenke, und räsonnirte gerade auf der Straße über Pfaffen, über sogenannten Gottesdienst und dergleichen. Ein hiesiger Schwarzrock, der hins

ter uns her kam, widersprach öffentlich, und drohte mir auf gut pfaffisch, mich zu verklagen, und mir durch meine Vorgesetzten das lästerliche Maul stopfen zu lassen. Diese Bravade brachte meinen ohnehin schon heroischen Kopf vollends in Harnisch, so daß ich dem Gottesmann mit Nachdruck vorwarf: Er, ja Er wäre der Rechte, der noch Ursache hätte, sich zu brüsten! Er möchte doch nur erst sein Haloren-Mensch fahren lassen, und durch die seine Frau nicht nöthigen, ihren Kummer in Brantewein zu versaufen. Es sey wahrlich sehr sauber, sich nachsagen zu lassen, daß er seine viehischen Triebe nicht einmal im Beichtstuhl bändigen könnte! Er möchte sich zum Teufel scheeren, wohin er gehörte! u. dgl. Jetzt wollte ich auf den gleißnerischen Hurenbengel mit geballter Faust los, und ich würde wahrscheinlich sehr unsanft mit ihm verfahren seyn, wenn mich mein Begleiter nicht abgehalten, und in eine nahe Kneipe geführt hätte. Hier saßen wir, bis ich vollends meine Ladung hatte, und endlich aufbrach. In der Märkerstraße begegnete mir der alte Magister von Sangerhausen, den ich aus Versehen schuppte, und der nun anfing loszuziehen. — „Was willt du alter Pfaffe," schrie ich, und lief ihm nach. Er rettete sich in des Juden Josephs Haus, wohin ich ihn verfolgte: weil aber die Thür verschlossen wurde, so klopfte ich so stark an die Fen-

ster, daß diese hineinstürzten und einige Scheiben zerbrachen. Der Spektakel ward auf der Straße allgemein, bis endlich Bartolini hinzukam, und mich nach Hause führte. Die Sache kam zwar vor meine Vorgesetzte, allein da weiter niemand klagte, so blieb es bei einem Wischer.

Der Schwarzrock that freilich klug, daß er meine Vorwürfe geduldig einstach und verschmerzte. Hätte er sich rein gefühlt, so würde er schon als hochhinauswollender Pfaffe geklagt haben; so aber schwieg er, um seine Schande nicht auch noch gerichtlich zu vernehmen. Was für Erbauung läßt sich indeß von einem Mann erwarten, der die ärgsten Präsumptionen durch selbstverschuldete böse Gerüchte wider sich hat? Und doch will dieser Mann die reine Lehre retten helfen!! Sonderbar ist das immer! —

— — — — — — — — — —

— — — — — — — Doch was ist leichter, als kirchliche Schibolets papageienmäßig nachzubeten; und was ist schwerer, als als Mann von Einsicht und Ehre zu handeln? Zu jenem ließe sich gar ein Rabbi bestechen; und nur ein Vanini besteigt für dieses den Scheiterhaufen als — Mann *).

---

*) „Geh mit deinem Christus! der schwizte Blut vor Angst; ich aber gehe meinem Tod unbekümmert entgegen," — versezte Vanini, als auf der Hinführung zum Scheiterhaufen einer von den Inquisitoren ihm

Und was gewinnt man mit dem ganzen Brast von — — sogenannter reiner Lehre? Nirgend sieht man auf diese eifriger, als in Italien, Portugal und Spanien: und wo herrscht öffentliche Sicherheit, National: Industrie, Commerz und Wohlstand weniger als dort? Kurz, je näher bei der Kirche, — so sagt der Engländer — desto ferner von Gott, und je näher bei Rom — so sagt der Katholik — desto ärgerer Christ [k])! — Doch zurück zu mir!

Ich habe die vorhin erzählten Begebenheiten auch noch anführen wollen, weil sie in Halle damals sehr bekannt waren, und weil sie doch auch zu mei-

---

ein Crucifix vorhielt, mit der Vermahnung, sich an diesem zu spiegeln.

k) „England liegt jämmerlich danieder: Bigotterie und Pfaffen haben den König — Jakob II — zu Grunde gerichtet. — Besser ist es, sich an die irdische, als himmlische Sternseherei zu halten: und so — bleibt es wahr: Frömmelei und Pfaffen führen alle diejenigen, die sich von ihnen beherrschen lassen, unvermeidlich ins Elend.“ — Dies schrieb die endlich selbst gewitzigte Königin, Christine von Schweden an Olivekrans über die Thronrevolution in England. Man lese die Mémoires concernant Christine, Reine de Suede. T. II. pag. 295. und 297. — Eben so bedaurte Friedrich der Grosse jedes Land, dessen Regent ein Freund der Pfaffen und der Pfafferei sey.

ner Geschichte gehören. Wenn ich sie aber auch weggelassen hätte, so würde doch an dummen Streichen von meiner Seite kein Mangel gewesen seyn, und der Beweis, der praktische Beweis, daß Besoffenheit allemal schlimme beschimpfende Folgen hat, würde doch seine hinlängliche Vollständigkeit auch in meinem Buche gehabt haben. Aber niemand soll mir vorwerfen, daß ich etwas wesentliches, das mich angehe, absichtlich ausgelassen, oder bemäntelt habe. Das bin ich dem Publikum, und besonders jenen schuldig, welche bei mir übel weggekommen sind. Das freie unbefangene Geständniß meiner eignen Thorheiten muß die Freimüthigkeit rechtfertigen, mit welcher ich die dummen Streiche Anderer angeführt und gerügt habe. Ich bin wirklich nach und nach von dergleichen Possen, besonders von dem unbändigen Saufen zurückgekommen; doch davon weiter unten.

Ein und 29 dreißigstes Kapitel.

Militärische Metamorphose. Wiederum Liebelei. Patriotenspektakel in Holland. Kirchenparade. Folgen des Kirchenzwangs. Avis an die Prediger.

Bei meiner Zurückkunft nach Halle, war die Exercierzeit angegangen, und weil alle Quartiere belegt

waren, so mußte ich bei einem gewissen Kolbach für lieb nehmen. Hier lag noch ein Soldat, Namens Koggel, der vorzeiten in Halberstadt die Schule besucht hatte, hernach aber zum Soldatenstand gezwungen war. Mit diesem braven geschickten Mann, der endlich Unterofficier geworden ist, habe ich damals die genaueste Freundschaft gestiftet und bis jezt fortgesezt. Ich habe viel Vergnügen in seinem Umgang genossen.

Meine Stunden fing ich gleich nach meiner Zurückkunft wieder an; und meine damaligen Scholaren waren Kochlovius, Verfasser eines Romans und vertrauter Freund des berüchtigten Grosings, Herr Richter aus Schlesien, Buchholz, Schulz, Solbrig, Preuß, Martin und andere. Allen meinen Scholaren danke ich, und werde ihnen immer danken für ihre Freundschaft gegen mich.

Nach dem Absterben unsers großen Königs, fand der jetzige Wilhelm bei der nächsten Revüe für gut, mit der Armee einige Abänderungen vorzunehmen, welche ähnliche bei den Regimentern nach sich zogen. Das unsrige bestand seit 1783 aus achtzehn Compagnien: von diesen nahm Wilhelm sechse weg, ließ zwei von Briezen dazu stoßen und richtete so zwei Füselier-Bataillons auf. Die Compagnie, bei der ich stand, war auch eine von denen, welche zu den

neuen Battaillons gezoge wurden; und da alle großen Leute beim Regiment bleiben sollten, so wurde auch ich ausgehoben und zur Kompagnie des damaligen Hauptmanns von Manteufel abgegeben. Ich verließ meine vorige Kompagnie und den Major von Müffling sehr ungern: ich war einmal der Leute gewohnt, kannte sie alle und wußte, wie man mit ihnen leben mußte; allein nun kam ich zu einer Kompagnie, deren Officiere und Soldaten mir alle unbekannt waren. Da war ich gleichsam wieder Rekrut. Ich kam ins Logis zum Feldwebel Gruneberg, einem recht guten Mann, wo ich auch bis auf diesen Tag geblieben bin. Ich würde sehr wenig Achtung gegen meine Leser äußern, wenn ich meine ökonomische Lage näher beschreiben wollte: das sind für sie Kleinigkeiten, welche man übergehen muß: kümmerlich war freilich alles!

Ich habe schon oben gesagt, daß es mir einmal eingefallen sey, eine Frau zu nehmen, weil ich des Quartierliegens bei andern überdrüssig war. Eben solche Gedanken hatte ich auch 1787. Ich ward nämlich mit einem robusten vollbusigten Mädchen bekannt, das mit Vornamen Röse hieß. Ich fand, wenn ich mich selbst so fragte, daß ich mit ihr würde leben können, und beschloß, da sie und ihre Eltern einwilligten, sie auf Ostern des folgenden Jahres zu heurathen. Wir gingen schon ziemlich vertraut mit

einander um, doch ohne den Wohlstand oder die Ehrbarkeit zu beleidigen. Dieses habe ich auch niemals bei Frauenzimmern gethan, für welche ich einige Achtung hatte: der rohe ungeschliffene Mensch nur kann dergleichen unternehmen.

Indessen war ich von Liebe weit entfernt: ich sahe in Rösen blos ein Geschöpf, in dessen Gesellschaft ich meine noch übrige Zeit ruhig und friedlich zubringen könnte: und so schätzte ich sie allerdings, ohne jemals von dem einiges zu fühlen, was ich bei meinem Thereschen vor dreizehn Jahren so lebhaft gefühlt hatte. Ich konnte drei Wochen leben, ohne Rösen zu sehen, und machte mir darüber keinen trüben Augenblick. Zum Ehestande, dachte ich aber, gehöre ganz und gar keine Liebe: diese sey oft die Quelle von tausend Unannehmlichkeiten und Qualen — folglich mehr schädlich als nützlich. Ich hatte dergleichen gelesen, gehört und mir es auch durch Reflexion abstrahirt. Es sollte aber aus meinem Vorhaben auch diesesmal nichts werden. Ich war zu der Zeit noch immer ziemlich lustig, lebte in den Tag hinein, und verthat mein Geld, wie und wo ich konnte. Diese Wirthschaft gefiel meiner Mamsel nur halb, und sie machte mir deswegen Vorstellungen und Vorwürfe. Allein ich kehrte mich wenig daran, und so ward unser Umgang immer kälter. Vorwürfe und dergleichen sind allemal der kürzeste

Weg zur Trennung. — Ausserdem bemerkte ich, daß meine Scharmante einen ihrer Vorder-Zähne verlohren hatte: und diese Endeckung zog wirklichen Widerwillen von meiner Seite nach sich. Ich hatte sie gewiß der Schönheit wegen nicht für mich bestimmt: sie war nichts weniger, als schön: jedoch wollte ich auch nicht haben, daß sie häßlicher werden sollte, als sie war: und daher verminderte die bloße Bemerkung eines fehlenden Zahns ihren Werth für mich gar sehr. Das Ding geht, dünkt mich, ganz natürlich zu.

Allein es kam noch mehr, das uns trennen sollte. Ich erfuhr, daß meine Röse vorher mit einem andern Soldaten gut gewesen war, wie man in Halle sagt: ihre eigne Mutter eröffnete mir dieses Geheimniß, setzte aber hinzu, daß sie dem Dinge ein Ende gemacht hätte. Das gefiel mir noch weniger, und machte meine Eifersucht, oder vielmehr meinen Stolz gewaltig rege. Sollst du denn, dachte ich, der Nachfolger eines andern dummen Kerls seyn? Dieser Gedanke quälte mich bis zur reifen Ueberlegung. Wäre ich verliebt gewesen, so hätte ich dergleichen vielleicht übersehen, aber so behandelte ich meine Liebschaft nach gewissen Grundsätzen, mit welchen eine frühere durch die Mutter verhinderte Liebschaft schlechterdings nicht übereinkam. Ich untersuchte die Sache genauer, und da erfuhr ich

denn, daß mein Mädchen sehr traulich mit ihrem vorigen Galan, der aber bei weitem nicht ihr erster gewesen war, umgegangen sey. Das verdroß mich schröcklich, und ich beschloß, zu brechen. Dieses Vorhaben wurde noch beschleunigt, als ich erfuhr, daß sie sich, um sich vielleicht für meine Kälte schadlos zu halten, an den Bedienten der Herrschaft, bei welcher sie damals diente, gehängt hatte, und fleißig mit demselben die Kneipen in und außerhalb der Stadt besuchte. Nun war es bei mir alle, und ich bekümmerte mich gar nicht weiter um ein Mädchen, von dem ich voraussahe, daß es mich, wenn es meine Frau seyn würde, mit Hörnern krönen müßte.

Das Mädchen hat hernach einen Leinenweber geheurathet, mit welchem sie ziemlich vergnügt lebt. Ich gönne ihr alles Glück. — Diese Erzählung soll auch die letzte dieser Art seyn, welche ich meinen Lesern auftische. Ich glaube, daß sie eben so viel Unlust empfinden, derlei Possen zu lesen, als ich — sie zu beschreiben. Sinds doch Lappereien!

Im Sommer 1787 mußten die Füselier nach Holland marschiren, um da den Patrioten-Spektakel beizulegen. Sie kamen schon zu Anfang des folgenden Jahres zurück und hatten beinahe alle eine Sackuhr u. dgl. erobert; aber nur einen einzigen Mann, Schauerte, durch das feindliche Geschütz

eingebüßt. Durch Desertion gingen freilich viele ab; aber das ist nun einmal bei den Soldaten nicht anders. Mich wunderts, daß kein Preußischer Augenzeuge die Beschuldigungen widerlegt hat, die den Patrioten-Bändigern von dem Verfasser der Schrift: Die Preussen vor Europas Richterstuhl angeklagt, gemacht sind.

Für mein Theil lebte ich ziemlich ruhig, und da ich immer Stadt-Urlaub hatte, kam ich weiter nicht zur Kompagnie, als zu Zeiten bei der sogenannten Kirchenparade. Ich muß doch hiervon auch ein Wörtchen anbringen. Diese Parade, welche Sonn- und Feiertags früh gehalten wird, hat allerdings ihren mannigfaltigen Vortheil. Sie macht, da man dabei desonders auf guten Anzug sieht, daß der Soldat nicht vergißt, sich reinlich und proper anzuziehen. Das sollte aber auch billig das Einzige seyn, was man dabei beabsichtete. Wer sonst in die Kirche gehen will, — und das wollen allemal Viele, da viele Soldaten noch große Verehrer des Kirchengehens u. dgl. sind — der geht ohne allen Zwang hinein; und wer nicht hinein will, den sollte man durchaus nicht hineinzwingen. Es ist ja selbst nach den orthodoxesten christlichen Begriffen ein toller Gedanke, jemanden zum Gottesdienst, wie das Predigthören, Nachtmahllaufen u. dgl. misbräuchlich genannt wird, zu zwingen und die Versäumniß derselben zu bestra-

sen. Ich darf nicht erst die Tollheit dieses Gedankens beweisen. Selbst unter Katholiken erregte es bei den Vernünftigern ein lautes Gemurre, als der Geheimerath Babo, der Onkel des braven Herrn Professors Babo zu München, weil er einige österliche Zeiten versäumt und die Messe selten besucht hatte, mit dem Herrn von Montbuisson, der des nämlichen Staatsverbrechens beschuldigt war, in Manheim mit kirchlichen Strafen belegt wurde. Das geschah, wenn ich nicht irre, 1784 und zwar in der Pfalz, wo Pfaffen immer das Regiment geführt haben und noch führen *l*). Allein in einem Lande, wie das Preußische ist, wo die Pfafferei kein selbständiges Pfaffenrecht mehr hat, sollte billig dergleichen nicht weiter gehört werden. Es hat mich daher immer sehr gewundert, daß bei uns noch ein solcher kirchlicher Zwang statt findet: ja, nichts hat mich mehr gekränkt und aufgebracht, als wenn ich die Kirche besuchen mußte. Ich hatte zwar vernünftige Vorgesezte, welche es nicht so genau nahmen,

---

l) Ein neuer Beweis davon ist, daß, nach neuern Berichten aus München, ein dortiger Hof-Jesuit die Wiedereinführung des Jesuiten-Ordens schon an fünf Höfen, besonders an einem mächtigen Protestantischen zur Sprache gebracht hat, um — wer sollte es denken! — Revolutionen auf eine bequemere Art vorzubeugen. Aber — ab insidiis Diaboli — libera nos Domine! heißt es in der Allerheiligen-Litanei der Katholiken.

wenn ich zuweilen vorbeispazierte: allein um dem Arrest zu entgehen, sah ich mich doch oft genöthigt, mich in der Kirche pfahlweise hinzustellen: denn die Sitze sind schon vorher alle durch Bürger, Weiber, Mädchen, Nymphen u. dgl. in Beschlag genommen. Da ich nun einen unbezwinglichen Widerwillen gegen alle und jede Pfafferei in mir fühle, so glaubte ich mir keine bessere Genugthuung gegen diesen Zwang verschaffen zu können, als wenn ich meine Kirchzeit mit Bücherlesen hinbrachte: und gerade wählte ich zu diesem Behufe Bücher, welche ich zu Hause gewiß nie gelesen hätte. Um keinen zu ärgern, mag ich sie nicht einmal nennen: genug, sie waren höchst profan und schändlich. Die andere Art, mich gegen diesen Zwang schadlos zu halten, war, daß ich die nun und dann aufgefangenen, oder mir von meinen Cameraden vorgerühmten Lehrsätze derb persiflirte, und von da auf Pfaffen und Pfaffenwesen in den bittersten Ausdrücken losfuhr. Auch habe ich bemerkt, daß dieser verbitterte Zustand meines Innern mich die lezte Zeit, wo ich oft Monate lang meine Neigung zum Trunke glücklich bezwungen hatte, gerade an diesem Tage hinriß, meinen geärgerten Muth durch ein Getränke nur noch mehr zu erhitzen, wodurch ich ihn zu kühlen dachte. — Dies und die Erfahrung, daß gerade Italien und Frankreich die meisten und scharfsinnigsten sogenannten Freigeister erzeugt haben, lehrt, wie

mich dünkt, unwidersprechlich: Daß Religion oder Religiösität erzwingen wollen, gerade das Mittel sey, sie vollends zu untergraben. —

Des Predigers Pflicht wäre es allerdings, darauf zu sehen, daß niemand mit Gewalt ihm zuhören dürfte. Um aber dies zu bewirken, müßte der größte Theil dieser Herren das Geschick haben, moralische Wahrheiten so gemeinverständlich, bündig und schön, so hinreissend vorzutragen, wie vor Zeiten Demosthenes und Cicero politische vortrugen. Wer zwang hier jemanden, diesen zuzuhören? Jeder, auch der gemeinste Mann, drang sich von selbst hinzu, horchte, begriff und folgte. Der Vortrag hatte Interesse für Alle! War das aber zu der Zeit möglich: warum nicht auch noch jezt — wenn wir nämlich nur auch noch jezt solche Redner und Rednerfreiheit hätten, wie man sie damals hatte? Das ist indeß der Knoten! Hätten jene Fürsten der Redner vorschriftsmäßig unnützes, unbegreifliches Zeug herfaseln müssen: würde der einsichtigere Theil ihrer Mitbürger ihr Zuhörer geworden seyn? Würden die Herren Redner nicht sich und ihr Fach verächtlich gemacht haben? — Hätten sie hingegen gemeinnützige Wahrheiten schwülstig oder schwerbegreiflich vorgetragen: würde der gemeine Mann nicht aus Furcht vor Langerweile weggeblieben seyn? — Also hübsch den Mittelweg gegangen wie jene, aber ja praktisch,

praktisch und nicht mysteriös, nicht hyperphysisch: und wer würde es verschmähen — hoch oder niedrig, gelehrt oder ungelehrt — sich von einem gesezten, sachkundigen Mann über moralische Angelegenheiten ein stündchenlang gemeinschaftlich unterhalten zu lassen? — So machte es größtentheils Herr Tiede, jezt Inspector zu Liegnitz. Dieser ehrwürdige Mann verband mit einem gemeinnützigen und leicht faßlichen Vortrag den schönsten Ausdruck in Worten und Gebährden: und seine Kirche war immer voll. Allein mancher Herr würde keine oder doch nur wenige Zuhörer haben, wenn ihm nicht ein Haufen gezwungener Menschen zuhören müßte. Freilich stiften dieser Art Herren heilige Reden von der Ergebung in den Willen Gottes — von den Aussichten in die Ewigkeit und andern dergleichen Siebensachen blutwenig Nutzen; aber sie haben doch ein zahlreiches Auditorium, und daran haben sie genug. —

Zwei und dreißigstes Kapitel.

Herr Bispink. Kryptokatholizismus. Proselyterei. Almälige Besserung von meiner Seite. Verlust meines Stadt-Urlaubs.

Im Jahre 1787 kam ich in nähere Bekanntschaft mit einem Mann, der hernach mein beßter Freund

und wahrer Wohlthäter geworden ist. Dieser Mann ist Herr Bispink. Ich kannte ihn vorher schon etwas; allein unser nähere Umgang entstand erst, als er mir eine Abhandlung aus dem Italiänischen zu übersetzen auftrug. Sie hieß im Original: Dell' influenza del Commercio sopra i Talenti e sui Costumi. Eine Uebersetzung davon hatte der hiesige Buchdrucker, Herr Francke, zum Verlag übernommen und schon bis zum dritten Bogen absetzen lassen. Von ohngefähr war dem Herrn Bispink ein Bogen davon zu Gesicht gekommen, und gleich war ihm die Unbrauchbarkeit dieser Uebersetzung fürs Publikum aufgefallen, die auch wirklich, außer der sklavischen Wortfolge, so verworren und verstümmelt aussah, daß sich bei mehreren Stellen gar kein Sinn herausklauben ließ. Um also den Herrn Francke vor Makulatur zu sichern, trug mir Herr Bispink, der zu der Zeit noch in keiner nähern Verbindung mit Herrn Francke stand, auf, das Original noch einmal wörtlich zu übersetzen. Ich that dies: und diese meine Arbeit, verglichen mit dem Original, sezte den Herrn Bispink in Stand, mit weniger Zeitverlust, eine ganz neue Uebersetzung vorzunehmen, die dem Sinn und der Gedankenfolge des Originals mehr angemessen war. Ich muß gestehen, daß ich hier den Unterschied zwischen einer wörtlichen und sächlichen Uebersetzung recht auffallend bemerkt habe.

Wie glücklich die leztere dem Herrn Bispink gerathen sey, haben die Göttinger Anzeigen entschieden, und es lehrt es der Augenschein in — des Grafen von Arco Abhandlung über den Einfluß des Handels auf den Geist und die Sitten der Völker *m). Während dieser Arbeit kam ich mehrmahls zu Herrn Bispink: und so lernten wir uns gegenseitig näher kennen, und er fand an mir vielleicht Einiges, das mir seine Achtung zuzog.

Ich will den Herrn Bispink hier eben nicht karakterisiren: das würde ihm selbst, als dem Mitverleger dieser Schrift, am wenigsten lieb seyn. Aber Einiges muß ich doch von ihm sagen, da er so vielen Einfluß auf meine Lage gehabt hat.

Herr Bispink war, wie bekannt ist, vor Zeiten Franziskaner. Wer ihn näher kennt, wird gern glauben, daß das Mönchswesen für seinen Kopf eben so wenig war, als für sein Herz. Durch Hülfe des Selbstgrübelns und des fleißigen Lesens in den Werken der Kirchenväter hatte er sich allmälig seiner Gewissensfesseln so weit entledigt, daß er nach und nach anfing, ohne Skrupel protestantische Schriften zu Rathe zu ziehen und die Unfehlbarkeit der Kirche zu bezweifeln. Volle neun ängstliche Jahre soll es ge-

---

*m) Aus dem Italiänischen, mit Anmerkungen, 1788.

kostet haben, ehe es ihm gelungen sey, nach gewissenhafter, sorgfältiger Prüfung sich erst über den Katholicismus und endlich gar über Alles, was höhere Offenbarung heißt, mit ruhiger Ueberzeugung wegzusetzen. Bei dieser Denkungsart war es wohl unvermeidlich, nicht hier und da durch freimüthigere Aeußerungen im Sprechen und Handeln den Verdacht und Haß seiner Ordens- und Glaubensgenossen sich zuzuziehen. Dies geschah vorzüglich die vier Jahre hindurch, die er als Professor der Philosophie im Franziskanerkloster zu Warendorf docirte. Der Erfolg davon war, daß man ihn bei den Franziskanern zu Rittberg so lange gefänglich verwahrte, bis man ihn im dritten Jahre für todt erfroren seiner Gefangenschaft entließ. Drei Vierteljahre gingen hin, ehe er sich von den Folgen dieses Zustandes erholte. Kaum war er aber seiner Glieder wiedermächtig, so sann er auf Mittel, sich den geistlichen Cannibalen, samt allem, was Gewissens- und Kirchenzwang heißt, auch auf Kosten seines Lebens, zu entziehen, und auf Gottes weiter Welt als freier Mensch zu bestehen. Er entwarf lange und vorsichtig, und es gelang ihm, 1783 aus dem Franziskanerkloster zu Hardenberg nach Schwelm in der Grafschaft Mark glücklich zu entwischen. Hier begab er sich unter Preußischen Schutz, fand an Herrn Pastor Spitzbarth einen zweiten Vater, und kam end-

lich 1784, auf des Herrn Professor Eberhards Rath, nach Halle.

Und diesen Mann der Leiden — wer sollte es glauben! — hielten ansehnliche Hallenser eine Zeitlang für einen — Kryptokatholiken. Ich selbst habe dergleichen schnurrige absurde Urtheile über ihn gehört. Aber so über Herrn Bispink zu urtheilen, hieß doch gewiß recht komisch urtheilen! Ein Mann, welcher drei Jahre lang im Gefängniß schmachten mußte, wegen Antijesuitismus und Antimonachismus, sollte nun ein Emissar seiner Peiniger werden? — sollte ein Unwesen verbreiten helfen, das ihm so viel Unglück und Verfolgung und dadurch einen unversöhnlichen Haß gegen Alles, was Pfaffe und positive Religion heißt, zugezogen hatte? Kein Vernünftiger hätte so denken sollen: und doch dachten und sprachen mehrere so, welche sich, wer weis, für welche helle Köpfe halten.

Da ich den katholischen Pfaffismus ziemlich aus der Pfalz her kannte, so war mir es immer angenehm, wenn unser Gespräch auf diesen Gegenstand sich lenkte, und Herr Bispink seine freiern Urtheile über dergleichen Fratzen äußerte. Er hat auch einiges über diese Possen anonymisch geschrieben, welches, so viel ich davon verstehe, in nuce das Beßte ist, was man über diese Materie hat. Ließen gewisse Umstände es zu, ihn als den Verfasser dieser

Werkchen zu nennen, ich bin gewiß, der vorhin angeführte Verdacht würde sich selbst zernichten. Schade! daß der gute Mann sich im Gefängniß zuviel Stoicismus eigen gemacht hat, um sich nirgend auf: oder vorzudrängen.

Die vielen und mannigfaltigen Kenntnisse, welche er troz allem pfaffischen Druck der Klöster, und troz der fürchterlichen Unterrichtsmethode der Jesuiten und Franciskaner, blos durch eignen verstohlnen Fleiß, der freilich von heißer Lernbegierde unterstüzt wurde, erwarb, machten mir ihn eben so schäzbar, als seine unveränderliche Anhänglichkeit an allem, was liberal, edel und recht ist. In seinem Umgang hätte ich bald ein guter Mensch werden können, wenn die Krankheit bei mir nicht zu tief eingewurzelt gewesen wäre, und wenn nicht Jahre, viele Jahre erfodert würden, solche ulcera inveterata zu heilen. Daß ich aber bei ihm in manchen Kenntnissen weiter gekommen bin, bekenne ich mit Dank. Oft hat es mich gewundert, warum Herr Bispink, der doch unsern hiesigen Gelehrten, durch sein öfteres Disputiren bei Semler, Eberhard und Niemeyer, von der vortheilhaftesten Seite bekannt war, und um dessen willen der verstorbene Basedow sich dreimal hieher begeben hatte, um ihn zu seinem Mitarbeiter anzuwerben, nicht als Schulmann auf

einen Posten gestellt wurde, der seinen Kenntnissen und Talenten entsprochen hätte? Allein hernach konnte ich mir diese Frage leicht auflösen: Herr Bispink ist ein Philosoph zu Fuße, der sich aus der Complimenten-Welt nicht viel macht, und Freimüthigkeit genug besizt, das zu tadeln, was Tadel verdient. Auch mag es seyn, daß einige Herren nicht gern mit einem Mann zusammenkommen mochten, der in manchem Stücke sie übersah. Ueberdies weiß man, daß der liebe Nepotismus viele würdige und verdienstliche Männer zurücksezt, um die Herren Vetter zu Amt und Brodt zu verhelfen.

„Aber Herr Bispink ist — Proselyt!" — Gut! er wards, um seine bürgerliche Freiheit auf seiner Reise nach Halle im Köllnischen Sauerland wider alle möglichen Anfälle der dortigen katholischen Obrigkeit, nach dem Westphälischen Frieden und Bergischen Receß, zu sichern. Wer ihn kennt, wird wissen, daß Brodsucht oder eingeengte theologische Denkungsart der Grund davon bei ihm nicht war. Er weis sehr wohl, daß es immer Thorheit ist, die eine Thorheit gegen die andere auszutauschen: aber warum machen unsere bürgerlichen Verfassungen dies oft zur Noth? — Und was ist denn ein Proselyt? Nicht wahr, ein Mensch, dem es beliebt, mit den Materialien und der Form seines kirchlichen Denkens und Handelns eine autori-

firte Umänderung vorzunehmen? Ist dies ein Fehltritt, um dessen willen — zumal wenn er vom Katholicismus zum Protestantismus geschieht — man jemanden sein bürgerliches Fortkommen erschweren muß? Ist denn der philosophische Proselytismus — im Ganzen genommen — von dem theologischen verschieden? Ist Herr Rheinold zu Jena darum minder zu schätzen, weil er vom Leibnitzismus zum Kantismus übergangen ist? Oder kann man es dem Herrn Professor Eberhard verargen, daß er in seiner Apologie des Sokrates ganz anders sich äußert, als die gewöhnlichen kirchlichen Denk- und Lehrformen es erheischen? Ist ferner — dem Gesetze der Perfectibilität gemäß — nicht jeder Mensch, in gewisser Rucksicht, Proselyt? — — Aber so widersprechend handeln wir Menschen, zumal wir Protestanten! Ueberall wollen wir aufklären, überall Gewissensfreiheit als ein Heiligthum aufrecht erhalten: und treten Männer, von eben diesen Grundsätzen und Gesinnungen beseelt, aus dem Gedränge einer andern Kirchenparthei zu uns herüber, so erschweren wir ihnen ihr Vorankommen als Bürger, achten ihre Brauchbarkeit weniger und brandmarken eben dadurch den despotisch-päpstelnden Geist unsers Mittelalters von — Protestantismus. Fort daher mit allem Kirchenplunder, der nur das künstlich

trennt, was Vernunft natürlich vereinigt wissen will! —

Man würde mich misverstehen, wenn man diese meine Aeußerung dahin deuten wollte, daß man jeden Proselyten gleich mit offenen Armen empfangen sollte. Dies wäre wider alle Menschenkenntniß und Klugheit. Nein, man prüfe hier, wie überall, erst seinen Mann recht und lange, und behandle ihn dann nach Befinden. Ist er gut, ist er brauchbar, und hat man an ihm weiter nichts auszusetzen, als daß er ein Proselyt ist; so finde ich es äußerst hart, ihn blos darum zurückzusetzen. Ich denke, jeder Vernünftige wird hierin mit mir übereinstimmen. Zu wünschen wäre es also immer, daß man zur Ehre der Toleranz in Preußen das alte Gesez: daß kein Proselyt irgend ein Kirchen- oder Schulamt bekleiden solle, dahin abänderte, daß man dies nur von ungeprüften, unbewährtgefundenen, oder notorisch schlechten Proselyten verstanden wissen wolle.

Daß man dem Herrn Bispink von Seiten seiner Lebensart nichts Nachtheiliges vorwerfen kann, werden alle diejenigen gern bezeugen, welche ihn die acht Jahre hindurch, die er jezt hier ist, genauer gekannt haben. Stiller, häushälterischer, thätiger, wohlwollender, kurz, vernünftiger und nüzlicher, als er, leben wohl wenige in Halle — troz seiner

schwächlichen Gesundheit und troz dem kümmerlichen Druck, mit dem er die ganze Zeit über noch bis jezt zu kämpfen gehabt hat. Weiter will ich von Herrn Bispink hier nichts sagen: vielleicht tritt er bald selbst mit seiner Lebensgeschichte hervor. Was ich aber gesagt habe, ist so wahr, daß ich den Vorwurf der Schmeichelei gegen ihn, als meinen Freund und Wohlthäter, nicht befürchte. Man erkundige sich: und man wird hören, daß ich die Wahrheit gesagt habe.

Die Freundschaft dieses Mannes blieb nicht blos beim Moralischen stehen: er kannte meine Lage genau, und ohne mein Bitten zu erwarten, kam er meinen Bedürfnissen sehr oft zuvor. Und dieser seiner Unterstützung verdanke ich es, daß ich anfing, weit gemächlicher, aber auch mit mehr Besinnung zu leben, als meine Lage vorher es zuließ. Nach meiner eignen Empfindung habe ich freilich die Güte dieses Mannes nicht allemal so gebraucht, wie ein guter Mensch mit der Wohlthätigkeit anderer braver Leute schalten muß; aber er selbst hat niemals über Misbrauch geklagt. Allerdings billigte er nicht immer, was ich that; aber grobe Vorwürfe oder kränkende Verweise habe ich niemals von ihm gehört. Vielmehr verriethen alle seine Winke auf mich und meine Lebensart, eine gewisse Delikatesse, die mehr Mitleid mit mir, und mehr regen Wunsch

meiner Besserung zum Grunde hatte, als herrschsüchtige Rüge. Ja, von allen meinen Zuchtmeistern hat er am angemessensten auf mich gewirkt. Meine meisten Fehltritte in Halle entstanden aus Mangel an Lebensunterhalt und Beschäftigung. Diesem Mangel half er absichtlich, wie ich hintendrein bemerkte, auf allerhand Art ab. Bald unterstüzte er mich mit Geld, bald gab er mir etwas zu übersetzen oder auszuziehen: über dieses wurde gemeinschaftlich gesprochen, dies oder jenes gerügt und verbessert: bald über allerhand philosophische Materien sowohl deutsch als lateinisch disputirt: zur andern Zeit machte er mich auf neuere Bücher aufmerksam, und hatte überhaupt die Güte, mir zu jeder Zeit freien Zutritt zu ihm, und freien Gebrauch von seiner Bibliothek zu erlauben. Hierdurch ward ich allmälig an bestimmte Arbeiten und Lectüre gewöhnt, fand sogar endlich Geschmack daran, und entzog mich, um diesen zu befriedigen, meinen ehemaligen schlechten Zusammenkünften, übernahm mich seltner im Trunk, und kurz, ich fing allmälig an, — mich zu bessern. So viel vermag die Behandlung eines Mannes, der, durch die Nothphilosophie geübt, mit Dido sagen kann:

Non ignara mali, Miseris succurrere disco.

Daß aber Herr Bispink die Nothphilosophie theoretisch und praktisch gelernt habe, beweisen seine Ge-

färgniß; Gedichte unter dem Titel: Fragmenta psychologico-moralia n). — Wie viel Gutes ließe sich von vielen verirrten Unglücklichen, oder moralischen Krüppeln erwarten, wenn ihre Vorgesezten ein — Bispink wären! — Doch ich muß ja noch mehr von diesem rechtschaffenen Mann sagen: daher will ich jezt in meiner übrigen Erzählung fortfahren.

Um Weihnachten dieses Jahres (1787) kam Herr Dietsch, der Weinhändler, der mir den Urlaub bewirkt hatte, nach Halle. Er ließ mich kommen, und ich mußte ihm die Gründe meiner Rückkehr anzeigen, womit er sich auch vollkommen begnügte. Er streckte mir einen Louisd'or vor auf Rechnung meines Vaters. Er gab mir viele Nachrichten von meinen Verwandten, worüber ich zum Theil lachte, zum Theil aber mich gewaltig ärgerte. Von lezterer Art war folgende:

Herr Leveaux hatte, wie ich erzählt habe, für mich Kaution gemacht, und würde sie fortgesetzt haben, wenn mein Vater nicht hieher geschrieben hätte, daß sie aufgehoben seyn sollte. Ich konnte mir dies von Seiten meines Vaters nicht erklären: denn er sowohl, als meine Mutter, hatten mir heilig versprochen, die Kaution für mich stehen zu las-

---

n) Hagae, in Comitatu Marcano. 1784.

sen. Ich schrieb freilich an meinen Vater; aber seine Antwort war so allgemein, daß ich selbst nicht klug daraus werden konnte. Nun aber erfuhr ich, daß mein Bruder meinem Vater vorgestellt hatte: ich könnte ja, wenn die Kaution stehen bliebe, im Lande herumstreichen, allerlei Possen ausüben, und meiner Familie noch mehr Schimpf und Schande anhängen. — Mein Vater hatte den Vorstellungen des theuren Herrn Sohns Gehör gegeben, und meine Kaution aufgehoben. Dadurch verlohr ich meinen Thorpaß, und muste mit dem Bezirk in den hallischen Ringmauern für lieb nehmen. Aber trotz den Anstalten meines saubern Herrn Bruders hab doch durch mein Betragen, und meine Dienst-Treue mich zum vertrauten Mann gemacht. —

Mein Bruder dachte freilich recht pfaffisch-politisch: er befürchtete nämlich, wenn ich noch einmal nach Hause kommen möchte — und das konnte er nur immer in seiner Rechnung streichen: ich hatte gar keine Lust, jemals das liebe Bonzenland, die theure Pfalz, wieder zu sehen — so würde ich mich vielleicht wieder in die Gunst meiner Eltern und Anderer setzen, und sein Interesse dadurch stören oder doch hindern. Ein Beweis, zu dem Ovidischen Fratrum quoque gratia rara est!

Herr Dietsch berichtete mir auch, daß mein Bruder habe wollen Pfarrer zu Dahlheim werden;

daß ihm aber das kaiserliche Oberamt zu Winweiler allerhand Händel gemacht habe, obgleich mein Bruder die Präsentation vom Herrn von Dienheim, als dem Patron, gehabt hätte. Mein Bruder hatte darüber mit dem Oberamte processirt, und war sogar selbst nach Freiburg, zur Regierung gereiset; aber alles vergeblich: ein gewisser Schweikert hatte auf Betrieb des Oberamtmanns zu Winweiler die Pfarre erhalten. Ich muß gestehen, daß ich mich bei dieser Erzählung gar nicht betrübt habe: Vielmehr empfand ich eine Art von Schadenfreude, die freilich unanständig, aber doch sehr natürlich ist, zumal wenn der Schade Menschenkinder betrift, die uns empfindlich gekränkt haben. Her Dietsch treibt auch Weingeschäfte in Halle, und so habe ich ihn hernach mehrmals gesprochen.

Ein und dreissigstes Kapitel.

Maskirte Schlittenfahrt. Händel mit Quacksalbergesindel. Tod meines Vaters.

Im Winter 1788 hielten die Studenten eine maskirte Schlittenfahrt, dergleichen ich noch nie gesehen hatte. Die Gießer Schlittenfahrten en masque waren zwar grell genug; hatten aber weiter nichts als

Fratzen, Schlotfeger, Juden, Hanswürste, Bauern, Menscher u. dgl. Allein die Hallische enthielt Masken, welche zu allerlei Auslegungen Gelegenheit gaben, und als persönliche Anspielungen von verschiedenen gedeutet wurden. So fuhr zum Beispiel ein Schwarzrock mit einer Ente im Arme herum, welche er liebkoßte und küßte: und das sollte auf einen gewissen Herrn nebst Appendix zielen. Eine andere Maske persifflirte die Lehre vom Teufel u. s. w. — Der Prorektor schickte den Pedell zwar hin, und ließ die Fortsetzung der Schlittenfahrt verbieten; allein die Stunde war herum, und die halische Welt hatte neuen Stoff zur Erschütterung des Zwergfells und zur Medisance.

In eben diesem Winter kam ein gewisser Augenarzt nach Halle, einer von jenen hundert und neun und neunzig Hallunken o), welche in Deutschland herumziehen, sich großer Geheimnisse rühmen, den Leuten die Beutel fegen, und sie, wenn sie ihnen trauen, um Gesundheit und Leben bringen. Solche Afterärzte, die alle Krankheiten kennen und heilen wollen, und doch arme Sünder in dem A B C der Arzneikunde sind, ziehen mit Privilegien im Lande

---

o) Ein Straßenräuber verdient die Verachtung kaum, die ein solcher Schuft verdient; daher wird man mir meine derbe Sprache in Absicht solcher Menschenschinder zu gute halten.

herum, und haben sich für ihr gestohlnes Geld das Recht erkauft, durch Betrügereien ferner zu stehlen. Das ist abscheulich, und Obrigkeiten, denen das Leben ihrer Unterthanen theuer ist, sollten allen solchen Schuften eine Stelle im Zuchthause oder auch nach Befinden, am Galgen anweisen. Denn wenn ja jemand Zuchthaus oder Galgen verdient, so ist es gewiß ein solcher Doktor Theriak.

Der, von dem ich jetzt rede, schlug seine Bude mitten auf dem Markte auf. Seine Begleiter waren eine alte Matrone, welche seine Frau hieß, aber nach dem Bericht seines Hanswurstes eine verloffene Kaufmannsfrau war, die den Mosjeh in Stand gesetzt hatte, Arzneyen und andere Hanswurstiaden anzuschaffen: sodann ein junges Mädchen, das in Mannskleidern auf dem Seil tanzte: endlich ein Hr. Hanswurst, ohne welchen kein Doktor von dieser Art subsistiren kann. Der Hallische Pöbel von verschiedenen Ständen lief da zusammen, gaffte den Wundermann an und freute sich gewaltig, wenn er seine unglaublichen Kuren mit aller nur denkbaren Unverschämtheit herpersorirte. Die medicinische Rede des Kerls schien aber doch nicht hinlänglich: es mußte auch noch der Hanswurst auftreten, und mit allerhand Zoten und Schnurren das Hallische Grob in Bewegung setzen. Hier zur Probe ein Gespräch,

das er unter dem größten Beifall des hiesigen Publikums mit seinem Herrn hielt.

Herr: Höre du, mein lieber Bigaz, wo bist denn du gestern Abend gewesen?

Hanswurst: In einer recht vornehmen Gesellschaft.

Herr: Du kämst in vornehme Gesellschaften? Sag, wer war denn alle da?

Hanswurst: Da waren lauter Leinweber, Schornsteinfeger, Bruchschneider, wie auch die hochlöbliche Innung der Besenbinder und Privetputzer. (starkes Gelächter von Seiten der Zuschauer) Sie haben auch von Euch geredet, Herr Doktor!

Herr: Was sagten sie denn von mir?

Hansw.: Ja, das darf ich nicht sagen.

Herr: Sags doch, lieber Bigaz!

Hansw.: Ja, wenn Ihr mich nicht schlagen wollt!

Herr: Nein, es mag sein, was es will: sags gerade heraus; ich will dir auf Ehre nichts thun.

Hansw.: Sie sagten Ihr wärt ein E.. E.. (die Zuschauer sperrten die Mäuler auf.)

Herr: Ein E.. E.. was soll das seyn?

Hansw.: Ja, ja ein E.. E.. sagten sie, wärt Ihr.

Herr: Sie sagten vielleicht, ich sey ein ehrlicher Mann?

Hansw.: Warum nicht gar, ein ehrlicher Mann! Ein E.. E.. sagten sie, wärt Ihr.

Herr: Vielleicht sagten sie, ich sey ein Ehemann.

Hansw.: Proost die Mahlzeit! Ein E.. E.. sagten sie. (die Mäuler der Zuschauer gingen noch weiter auf.)

Herr: Nun, was mag denn das seyn, ein E.. E.. So sags doch, lieber Bigaz!

Hansw.: Je nun, weil Ihrs mit Gewalt wissen wollt (dem Herrn in die Ohren, aber aus allen Kräften schreiend) Sie sagten, Ihr wärt ein — Esel. (Allmächtiges Gelächter und unsinniges Händeklatschen des Pöbels.)

An solchen Possen und kindischem Geschwätz konnte sich der Pöbel von der niedrigen Klasse wohl noch vergnügen; aber ich habe da auch Leute stehn und sich gaudiren sehn, welche Erziehung und Sitten haben wollen. Das war unverzeihlich.

Das Mädchen, welches auf dem Seile tanzte, war eben nicht häßlich, und hatte auch schon deswegen, daß sie auf dem Seile tanzte, einiges Ansehn. Eben darum zogen auch die Studenten fleißig nach dem blauen Hecht, wo die noble Gesellschaft logirte, machten dem Mädchen ihre Kur, und verjubelten ihr Geld mit ihr. Eifersüchtig war der Herr Doktor keineswegs, und der Wirth noch weniger. Ein

gewisser Student, Namens Zander, den ich damals unterrichtete, führte mich auch einmal in den blauen Hecht, wo ich den Quacksalber bramarbasiren hörte. Ich war so lang still, bis der Kerl endlich gar anfing, sich über alle Aerzte hinauszusetzen, und unsern Meckel, Reil und andere Männer als Leute zu beschreiben, die weit unter ihm ständen, und wohl noch von ihm, dem Dokter Theriak, lernen müßten. Das verdroß mich häßlich, und ich sagte ihm derb die Wahrheit, so derb, daß ich meine Dissertation mit Schurken, Betrügern, u. dergl. ausstaffirte, und von Galgen und Staupbesen sprach. Wer mich kennt, und bedenkt, daß ich damals eine halbe Schnurre hatte, der kann sich vorstellen, wie ich werde Disserirt haben. Den Quacksalber verdroß das Ding gewaltig, und sogar der Hanswurst und das Nymphchen legten sich drein. „Ja, sagte ich, wenn das Quacksalbergesindel nicht Hanswürste und Menscher mit sich 'rum führte, würden sie keinen Abgang haben." Nun war vollends alles wider mich! sogar nahmen sich die Studenten aus Gefälligkeit fürs Nymphchen des Dokters an, und beinahe hätte ich Händel mit der Faust bekommen: aber Herr Zander nahm mich weg. Der Wirth, Meister Frenzel, verwies mir meine Heftigkeit. Ei was, sagte ich, darf so ein Spitzbube, ausser seinen Betrügereien, denn auch noch würdige Männer verkleinern, und von

ihnen schlecht sprechen? Hohl ihn der Teufel den Hallunken! — Ja, erwiederte Meister Frenzel, weder Meckel noch Reil trinken ein Glas Brantewein bei mir, oder auch nur eine Bouteille Bier: aber der Doktor und seine Leute verzehren hier ihr Geld. — Das war freilich ein ökonomisches Argument, worauf ich nichts antworten konnte. Uebrigens war es doch eine wahre Sünde, daß ein solcher Afterarzt, ein Kiliansbrustfleck, in Halle, wo so berühmte, große Aerzte sind, ohngehindert Arzneien geben durfte, und dabei Beifall und Verdienst fand. Pfuy! — Diese Nachricht ist freilich etwas weitläuftig gerathen; aber man muß wissen, daß ich die Quacksalber beinahe eben so stark hasse, als die Pfaffen!

Im Frühling 1789 starb mein ehrlicher Vater. Er war nur sieben Stunden krank gewesen, und war so ruhig, so schmerzenlos ad aethereum patrem — wie er sich immer ausdrückte — hinübergeschwunden, als er es jederzeit gewünscht hatte. Er starb bei sehr heiterer Seele, und sprach bis auf den letzten Augenblick. Er hatte mich meinem Bruder dringend empfohlen, wie dieser mir selbst geschrieben hat. Ich bin versichert, daß der gute Mann keine Gewissensbisse wegen seines Lebens empfunden hat; und wegen seines Glaubens und der Zukunft konnte er

seinem philosophischen System p) zufolge, keine Unruhe fühlen.

Ich darf meinen Lesern wohl nicht sagen, daß ich den Tod meines biedern Vaters sehr tief gefühlt, und ihm viele Thränen geschenkt habe. Noch jetzt schmerzt mich sein Verlust. — O, über mich! —

Mein Bruder berichtete mir diese Trauerpost, und schien in seinem Briefe vielen Antheil an meinem Schicksal zu nehmen. Er fügte hinzu, er wolle für mich sorgen; denn mein Vater habe noch etwas Ansehnliches hinterlassen. Er hoffe sein Nachfolger zu werden, und dann wollte er mich los machen, und

---

p) Es giebt wohl schwerlich eine Philosophie, vielweniger eine Religion, welche die Seele mehr aufheitern kann, als der Pantheismus. Das ist so meine Meinung. Zenos Philosophie konnte Helden hervorbringen, die sich mitten im Unglück noch glücklich fühlten: aber welche Männer sollte Spinosas Lehre bilden, wenn sie gemeinnütziger gemacht würde, und wenn das Volk der Pfaffen und der Afterphilosophen diese treffliche Lehre nicht mit dem Unnamen Atheisterei gebrandmarkt — und obendrein verdreht hätte? Man sehe nur, wie Brucker, der große Brucker! und selbst der tolerante Bayle die Lehre des Spinosa verhunzt haben! Von andern Wichten, die aus diesen Werken abschrieben, ohne die Quellen selbst zu Rathe zu ziehen, mag ich nichts sagen. Spinosas Lehre zeigt Realitäten für die Zukunft: die andern — nur Ideen. Man lese: Gott! — Einige Gespräche von Herder. Gotha 1787.

zu sich nehmen, und was des Dinges mehr war. Da mir aber seine Gesinnungen bekannt waren, so bauete ich auf seine Versprechungen wenig. Er wird doch nichts halten, dacht ich, und dies mein Denken traf zu, wie die Folge zeigen wird. Ich schrieb an meine Mutter und ihn, und bat sie, mir mit etwas Geld beizustehen: sie versprachens; aber drei Monate vergingen, ehe ich etwas erhielt..

Mein Bruder ist indessen nicht Pfarrer an der Stelle meines Vaters geworden: denn ein gewisser Schönfeld, ein Pfälzer Pfarrer, einer von denen, die ich im I. Th. S. 38. beschrieben habe, hat zu Mainz tausend Gulden spendirt, und durch diesen Kanal die Pfarre erwischt. — — — Mein Bruder wurde aber auch bald versogt. Seit dem Briefe, den er mir wegen des Absterbens meines Vaters geschrieben hatte, hab ich auch weiter keine Zeile von ihm gesehen, ob ich ihm gleich mehr als sechsmal geschrieben habe. — — Herr Haag, Herr Gimpel und noch einige Freunde haben mir doch noch von Zeit zu Zeit aus der Pfalz Nachrichten mitgetheilt, wofür ich ihnen recht sehr danke.

Zwei Drei und dreissigstes Kapitel.

Kriegerische Aussichten. Hartherzigkeit meiner Mutter, und daher entstandene Fatalität mit meiner Wirthin. Rettung. Tagebuch.

Schon seit dem Tode König Friedrichs II schien das gute Vernehmen zwischen Preussen und Oestreich sehr erschüttert zu seyn. Joseph II war, nach dem Bericht einiger Schriftsteller q) eben kein persönlicher Freund von unserm jetzigen König, und das Bündniß des Kaisers mit Rußland schien vollends gegen das Interesse von Preussen zu verstoßen. Daher plauderte man immer sehr viel von einem nahen Krieg, wenigstens hatten die politischen Kannegieser aller Stände reichhaltigen Stoff bei Wein, Bier und Schnapps über Krieg und Frieden ihre Lungen zu erschüttern. Ich habe mich mein Tage über solche Sachen wenig bekümmert, doch hab ich meine Zirkelgern über dergleichen räsonniren hören. Dabei werden oft recht komische Urtheile gefällt, die in der Unwissenheit der Räsonneurs ihren Grund haben. Besonders sieht man da recht deutlich den Unterschied in den Gesinnungen und Urtheilen der Protestanten

q) Man lese Histoire secrete de la Cour de Berlin.

und Katholiken. Letztere sehen den Kaiser, als den obersten Beschützer ihres Glaubens an, sind ihm daher mit Leib und Seele gewogen, und gönnen dem Könige von Preussen, als einem Ketzer, Niederlage und Unglück, ob sie gleich in seinem Lande Schutz und Brod finden und geniessen. Es ist doch eine wunderbare Sache mit dem Religionswesen, vorzüglich von Seiten der katholischen: diese ist immer egoistisch, immer rechthaberisch, immer despotisch. — „Der Protestant darf dem ächten Katholiken nie trauen!“ sagte Friedrich V. König von Dänemark, als sich ein vornehmer Katholik bei ihm zu einer Officierstelle beim Seewesen meldete. „Ich bin ein Ketzer, und Sie müssen mich schon nach den Grundsätzen Ihrer Kirche hassen: wie sollten Sie also im Stande seyn, mein Interesse gegen den allerchristlichsten oder gegen irgend einen katholischen König zu vertheidigen?“ Sehr wahr *).

*) Dies vorausgesetzt und ein wenig hobbesisch-psychologisch nachgedacht, muß der Erfolg es lehren: ob die Feldherren in dem Heerzuge gegen die Neufranken, durch militärische Disciplin und Politik, es werden dahin bringen können, daß der Katholik und der Protestant, der Oestreicher und der Preusse, ihre innere sich entgegenarbeitende Seelen-Maschinerie — durch Religion und manch bitteres Andenken aus dem siebenjährigen Kriege geschärft — so bändigen, daß beide mit

Im Februar 1790 starb K. Joseph II, und nun kam es bald zu Irrungen. Preussen verlangte, Oestreich sollte Frieden mit den Türken machen, aber Leopold sträubte sich. Also wurden von Preussischer Seite Anstalten zum Feldzuge gemacht, und endlich wurde selbst marschirt.

Der Preussische Soldat, im ganzen genommen, geht weit ungerner ins Feld, als irgend ein anderer. Ich sage dieses gar nicht, als zweifelte ich an dem Muth unserer Krieger: ich bin vielmehr versichert, daß sich bei keiner Armee mehr wahrer Muth reget, als bei der Unsrigen. Die Sache hat aber einen ganz andern Grund. Bei der kaiserlichen Armee, und bei der ehemaligen Französischen, wie auch bei andern Heeren, ist das Heurathen dem Soldaten sehr erschwert: kaum kann langer Dienst und besondere Umstände endlich ihm die Erlaubniß dazu auswirken. Allein bei unserer Armee ist nichts leichter, als einen Trauschein zu erhalten. Es ist daher sogar das Sprüchwort entstanden: „für einen Thaler und

---

vereinten Kräften von Seiten der Befehlshaber sowohl, als der Subalternen, ohne Eifersucht und ohne Falsch auf Einen gemeinschaftlichen Punkt hinarbeiten. Seltsam komplicirt ist die Kraft, Masse und deren Richtung hier allerdings; und fährt Freund Zufall, von Seiten der Franzosen selbst keinen Alexander herbei, so könnte der jetzt geschlungene Knoten weit schwerer zu lösen seyn, als vorzeiten der Gordische.

vierzehn Groschen bekommt man eine Frau!" Eben darum sind auch unsre meisten Soldaten verehlicht, und wenn es käme, daß unsre Weiber und Kinder mit ins Feld zögen, so würde unsre Armee allerdings einem Haufen ziehender Nationen aus den Zeiten der Völkerwanderungen ähnlich sehen. Ausser dem sind wenigstens die Hälfte unsrer Krieger Landeskinder, welche immer Urlaub haben, auf dem Lande bei den ihrigen leben, und sich da von Ackerbau, und andern Gewerben nähren. Nimmt man das alles zusammen, so findet man den wahren Grund, warum ich sagen kann, daß unsre Leute ungern ins Feld ziehen. Weib und Kind und Nahrung fesseln sie ans Haus, und machen ihnen den Feldzug verhaßt. Allein eben das, was den Feldzug erschwert, macht die Leute auf der andern Seite getreu, giebt ihnen Anhänglichkeit an ihr Vaterland, und bewahrt sie vor dem Ausreissen. Man halte mir diese Anmerkung zu gute: sie schien mir hier am rechten Ort zu stehen.

Unser Regiment brach den fünften Junius auf. Ich hatte vorher meiner Mutter geschrieben, und sie um etwas Geld gebeten, damit ich meine Schulden bezahlen könnte. Ich war meiner Wirthin gegen die acht Thaler schuldig, und diese plagte mich darob nicht schlecht: sie hielt mir immer vor das Beispiel eines gewissen Gutglücks, der sie ehedem auch bei seiner Abfahrt um einiges Geld betrogen hätte, und machte

die Anwendung so unter der Hand auf mich. Es giebt überhaupt eine gewisse Menschenart, welche in der Anwendung und Deutung skandalöser schlechter Histörchen recht erfahren ist, und dadurch äusserst beleidigend wird: und das war auch der Fall bei der Frau Gruneberg. Doch es sei darum! — Also ich bat meine Mutter, mir zur Tilgung meiner Schulden einiges Geld zu schicken: der aber weder Antwort noch Geld erhielt, war ich — wahrscheinlich durch die Bemühungen meines Herrn Bruders. Ich schrieb demnach an den Pastor Stuber und an den Inspektor Birau, aber auch vergebens: denn auch diese antworteten nicht. Endlich ging ich zu D. Semlern, der mir nach seiner bekannten Dienstwilligkeit versprach, mein Anliegen bei der Mutter auszuwirken. Dies machte denn, daß sich endlich meine Wirthin beruhigte. Bezahlt ist diese aber nicht eher, als gegen den Herbst, nachdem Hr. Bispink einen durchdringenden Brief an meine Mutter geschrieben, und diese dann meine Schulden bezahlt hat. Als ich nach Halle zurückkam, war die Frau Gruneberg und mein Gewehrpolierer Richter befriedigt: wer war froher als ich! denn welche Neckereien hätte ich nicht von neuem ausstehen müssen, wenn die Leute noch Forderungen an mir gehabt hätten? Ich habe mir es oft so abstrahirt, daß man beim Schuldenmachen, welches doch sehr oft

ganz unvermeidlich ist, hauptsächlich auf die Personen sehen müsse, denen man in die Kreide geräth. Denken diese gut, je nun, so haben sie Geduld, und warten, bis man bezahlt: sind sie aber von gemeiner niedriger Denkungsart, so quälen sie Euch, daß Ihr möchtet schwarz werden. Da ist des Erwähnens ihrer Güte gegen Euch kein Ende! Da giebts Vorwürfe über Vorwürfe, Verdacht über Verdacht, zumal bei denen, die selbst keiner Puffbohne werth sind! — Da verlangt man oft gar die größten Ungerechtigkeiten von Euch, blos, weil Ihr ihre Schuldner seyd — und folgt ihr nicht, so schilt man Euch undankbar, weil Ihr rechtschaffner denkt und handelt als sie, und ist eben dann am zudringlichsten, wenn Ihr durchaus nicht bezahlen könnt. Ich habe dieses in meinem Soldatenstand bitterer erfahren, als damals, da ich noch Student war. Wie oft hat mich meine Wirthin, die doch, wenn ich ihr in allem Recht gab, ihr nie widersprach, und fünf gerade seyn ließ, mir allen Gefallen erzeigen zu wollen schien, bei dem ersten Widerspruch gegen ihre Behauptungen, oder bei dem ersten Verweise und der geringsten Beschwerde, die ich wegen mancher Vorfälle anbringen mußte — blos wegen einer ganz geringen Schuld gedrückt, und mir in Beiseyn anderer fremder Leute, das Wenige, was sie von mir bekam, in den beleidigendsten Ausdrücken abgefordert! Die Vorfälle

sind für mich zu ärgerlich, als daß ich sie hier erzählen möchte. — Wohl mir, daß Herr Bispink oft im Stillen, ohne daß ich darum wußte, sie befriedigte, und mir dadurch auf eine Zeitlang Frieden und Ruhe verschafte!

Ob ich gern aus Halle ging? — je nun, wie mans nimmt! Meine Lage war damals so, daß ich ohne Ungemach leben konnte. Ich wußte zwar nicht aus eigner Erfahrung, doch aus Nachrichten meiner Kameraden, daß das Marschiren und im Felde stehen eine sehr bösartige beschwerliche Sache sey — allein ich hoffte auch viel zu sehen, viel zu erfahren: und da machte die dem Menschen so natürliche Neugierde, daß ich an das Ungemach nicht mehr dachte, welches ein Feldzug mit sich führt.

Ich hatte mich durch Unterstützung meiner Freunde, besonders des Herrn Bispink, nicht nur mit allem Nothwendigen versehen, sondern konnte auch noch etwas zu meinem Traktament hinzulegen, und dadurch weit gemächlicher leben, als andere, die sonst nichts hatten, als ihre Löhnung.

D. Semler ließ mich den Tag vor unserm Ausmarsch zu sich kommen, und trug mir auf, auf die Lage und die Denkungsart der Länder Acht zu geben, durch die ich kommen würde. Der gute Mann bedachte wohl nicht, daß dieses für einen Sol-

daten sehr schwer, ja oft ganz unmöglich ist. Wo soll der in Reih und Glied, oder vom Marsche abgemattet, Ort, Zeit und Lust hernehmen, um etwas Befriedigendes von der Art zu sammeln? — Dabei rieth er mir, ein Tagebuch zu führen, und täglich aufzuschreiben, was mir begegnen oder merkwürdig scheinen würde. Eben diesen Rath hatte mir schon Herr Bispink gegeben, und ich habe ihn auch in sofern befolgt, daß ich täglich Einiges aufschrieb. Da ich aber damals das Tagebuch, oder wie es meine Kameraden nannten, das Strambuch, blos zu meinem künftigen Gebrauch bestimmte, so ließ ich alles Allgemeine weg, und blieb blos bei Einzelnheiten stehen, welche mir dereinst eine angenehme Zurückerinnerung machen sollten. Schon jetzt macht mir das Nachlesen meines Büchleins angenehme Augenblicke: denn auch Kleinigkeiten werden interessant, wenn sie zu einer Zeit aufgezeichnet wurden, die individuel wichtig ist.

Noch ehe wir abgingen, hieß es schon durchaus, daß der Krieg nicht vor sich gehen würde: man würde alles zwischen Preussen und Oestreich mit der Feder ausmachen: diese Vorhersagung ist auch hernach wirklich eingetroffen. Meine Leser werden es indeß nicht ungern sehen, wenn ich ihnen den Feldzug, in so fern er mich anging, beschreibe. Ich wünsche, daß sie keine Langeweile dabei haben mögen.

Vier und dreissigstes Kapitel.

Der Feldzug 1790. Dessau, Nowaweß. Berlin. Ein Notabene für den theologisch-politischen Wiener Kasperl, Vulgo Hoffmann. Berlinisches Bordelwesen.

Wie gesagt, wir marschirten den 5ten Junius 1790 aus der Garnison zu Halle, und unser erster Ruhetag war in Dessau. Unterwegs waren unsre jungen Soldaten gleich von Anfange munter und lustig: die ältern aber hingen den Kopf, und sahen mürrisch aus, bis sich endlich nach und nach der Geist der Munterkeit durchaus verbreitete, und das ganze Regiment zu einem Häufen lustiger Brüder ward. Ich habe es immer recht gern gesehen, wenn unsre Leute sangen und jubelten, ob ich gleich selbst nicht mitsinge. Die gewaltigen Zoten, welche gewöhnlich gesungen werden, konnten mich nicht beleidigen, sie beleidigen auch wohl niemanden, weil sie zu diesem Wesen zu gehören scheinen. Das macht so das Hergebrachte!

In Dessau hatte der dortige Fürst die Anstalt getroffen, daß wir alle recht gut bewirthet wurden. Die Dessauer sind überhaupt artige, gute Leute, welche sich alle Mühe gaben, uns Vergnügen zu machen; besonders war mein Wirth, ein Ziegeldecker, ein recht guter Mann. Ich ließ mir in Dessau aller-

lei erzählen, und hörte da manche Anekdote von Basedow, Wolke, Reiche, Demaree, und Andern, die ich in mein Tagebuch eintrug. Basedow steht bei dem Dessauer Bürger in geringem Kredit, wahrscheinlich weil ihn die Pfaffen als einen Freigeist beschrieben haben. Seine Händel mit Reiche werden noch auf Befragen in den Schenken weitläuftig erzählt. Wie nöthig ist es doch, sich vor der Publizität des Pöbels zu hüten! — Dem Prinzen Albert sind die Hrn. Dessauer nicht gewogen, weil er blos für sich lebt, und einige Gewohnheiten an sich hat, die ihnen nicht behagen. Aber Meister Demaree, dieser hochbornirte Zionist, steht bei ihnen in großem Ansehen. Als ich dies und jenes von ihm sagte, sah man mich häßlich an. Ich glaubte nicht, die Leute in ihrer Orthodoxie irre machen zu müssen, und schwieg. — Hier wurde auch ein Deserteur von uns eingebracht; allein weil der Fürst für ihn bat, so kam er ohne weitere Strafe davon. Die Fürbitte, wozu sich der menschenfreundliche Fürst herabließ, hat ihn in meinen Augen sehr erhöht. Ueberhaupt verdient der Fürst von Anhalt Dessau den Ruhm, den er durch ganz Deutschland hat. Alle seine Unterthanen lieben ihn, und rühmen die trefflichen Anstalten, welche er zur Verbesserung seines Landes, und zum Wohl seiner Unterthanen gemacht hat. Wie herrlich reiset es sich durch ein Land,

dessen Fürst ein rechtschaffener Mann ist! Aber wo man Jeremiaden hören muß, wie in der Pfalz und im Hessenland, da fallen einem alle Sünden der Großen bei, und man wünscht sich weit weg.

Unser Marsch ging über Berlin, oder vielmehr in Berlin sollten wir bis auf weitere Order kantonieren: und so war unser nächstes Nachtquartier in Nowaweß, einem böhmischen Kolonistendorf bei Potsdam. Ich logirte beim Schulmeister, welcher auch zugleich ein Kattunweber war. Der Mann klagte sehr über den Verfall der böhmischen Sprache in seinem Dorfe, so, daß die Jugend nicht mehr Böhmisch lernen wollte, die böhmischen Bücher nicht mehr verstünde, und daß die Leute sogar keine Böhmischen Predigten mehr verlangten; alles sollte auf deutsch gehen! Ich stellte dem Manne vor, daß es großer Unsinn sey, mitten in Deutschland noch die böhmische Sprache unter den gemeinen Leuten fortsetzen zu wollen: die Leute könnten sonst was nützlichers lernen. Aber da hatte ich des Herrn Schulmeisters Gunst gehabt! Er behauptete den Vorzug seiner Sprache vor allen andern, und als ich ihn noch weiter widerlegte, ward er grob, und ich muste, um Händeln vorzubeugen, dem Meister nachgeben, und stille seyn. Er sagte nachher zu einem meiner Kameraden, ich sey ein supertluger Mensch, ders Gras wachsen hörte! — Du lieber Gott!

Mein Hauptmann, Hr. v. Mandelslohe — der Major von Manteuffel war den Tag vor dem Ausmarsch aus Halle vom Regiment weg zu einem Depotbataillon versetzt worden, und Herr v. Mandelslohe hatte unsre Kompagnie erhalten — logirte beim Hrn. Pastor. Dieser hatte von mir gehört, und wünschte mich zu sprechen. Das war mir schon recht: denn fremde Geistliche habe ich immer gern gesprochen: man sieht da oft seine Lust, wenn man so rechte Vorfechter aus der Schule des Pastor Götzen antrift. Aufgeklärte Männer darf man unter Professionisten dieser Art nicht erwarten, ob es gleich keine geringe Freude ist, einen hellen Kopf unter Leuten dieses Standes anzutreffen. Letzteres war bei dem Herrn Pastor zu Nowaweß der Fall nicht: er räsonnirte stark über den D. Bahrdt und Semler, welche er als Kompagnons ansah: Sehr gewogen war er dagegen dem Hallischen Hrn. Schulze, von welchem er wegen der Orthodoxie mächtig viel Gutes gehört hätte.

Seine Kinder informirt dieser Herr Pastor selbst, und zwar so, daß er sie das Cellarische Vokabelbuch der Nase nach auswendig lernen läßt, ohne auf Anwendung zu sehen: eben so macht ers mit der Grammatik. Die Jungens können eine Menge Vokabeln und Regeln auswendig, aber an Verbindung und Anwendung haben sie noch nicht gedacht. Ich äusserte über diese verkehrte Lehrmethode, in welche er doch sehr ver-

liebt ist, mein Befremden; allein der Herr Pastor versicherte mich, daß ich das Ding nicht verstünde: einer, der da ein Haus bauen wollte, hohlte erst die Materialien zusammen u. s. w. Seine Tochter erster Ehe ist sehr belesen in — Romanen, und erhält diese herrlichen Produkte von den Officiren aus Potsdam, welche, wie sie versicherte, ganz artige Leute sind.

In Berlin bemerkte ich den großen Unterschied zwischen den Einwohnern großer und denen kleiner Städte. Wenn in Halle oder sonst wo etwas vorgeht, dann steht der Pöbel auf allen Gassen und gafft; hingegen in Berlin sahen uns nur wenige zu, als wir einzogen. Sie hielten dergleichen ihrer Aufmerksamkeit nicht werth, und hatten Recht. — Es waren mehrere fremde Regimenter in Berlin zusammen gekommen, nachdem die ganze dasige Garnison ausmarschiert war. Unter diesen hatte unser Regiment, nach dem Geständniß aller Berliner, den Vorzug sowohl in Absicht der Sitten der Soldaten, als in Rücksicht auf ihren guten Anzug. Herzog Friedrich von Braunschweig, ein Bruder des regierenden Herzogs, übernahm hier das Kommando über unser Korps.

Berlin hat zwar recht hübsche Häuser, und in diesen Häusern giebt es ganz artige Zimmer, allein wir wurden größtentheils in Gemächer geworfen, welche den Hölen wilder Thiere ähnlicher sahen, als Lager-

stätten für Menschen. Die reichen Bürger gaben den ärmern, besonders Soldatenweibern u. dergl. Geld, daß sie ihre Mannschaft einnehmen mußten: und so wurden wir zu armen Leuten hingelegt, welche freilich nicht in Palästen wohnen. Wer uns selbst aufnahm, der hatte entweder eine unterirdische Wohnung oder einen Boden oder sonst ein Loch, wohin er uns werfen konnte: kurz, die Quartiere in Berlin waren durchaus schlecht, und gaben zu sehr vielen Klagen der Soldaten Anlaß: allein was war zu thun: man muste Geduld haben!

Ich hatte in dieser Stadt viele Bekannte, deren Einige meine Schüler gewesen waren. Etliche kamen selbst, mich zu besuchen, und etliche suchte ich auf, und fand, wo ich hinkam, unveränderte Freundschaft und viel Gefälligkeit. Die Herren Zierlein, Uhde, Stahn, Boehm, Ziesemer, Rhau, von Hagen, Zaehr, Schulz der Poete, und andere haben mir recht viel vergnügte Stunden während meines Auffenthalts in Berlin gemacht. Herr Zierlein hat mir wegen seiner philosophischen Lebensart besonders gefallen. Er hat Theologie und andre Wissenschaften recht gut studiert, ob er gleich auf Universitäten nicht täglich sieben bis acht Stunden in den Kollegien zubrachte, und noch weniger Hefte sudelte. Da er so viel Vermögen hat, als seine wenigen Bedürfnisse fodern, so hat er sich bis-

her noch um kein Amt bemühet, und wird sich auch wohl schwerlich jemals um eins bemühen. — — —

— — — — — — — — — —

Herr Zierlein hat eine auserlesene Bibliothek von philologischen und historischen Büchern, und einen Schatz guter Musikalien, womit er, wie er sagt, seine Einsamkeit tröstet. So ein Leben ist wirklich beneidenswerth für den, der es zu schätzen weis. Er erzählte mir von Bruder Hochhausen aus Jena das, was in diesem Bande S. 86. schon steht. Den Berlinern fiel der Jenaische Ton anfänglich auf, und die Burschensprache, deren sich Hochhausen aller Orten, wohin er kam, als Renommist bediente: aber eben diese Burschensprache — die freilich von Manchen als Ausdruck des Kraftgefühls fälschlich genommen wird — verschafte ihm endlich Eingang in sehr viele auch vornehmere Zirkel — und Hochhausen ward beliebt. So verschieden ist der Geschmack! — Herr Stahn ist jetzt Lehrer auf dem Schindlerischen Waisenhause: er studert noch immer fleißig Philologie, und hat es darin gewiß weit gebracht. Herr D. Boehm, ein jüdischer Arzt, hat starke Praxis, besonders unter den Christen: in Berlin ist man von dem Vorurtheil geheilt, daß der Christ ceteris paribus besser sey, als der Nichtchrist. Sonst ist Boehm ganz Philosoph, der den Menschen schätzt, ohne auf seinen Stand und Rock

zu sehen. An mir hat er diese brave Denkungsart bewiesen, indem er sich nicht scheute, mit mir unter den Linden und an andern öffentlichen Orten spatziren zu gehen und sich mit mir ganz freundschaftlich zu unterhalten. So was versöhnt uns allemal gewissermaßen mit unserm Schicksal. — Ich würde nur ohne Noth weitläuftig seyn, wenn ich von meinen andern Freunden, die ich zu Berlin antraf, viel sagen wollte. Sie haben mich alle mit viel Wohlwollen empfangen, wofür ich ihnen hier noch einmal öffentlich danke.

In der Strahlauer Straße auf einem Keller oder Garten ward ich mit einem Klub berlinischer Bürger bekannt, welche mir auch manche frohe Stunde gemacht haben. Ich kam durch einen Zufall dahin, foderte eine Buteille Bier *), und trank ruhig bei meiner Pfeife Taback. Die Herren des Klubs sprachen von dem verstorbenen König, und da hatte ich Gelegenheit mitzureden, weil man mich auffoderte, zu sagen: ob es je einen König gegeben hätte, der königlicher und ohne Minister, Mätressen, und — — mehr selbst regiert hätte, als Er?

---

*) Nirgends habe ich besser Bier getrunken als zu Berlin. Ja, meine Herren, das ist für mich und meines gleichen etwas Wichtiges!

Er, der grosse Fritze? Diese Auffoderung war mir gerade recht. Voll Enthusiasmus rühmte ich unter andern seine — — — Toleranz und Gewissensfreiheit, die er allen und jeden seiner Unterthanen gestattet habe, und wodurch er eigentlich den rechten Grund zu der jetzigen Größe der Preussischen Monarchie gelegt hätte. — Das gefiel den Bürgern, und sie nöthigten mich, mitten unter ihnen Platz zu nehmen, welches ich auch that, da es lauter artige sehr gescheute Männer waren. Sie hatten alle einige gute Bücher gelesen, waren alle aufgeklärt, — — — — und wünschten, daß gewisse Anstalten zur Aufrechthaltung der sogenannten reinen Lehre nicht möchten getroffen seyn. Unser Gespräch dehnte sich aus, und als ich vergnügt von ihnen schied, mußte ich versprechen, den folgenden Tag wieder zu kommen. Ich habe hernach diesen Bürgerklub noch sehr oft besucht, und allemal mit Vergnügen. Oft hat es mich gewundert, wie frei der Berliner über alles, was vorgeht, urtheilt, und wie richtig allemal sein Urtheil zutrift. Hierdurch unterscheidet er sich merklich von andern Preussischen Unterthanen. Ueberhaupt sind die Räsonnements der Preussen weit liberaler als die der Sachsen, der Hessen, oder gar der Pfälzer. In manchen Ländern darf man sich kaum ins Ohr sagen, was man im Preussischen öffentlich zu predigen wagt. Unter den Preussen selbst

trift man aber nirgends freiere Räsonnements als in Berlin. Die Leute ziehen hier alles unter ihre Kritik, beleuchten alles, und loben selten. Ich schloß von dieser Freiheit im Urtheilen auf das Wohl des Bürgers und auf die Güte der Regierung, worunter die Leute stehen müssen. Denn eine Regierung, welche niemanden verbietet, seine Gedanken laut zu sagen, muß eine — gute Regierung seyn, weil eine schlechte diese Urtheile scheuen und verhindern würde. Das ist allemal so der Fall! Verdunkeln doch gar Kaufleute, die verdorbene, schlechte Waaren führen, ihre Laden! Und warum verbietet die Römische Kirche die Untersuchung ihrer Dogmen? deswegen, weil bei einer halbweg freien Untersuchung der Ungrund und die Alfanzerei vieler solcher Fratzen ans Licht kommen würde. Und warum untersagt die Regierung zu Venedig alles Gespräch über Staatssachen? damit man die Schwächen und Mängel der Regierung nicht einsehen und vielleicht zu ihrem Nachtheil benutzen möge. Glücklich wird Preussen seyn, so lange noch in Berlin Klubs existiren, die ihr Lob und ihren Tadel frey und ungescheut sagen dürfen. — Mag doch ein dummer Meister Hoffmann zu Wien, der leibliche Verfasser einer sogenannten Zeitschrift, Gift und Galle über alle die ausschütten, welche Despotismus und Pfafferei nicht für Dinge halten, die der liebe Gott selbst vom Himmel auf die

Erde geschickt und da als ewige Norm aller Zukunft bestätigt habe: wir fühlen zu gut, was wir als Menschen, die keine Heuochsen sind, fühlen müssen, und lachen den Meister Dummkopf aus!

Doch was hilft Lachen! Lieber sey es mir erlaubt, zur Erbauung für Herrn Höffmann, samt dessen hohen und niedrigen Patronen, Anhängern und Gönnern, besoldeten Wischschmierern und Raupen, Weibverkupplern und Heuchlern, denen wir zum zehnten Heft der Fragmente von Cranz, Glück wünschen — falls diese alle samt und sonders nicht schon, nach diesem oder jenem Ordenszuschnitt, zu sehr verjesuitet sind, um noch einiger Erbauung fähig zu seyn, — hier eine Stelle aus der allgemeinen Schreib- und Druck-Freiheits-Verordnung für Schweden herzusetzen, die sich, wie mich dünkt, ad majorem Dei und Sanae mentis gloriam lesen läßt weit besser, als manches Edikt, Manifest, und Zeitschriftel vom Wiener-Kasperl, Vulgo Hoffmann. — Unter andern merkwürdigen Sätzen heißt es in dieser Verordnung: „ Daß eine allgemeine „Aufklärung der erste und sicherste Schritt zum allge„meinen Wohl ist, und daß die Denk- und Preß„freiheit eines der theuersten Güter eines freyen „Volks, und eine unschätzbare Gabe ist, die der „Schöpfer selbst dem menschlichen Geschlechte ver„liehen hat, und die man, ohne dessen in der Na

„tur gegründete Rechte zu verkennen und zu beleidi-
„gen, nicht einschränken kann, und daß diese Freiheit,
„weit entfernt, die Ordnung und Ehrfurcht gegen
„die Gesetze, worauf aller Staaten Wohl und Be-
„stand beruhet, zu stöhren, vielmehr, wenn man
„sie recht handhabet, hauptsächlich zu deren Befesti-
„gung dadurch leitet, daß sie schädliche Vorurtheile
„aufdeckt, die Finsternisse der Unwissenheit zerstreuet,
„und statt deren im Lichte der Wahrheit die Beloh-
„nung für die Ausübung theurer Pflichten gegen
„Gott, den König und das Vaterland zeigt, deren
„eifrige und unbedingte Erfüllung, wie Wir über-
„zeugt sind, das wahre Ziel der Ehrbegierde eines
„jeden redlichen Schweden ausmacht, und wodurch
„allein die entflohene Ruhe und die Glückseligkeit der
„Vorfahren mit deren auf Treue und Redlichkeit ge-
„gründeten Ehre wieder zu uns geführet werden
„können, und daß diese Freyheit auch die würdigen
„und edlen Gesinnungen unterhalten, anfeuern und
„beleben wird, die in allen Zeiten der Nation eigen
„gewesen, und deren Erlöschung für Uns das gröste
„Unglück wäre: eine Freyheit, die vom Zwang nicht
„leiden, noch unter der Menge mehrerer widerspre-
„chender Verordnungen, die seit längern Zeiten dar-
„über gegeben worden, erstickt werden und schwin-
„den mag. Es geschieht also mit einem wahren
„Vergnügen, daß Wir jetzt eilen, solches zu verbes-

„fern, da Wir auch dadurch eine gewünschte Gele-
„genheit gewinnen, Unsern treuen Unterthanen einen
„neuen Beweis Unserer zärtlichen Fürsorge für ihr
„Wohl, und unserer ungezwungenen Achtung für
„ihre und der Menschheit geheiligten Rechte zu geben,
„doppelt sprechend zu einer Zeit, da — die meisten —
„europäischen — Regenten — beschäftiget sind, neue
„Verschanzungen gegen das Volk um ihre Throne
„aufzuwerfen. — Wir freuen Uns, auf diese
„Weise der Zukunft einen lichtvollern Zeitpunkt, der
„Wahrheit und Stimme des Volks einen Weg, zum
„Throne zu bringen; der Klage des Gedrückten und
„der Unschuld eine Leichtheit, an den Tag zu kom-
„men; der Gerechtigkeit eine Stärke; der Parthey-
„lichkeit, Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit neue
„Schranken; dem tugendhaften guten Mitbürger
„einen Sieg; dem Verbrecher und Lasterhaften ein
„Grauen; dem Armen eine Stütze; dem Leidenden
„einen Trost, und Uns selbst, da wir beständig bloß
„die Befestigung des wahren Bestens Unserer treuen
„Unterthanen suchen, die angenehmste Belohnung
„verschaffen zu können." —

So etwas, mein lieber Herr Hoffmann, enthalten ihre Exercitia spiritualia nicht, auch nicht ihr La Croix und Busenbaum. Ist es Ihnen daher vielleicht zu hoch: so kriechen Sie als animal implume bipes, nicht als jesuitisirender

Probabiliſt, zum Kreutze; und die Herren Mauvil-
lon und Campe denken mitleidig genug, auch einem
reumüthigen Lojoliſten die erſten Elemente des Men-
ſchenverſtandes und des Menſchenrechts einzuimpfen,
wenn nämlich des Patienten Kopf nur noch etwas
Empfänglichkeit für eine Einäugelung von der Art an
ſich hat, woran doch viele in Rückſicht auf Sie, mein
Herr, zweifeln, indem Sie als ein Incorrigibilis,
ſtatt Sich zu beſſern, Sich immer mehr und mehr
verſchlimmern. Fatale Jeſuiten-Natur! Fort da-
mit! Lieber hinüber zu den Jeſuiteſſen des ſchönen
Geſchlechts in Berlin!

Alſo — die Berliner Bordelle hab ich auch be-
ſucht; allein in ganz anderer Abſicht, als ehemals
die der Madam Agrikola zu Frankfurt am Main,
oder die der Poſtmeiſterin zu Wezlar. Da ich in
dieſem Fache bisher ſehr aufrichtig im Bekennen ge-
weſen bin, ſo werden mir meine Leſer doch auf mein
Wort glauben, daß ich in Berlin mit keinem feilen
Mädchen nähern Umgang gehabt habe: aber die
Bordelle habe ich beſucht, oder beſehen, und muß
daher auch von dem, was ich geſehn habe, meinen
Leſern Notiz geben. Es verſteht ſich hier von ſelbſt,
daß ich weder bei der Madam Schuwitzn, noch bei
der Madam Lindemann, noch ſonſt in einer vor-
nehmen ſtillen Wirthſchaft, wie man dergleichen in
Berlin nennt, geweſen bin: denn wie ſollte ich, als

Soldat, eine Schuwitzn besuchen, die sogar Kandidaten der hochheiligen Theologie abgewiesen hat *)!

Die Schuwitzn hatte kurz vor der Zeit, als wir nach Berlin kamen, sehr gelitten. Ihre Mädchen, oder ihre Damen waren eines Abends unter den Linden genekt worden, und hatten angefangen, dagegen zu schimpfen. Einige Officiers bestellten hierauf einen pudelnärrischen Kerl, welcher die Gassenbuben wider die Nymphen aufbringen mußte. Die Jungen insultirten die Mädchen nach Noten, bis sie sich endlich aus lauter Angst in ihren Wagen zusammenpackten, und nach Hause fuhren. Die Jungen waren aber auf Anstiften ihrer Führer noch nicht zufrieden, und verfolgten den Wagen mit Steinen und Koth, und machten selbst bei dem Hause der Schuwizn einen gefährlichen Spektakel. Die Dame, welcher es bekannt seyn mochte, woher eigentlich der Skandal entspringe, wollte eine Klage einlegen; allein das Resultat davon war, daß ihr untersagt wurde, Kutsche und Bedienten zu halten.

In Berlin ist das Haus dieser Makerelle sehr bekannt, und wer die Friedrichsstraße mit einem Fremden geht, und an das kleine niedliche Häuschen kömmt, der spricht: „Sehn Sie hier das Haus der

---

*) Vorige Ostern ist das noch geschehen — vielleicht, weil nichts Unreines ins Himmelreich hineingeht!

Madam Schuwitz!" In allen vornehmen und geringern Gesellschaften wird von Madam Schuwitzn gesprochen, und die Berliner berühmen sich, daß selbst ein gewisser Herzog, welcher während seines ersten Aufenthalts in Berlin beinahe von diesem Freudenorte nicht weg kam, gestanden habe, er habe sogar in London keine so gute Wirthschaft von der Art angetroffen. Die Dame soll auch wirklich immer für recht gute Waare sorgen, d. h. für Mädchen von schlankem Wuchs, und einnehmenden Gesichtszügen, welchen hernach die Schminke, dieses große Ingredienz aller feilen Mädchen, noch zu Hülfe kommen muß. Wenn nun Madam Schuwiz eine solche Person annimmt, so läßt sie selbige einige schöne Stellen aus empfindsamen Romanen, Dichtern und Schauspielen auswendig lernen x), übt sie im Komplimentemachen, und im Putzen: und das gefällige Mädchen, vulgo Hure, ist fertig. Bei der Madam Lindemann und einigen andern vornehmen Orten ists beinahe eben so, obgleich die Schuwizn allemal das Prähat, wie man sagt.

---

x) Ich habe in Halle ein ganz gemeines Mädchen gekannt, welches blos dadurch, daß sie viel las, und das Gelesene behielt und bei Gelegenheit wieder hersagen konnte, einen recht braven Studenten so einnahm, daß er einige Jahre hernach, nachdem er ein Amt bekommen hatte, kam, sie abholte und heurathete. Es ist doch wahrlich eine hübsche Sache ums Bücherlesen!

Wollust ist überhaupt dem Beutel gefährlich; Das hab ich selbst erfahren, wie ich schon aufrichtig genug bekannt habe; aber niemals ist sie kostspieliger, als wenn man sie bei habsüchtigen Schönen, oder in kostbaren Bordellen sucht, und das ist auch der Fall in den besagten berlinischen Wirthschaften. In den Galanterien von Berlin hat Herr Cranz oder wer sonst Verfasser dieses Buches ist, gesagt: an manchen theuren Orten dieser Art müsse man einen Louisd'or zuviel haben, wenn man sich ein Vergnügen machen wolle. Allein bei der Schuwizn reicht wirklich der Louisd'or nicht zu, auch bei der Lindemann schwerlich. Wer nun vollends sich will sehen und etwas aufgehen lassen, der kömmt unter vielem schweren Gelde nicht weg.

Den neuesten Nachrichten aus Berlin zufolge soll die Wirthschaft der Madam Schuwizn jetzt gänzlich zu Grunde gerichtet seyn. Ein gewisser in diesem Bordel beleidigter Graf schickte, wie man erzählt, einen Schindertnecht dahin, der sich wer weis wofür ausgab, und daselbst die Nacht zubrachte. Den folgenden Morgen versetzte der Kerl selbst bei der Schuwizn seine Uhr, weil er, wie er vorgab, nicht Geld genug bei sich hätte, seine Schuldigkeit abzutragen. Gegen Mittag fuhr er mit einer krepirten Sau auf seinem Karren vor das Haus der Schuwizn, trat in seiner Schinderuniform hinein, und foderte seine Uhr, um

sie auszulösen. Diese Begebenheit wurde gleich in der ganzen Stadt bekannt, und das berühmte Bordell verlohr durch diese skandalöse Geschichte alles Ansehn, und soll seit dem wenig oder gar nicht mehr besucht werden. So viel vermag ein politisches Minimum auch gar über Triebe der stürmischen Natur.

Fünf und dreißigstes Kapitel.

Fortsetzung. Rettung einer Unglücklichen. Huren-Comment. Königliche Bibliothek.

Die Bordelle waren von der Einquartirung nicht frei, nämlich die vom geringern Kaliber, und ich habe selbst, nachdem ich mich mit meinem ersten Wirth überworfen hatte, einige Tage in einem solchen Loche gewohnt. Ich hatte schon von langen Zeiten her so viel von Berlinischen Bordellen gehört: hatte gehört, daß sie alle andre, selbst die zu Strasburg und zu Frankfurt am Main übertreffen sollten: man hatte mir viel von ihrer guten Policei gesagt, und von der Fürsorge für die Reinlichkeit der Mädchen u. s. w. daß ich recht im Ernst begierig war, diese Dinge in Natura zu besehen. Was ich fand, will ich kürzlich mittheilen.

Ich besuchte die Talgfabrike, die Tranbulle, den zotlichen Juden y), Legers: und Heils: Saal und einige andre. Aller Orten wars dasselbe. Es halten sich gemeiniglich sechs, acht bis zwölf Nymphen in einer Wirthschaft auf, meist Mädchen von ganz geringem Stande, welche ehemals von adlichen und unadlichen Wollüstlingen verführt oder benutzt wurden, und hernach, der Arbeit entwöhnt, keinen andern Weg, sich zu nähren wußten, als den der feilen Wollust. Einige davon fühlen das Unwürdige ihrer Handthierung, und wünschen sich eine bessere Lebensart. So fand ich in der Talgfabrike ein Mädchen, Namens Jettchen, von Schwed, welche mir feine Gesichtszüge zu haben schien, und mit der ich mich daher abgab. Sie erzählte mir ih:

y) Es ist aller Orten Mode, daß man den Bordellen schimpfliche Namen giebt. Das soll noch von einigem guten moralischen Gefühl des Publikums zeugen. Und wer das bedenkt, der wird bei den Namen, blutiger Finger, rothes Läppchen, schwarze Schürze, allemal hübsche Reflexionen machen können. Es soll hingegen eine große Verdorbenheit der Sitten anzeigen, wenn man dergleichen obscure Sachen mit feinen Namen belegt, wenn man z. B. eine Hure ein Freudenmädchen nennt: warum nicht schlechtweg gesagt Hure, Hurenhaus? Wer diese Wörter nicht hören kann, verräth, daß er ein systematischer Wollüstling ist. Doch solche Benennungen sollen den Kindermord befördern helfen. —

ren Lebenslauf, und ich ward gerührt. Ich fragte sie, ob sie Lust hätte, aus diesem Leben herauszukommen, und sie gestand: — nur ihre Schulden hielten sie zurück: sonst ging sie herzlich gern gleich wieder weg. — Das Ding fuhr mir im Kopf herum; ich wußte aber nicht, wie ich es anfangen sollte, sie zu retten, da ich kein Geld hatte, um für sie zu bezahlen, und sie dadurch auszulösen. Endlich machte ich gemeinschaftliche Sache mit einigen derben Kavalleristen und zwei Soldaten von unserm Regimente. Ich stellte ihnen die abscheuliche Lage des unglücklichen Mädchens vor, und den Wunsch, den sie hatte, zu ihren Verwandten zurückzukehren. Dann versicherte ich sie, das Vorgeben solcher Wirthe von Schuld, sey nur ein Kniff, die Mädchen festzuhalten: die Kerls wären Erzpreller: es sey übrigens ein sehr gutes verdienstliches Werk, ein solches Geschöpf vom Untergang zu retten. Dabei brauchte ich meine militärische Beredsamkeit dergestalt, daß die braven Kavalleristen und Musketiers schwuren: „der Teufel sollte sie alle samt und sonders holen, wenn das Mädchen nicht innerhalb 24 Stunden frey seyn sollte! Den folgenden Tag gegen Abend gingen wir alle auf einen Haufen in die Talgfabrike, tranken Bier und schäkerten so herum. Endlich gab ich Jettchen ein Zeichen, daß sie sich nur zu uns halten sollte: dann nahm ein Kavalerist sie beim Arm, und wollte

mit ihr weg. Der Wirth aber hatte helle Augen, lief hinzu und sagte: „Wohin mein Herr?

Der Kavalerist: Spatziren!

Der Wirth: Die Mamsell geht nicht spatziren!

Der Kavalerist: Warum denn nicht? — Ich will sehen, wer ihrs wehren soll!

Der Wirth: Sie soll nun nicht! (will sie wegreißen).

Ein andrer Kavalerist: Ker! reise, oder der Teufel soll dich frikassiren! (schleudert ihn weg).

Der Wirth setzte sein loses Maul fort; bekam aber derbe Rippenstöße: der Kavalerist und einige andre waren indeß mit Jettchen abgefahren, und Meister Maquerau hatte das Nachsehen. Er sprach zwar viel von Räubereien, drohte mit Verklagen; aber wir lachten ihn nur aus, da er uns alle nur nach der Uniform, nicht aber nach dem Namen, ja nicht einmal nach der Kompagnie kannte. Jettchen ging nach der Neustadt, zu einer alten Frau, mit der sie bekannt war, und begab sich hernach, wie ich gehört habe, zu den Ihrigen nach Schwed. Vielleicht ist sie auf den Weg der Tugend zurück gekehrt, und wenn das ist, so haben wir ein gutes Werk gethan.

Um den reumüthigen Mädchen es unmöglich zu machen, ihr schändliches Gewerbe zu verlassen,

so sorgen die Wirthe dafür, daß sie immer viel an ihnen zu fordern haben. Der Wirth schaft der Unglücklichen Kleider, Wäsche und Putz, beköstigt sie und giebt ihr Quartier: alles rechnet er übermäßig theuer an, so daß ein Mädchen nimmermehr bezahlen kann. Ihren Verdienst theilt er obendrein mit ihr, und läßt ihr nur eine Kleinigkeit, welche das zu Leckereien verwöhnte Mädchen in lauter Kuchen und Zuckerwerk vernascht. So müssen denn die Kreaturen bleiben, bis entweder der Wirth selbst sie fortjagt, oder bis sie entwischen, oder irgend ein Liebhaber sie auslöst. Zu wünschen wäre es immer, daß die Berlinische Policei hier angemeßne Gegenanstalten träfe, um einer Unglücklichen das Laster nicht wider Willen zur Zwangspflicht werden zu lassen.

Im Durchschnitt sind die Mädchen unverschämte Nickel, die gar nichts von Anstand und Delikatesse wissen. Schaamlose Worte begleiten alle ihre Reden, und durch schändliche Gebehrden wiegeln sie die thierische Lüsternheit nur noch frivoler auf. Dabei können sie saufen, sogar Brantewein, wie die Packknechte. Kömmt jemand in so ein Haus, so greift ihn gleich die erste beste an, nennt ihn lieber Junge, dutzet ihn, und fodert sogleich, daß er ihr Wein, Chokelade, Kaffe, Brantewein und Kuchen geben lasse: Und das alles ist in diesen Häusern noch ein-

mal so schlecht, als anderswo; und doch noch einmal so theuer. Nun kommt es darauf an, ob der angehaltene Mosjeh so galant ist, daß er dem Nymphchen willfährt, oder nicht. Im erstern Falle bleibt das Mädchen bei ihm, streichelt ihm die Backen, nennt ihn allerliebst — bis ihre Viktualien verzehrt sind, oder jemand anders zu einem ernstlichern Geschäft sie auffordert. Im andern Fall trollt sich das Kreatürchen gleich, und sucht eine willfährigere Gesellschaft. Und auf diese letztere Weise kann man ganz ungestört in einem Bordelle sitzen, seine Pfeife rauchen, und dem Spektakel zusehen, ohne daß man nöthig habe, der niedern Wollust zu fröhnen, oder etwas mehr, als das, was man selbst verzehrt, zu bezahlen.

Es wird überhaupt in Berlin gar nicht für anstößig oder für schändlich gehalten, in ein Bordel zu gehen. Viele, selbst angesehene Ehemänner gehen dahin; und kein Mensch, selbst ihre Weiber, nehmen ihnen das ~~nicht~~ übel. Man weis, daß der Zehnte blos aus Neugierde hingeht, oder zum Zeitvertreib. — Sonst rühmt man, daß wegen der strengen Aufsicht niemand Gefahr laufe, in einem Berlinischen Bordel inficirt zu werden, oder doch nur sehr selten. Allein welcher Arzt kann hierüber mit Gewißheit entscheiden! wenigstens in den gemeinen Bufkellern habe ich das Gegentheil bemerkt. Viele

unsrer Leute, wie man leicht denken kann, besuchten diese Kneipen, und waren über die frisirten Köpfe und die gemalten Gesichter und den mamsellmäßigen Anzug der Frauenzimmer ganz entzückt! Sie eilten also, um an dem Glück, solche Mädchen zu umarmen, Theil zu nehmen: und siehe da — viele wurden mit dem häßlichen Uebel begabt, dem unsre Leute hernach den Namen der berlinischen Stramkrankheit gaben. — Durch die Musik, welche täglich in den niedrigen Löchern gemacht wird, erhalten diese noch mehr Zulauf.

Während der Zeit, da sich die fremden Regimenter in Berlin aufhielten, standen viele Bordelle den Soldaten offen, wohin sonst blos Vornehmere zu kommen pflegen. Ob das vielleicht Achtung für die Fremden war? Genug der Saal des Legers, jetzt Solbrigs, dann Heils Wirthschaft, wurden von jedem besucht. Die Mädchen selbst waren so höflich, ihren Preis auf die Hälfte herabzusetzen: wo man sonst zwölf Groschen zahlen mußte, zahlte man jetzt nur sechs, doch ohne den Pudergroschen mit zu rechnen.

Nur noch ein Wort von den berlinischen Strassennymphen! Von diesen giebt es eine sehr große Anzahl: man heißt sie schlechthin Straßenmenscher, Kurantmenscher und dergl. Sie schwärmen, trotz

der scharfen Aufsicht, die ganze Nacht auf den Gassen, theils einzeln, theils haufenweise herum, und sehen zu, wer ihnen für den Genuß schmutziges Vergnügens einige Groschen zollen will. Ich bin einigemal Augenzeuge von Auftritten gewesen, worüber ich erröthete. — Die Gesellschaftsmamsellen, welche ganz einzeln für sich wohnen, und dann und wann für Geld und gute Worte sich von schmucken jungen Leuten besuchen lassen, habe ich nicht kennen gelernt. Aber nun mags von der Schwelgerei des Herzens genug seyn: jetzt zur Schwelgerei des Kopfs!

Die Königliche Bibliothek wurde eben damals in Ordnung gebracht. Einer meiner Bekannten, Herr Julius[2] Erduin[1] Koch, Wolfs Schüler, und Verfasser einiger hübscher Werkchen, half bei diesem Geschäfte. Die Bibliothek hat einen großen Vorrath recht guter, auch mit unter rarer Bücher und Handschriften; aber an einen Katalogus hatte man bis jetzt noch nicht gedacht. Dies hatte die Folge, daß viele Bücher, welche allerdings da waren, vergebens gesucht wurden, und daß man endlich ein und eben dasselbe Werk doppelt, dreifach, ja oft mehrfach ankaufte. Wer konnte nun auch wissen, ob das gesuchte Werk da war oder nicht! Diese artige Einrichtung machte den Herren Bibliothekaren freilich nicht viel Ehre: ihr Büchersaal glich dadurch einem Körper ohne Seele. —

Unsre Soldaten, welche Arbeit fanden, verdienten sich hübsches Geld: der Arbeitslohn ist in Berlin weit höher als in Halle und sonstwo. Vielleicht gaben auch die Herren Berliner etwas mehr, um sich bei den Fremden einen Namen zu machen. Immer gut! Wer aber nichts verdienen konnte, mußte in Berlin ganz kümmerlich leben, wegen der dortigen großen Theurung. Daher sehnten wir uns beinahe alle wieder weg, und wünschten, daß wenns einmal vorwärts gehen sollte, es nur recht bald vorwärts gehen möchte. Ich selbst fing an, des Dings überdrüssig zu werden, und ob ich gleich im Vergleich mit Andern ein recht gutes Logis hatte, so war mir doch das Herumliegen verhaßt, und ich strebte weiter zu kommen. Wo man nicht immer bleiben kann, da mag man auch nicht gern lange bleiben.

Sechs und dreissigstes Kapitel.

Vorwärts. Schon wieder ein liederlicher Pfaffe! Respekt vor dem Herrn Pastor Schulz in Gielsdorf! Naturalismus mit Positivismus verglichen. Etwas über Frankfurt an der Oder, und Leopolds Ehrensäule.

Im Anfang des Julius marschirten wir an einem Montag aus Berlin auf Frankfurt zu. Das Land hier ist sehr sandigt und unfruchtbar, und die Leute

sind größtentheils arm. Sie heissen nach der Berliner Sprache die Sandmärker.

In Petershagen, ohngefähr fünf Meilen von Berlin, hörte ich, daß die Bauern über ihren Herrn Seelsorger sehr schwierig waren. Die Ursache dieser Feindschaft lag in der Neigung des Ehrenmannes zu den Grasnymphen. Man hatte ihn mehrmals im Felde und im Walde mit Mädchen und Weibern angetroffen, ihn deshalb verklagt, und seine Predigten verachtet. Ob seine Bauern den Proceß gewonnen haben, weis ich nicht; allein das ganz allgemeine Gerücht nicht nur im Dorfe, sondern in der ganzen Gegend von des Pastors verliebten Lebensart, bewies hinlänglich, daß er die Klage selbst verschuldet hatte. An seiner Orthodoxie war übrigens nichts zu tadeln.

Erfreulicher waren die Nachrichten, die ich über den Herrn Pastor Schulz zu Gielsdorf von einigen sachkundigen Männern einzog. Man rühmte ihn durchaus als den hellsten, wohlwollendsten und thätigsten Menschenfreund. Seine Gemeinden sollen unter allen Sandmärkern die friedfertigsten Leute seyn und wohlhabender, als alle ringsherumwohnende: und das sollen sie seinem väterlichen Umgang, und seinen ökonomischen und moralischen Belehrungen zu danken haben. Er ist wohl der Erste, der durch eine zweiundzwanzigjährige Erfahrung bewie-

sen hat: daß die natürliche Religion oder vielmehr die Moral schon vollkommen genug sey, auch die gemeinsten Leute zu recht guten Menschen und getreuen Unterthanen zu bilden — was sonst angesehne Theologen und Politiker nach ihrer Stubengelehrtheit läugneten. Einige derselben sind noch jezt hartnäckigt der Meinung: daß ohne positive Religion das gemeine Wesen nicht bestehen könne, wie wenn dies da so recht blühend bestände, wo man recht viel positive Religion gehabt hat und noch hat — in Italien, Portugal und Spanien! Ich weis nicht: es giebt gewisse Leute, die, troz aller Belehrung der Geschichte und der Länder- und Völkerkunde, dennoch in Absicht auf positive Religion, wie mit sehenden Augen blind sind. Aber freilich um Licht zu sehen, muß man Licht haben, und wer dies hat, sieht durch den umnebelnden Wust durch und ist fest überzeugt: daß es wenig Ehre für den Urheber der Menschheit seyn würde, wenn man diese durch Wahn, Aberglauben und Irrthum weiter bringen könnte, als durch Wahrheiten, die das Gepräge der simpeln Natur an sich haben. Ich meyne: hat man die Menschen durch positive Religion bisher so palliativ gängeln konnen, warum sollte man sie durch die natürliche nicht ganz curativ führen und behandeln können! Für Wahrheit sind wir doch mehr geschaffen als für Irrthum: mehr für Licht — wenn

wir wachen — als für Finsterniß! „Allein das Un-
„natürliche ist uns" — wie Herr Professor Mül-
ler, der Schweitzer, bemerkt z) — „in sehr vie-
„len Dingen gewöhnlich geworden; und deswegen
„scheint uns das Natürliche unnatürlich. Man ist
„nun ziemlich darin einig, daß Orthodoxie einzig
„bei den Heterodoxen zu finden sey. „— Gebetbü-
„cher —" fährt er fort — „die voller Unsinn, Ab-
„geschmacktheit, Unmoralitäten und zuweilen wohl
„gar Lästerungen sind: Predigten, die an diesen Ei-
„genschaften die Gebetbücher noch übertreffen: an-
„dere Erbauungsbücher von gleichem Schlage: die
„Bibel selbst ist solchen simpeln und ungelehrten
„Menschen mehr zum Schaden, als zum Nutzen:
„Für einen Punkt, den sie recht verstehen, sind
„hundert, die sie misverstehen."

„Wie konnte man doch ein Buch zum allge-
„meinen Gesetzbuch machen, in welchem jedes
„Wort eine scharfe kritische Prüfung, diese eine ge-
„läuterte Philosophie, und beides die ausgebreiteste
„Gelehrsamkeit erfodert, die wieder der schärfsten
„Kritik bedarf! Wenn ich dieses auseinander setze,
„so thürmt sich die Unvernunft einer solchen Ein-
„richtung zu einem Alpengebürge auf: alle meine
„Sinnen stehen stille."

---

z) Die Dorfschule. Berlin 1786. S. 3. u. ff.

„Es ist vielleicht kein Buch, das dem gemei-
„nen Mann schädlicher wäre: denn es schadet
„nur dem Verständigen, dem Redlichen. Der
„Schlimme liefet es nicht: der Gleichgültige kehrt
„sich daran nicht: der Stumpfe versteht es nicht:
„der Verständige, der Gewissenhafte allein studiert
„es, verwirrt sich und wird ein Opfer seiner Gewis-
„senhaftigkeit. Mir blutet die Seele, wenn ich an
„die vielen redlichen Menschen aus meiner Bekannt-
„schaft denke, die durch ihre eigene Frömmigkeit bei
„Lesung der Bibel unglücklich geworden sind. Einer
„hängte sich, zwei stürzten sich ins Wasser, mehrere
„verloren den Gebrauch ihres Verstandes: eine noch
„weit größere Anzahl wurden von ihren Zweifeln
„herumgetrieben, Tag und Nacht gemartert, für
„ihr Hauswesen unbrauchbar und den Ihrigen zur
„Last. Sprecht redliche Pfarrer in Ländern, wo
„dem Landmann Muße gelaßen ist zu denken: wie
„oft Ihr mit diesen Bibellesern zu kämpfen hab't!
„Welch unsinniges Zeug sich aus diesem Lesen in den
„Köpfen solcher Leute erzeugt! Welcher Aberglaube
„ist möglich, den sie nicht in diesem Buche bestätigt
„glauben! Geisterbeschwörung, Schatzgräberei, Teu-
„felsbannerei, Hexen, Gespenster, Goldmacherei,
„Zauberei: alle diese Undinge finden Sie in Glau-
„bensartikel verwandelt, und manche wohl gar, wie
„sie meynen, als erlaubt gerechtfertigt. Schwärme-

„reien aller Arten nehmen Stoff aus diesem Buche,
„und Betrüger, Sektenstifter, falsche Messias, fal-
„sche Propheten, falsche Apostel, gewinnen die Ein-
„fältigen durch dieses Buch. Allein, sagt man, gute
„Erklärungen können allem diesem vorbeugen. Diese
„Sage ist wahrer Unsinn! Hart, aber wahr! Es
„ist ein Widerspruch, ein Buch von dieser Art à la
„portée de tout le monde einzurichten [a]). —

„Natürliche Religion ist aber die faßlichste und
„einfachste Religion: sie ist so leicht, so jedermans Fä-
„higkeiten angemessen, daß man erstaunen muß, wenn
„man Philosophen ernsthaft behaupten hört: —"
„sie sey nicht für den gemeinen Mann, und könne
„niemals allgemein werden [b])!" Diese Herren ver-

---

a) So viel Köpfe, so viel Sinne! Dieses Spru-
ches bescheide ich mich hier, wie überall gern, um über
das Rügen des theologischen Unsinns nicht selbst in den
philosophischen zu verfallen, oder gar in Intoleranz,
und ersuche daher jeden meiner cordaten Leser, hier ja
das dagegen zu lesen, was der warme, edle Menschen-
freund, der helle Herr von Rochow in seinen Be-
richtigungen S. 209. über die Bibel gesagt hat.
Wie sehr Er recht habe, beweiset selbst der Lehrvor-
trag und der Religionsproceß des Herrn Pastors
Schulz zu Gielsdorf.

b) In Schulzens dreien Gemeinden ist das doch wirk-
lich der Fall: warum denn auch nicht überall, wenn
man überall nur Prediger hätte, wie — Schulz?
Man sieht aber den Wald vor lauter Bäumen nicht!

„rathen dadurch eine doppelte sehr unphilosophi-
„sche Unwissenheit: sie kennen weder den gemeinen
„Mann, noch ihre eigene Religion. Natürliche Re-
„ligion ist Religion, auf welche — dem Gesetze der
„reellen Caussalität zu folge — sowohl äußere Na-
„tur als die Natur des Menschen von selbst führet;
„sie aber setzen metaphysische Schulreligion an deren
„Stelle." —

„Vielfältig habe ichs beim Landmann versucht,
„ihm die natürlichen Ideen vom obersten Wesen
„vorzulegen: jedesmal begriff er schnell, behielt fest,

Um indessen meinen Lesern mich ganz liberal zu zeigen, so will ich sie hier auf ein Buch aufmerksam machen, das über die vorliegende Sache so ausführlich, so gründlich und so unpartheiisch handelt, wie es bis jezt gewiß von wenig Theologen, und Philosophen geschehen ist. Es heißt: Kritische Theorie der Offenbarung, nebst Prüfung der Schrift: Christus und die Vernunft. 1792. Ich will alles verwettet haben, wenn es jemanden gereuen wird, diese Theorie gelesen zu haben, gleichviel ob er orthodox oder heterodox ist, — vorausgesezt, daß er nur Kopf und Herz für Wahrheit hat. Der Name des Verfassers würde auch schon dafür bürgen, wenn gewisse Zeit-Aspekten es nicht nöthig gemacht hätten, ihn zu verschweigen, um eine wichtige Angelegenheit mit desto größerer Freimüthigkeit von jeder Seite untersuchen und würdigen zu können. Daß die wichtigsten Schriften der neuern Zeit über diesen Gegenstand mit zur Prüfung gezogen sind, zeigt der dreißigste Paragraph.

† — schriftlich-skeptisch stimmen zu sprechen —

„urtheilte richtig: er fühlte ihre Kraft, sie erheiter-
„ten, sie beruhigten, sie stärkten seine Seele. Diese
„Ideen sind mit allem, was schön, gut und voll-
„kommen unter den Menschen ist, verwandt: sie
„geben diesem Licht und erhaltens von ihm: eins
„macht das andere anschaulich, eines verstärkt das
„andere."

„Halte ich die Leichtigkeit natürlicher und die
„Schwierigkeit sogenannter geoffenbarter Begriffe
„gegen die Behauptung: — der Bauer könne die
„zweiten, nicht aber die ersten verstehen, so steht
„mein Verstand stille. Sonderbare Behauptung!
„Das Leichteste ist nicht für den Schwächsten! Was
„hell ist, wie der Tag, was von allen Seiten star-
„kes Licht empfängt, ist schwer zu sehen: man braucht
„philosophische, metaphysische Augen dazu! Aber ge-
„heimnißvolle Sätze, durch eine Menge exegetischer
„Regeln herausgebrachte, sehr componirte, sehr ver-
„wickelte Systeme — das soll Religion seyn, die
„dem gemeinen Mann verständlicher wäre, als die
„natürliche!" — Sehr wahr! Doch wieder ins
Geleis!

Gern hätte ich die Universität zu Frankfurt an der Oder näher kennen gelernt; allein wir gingen diese Stadt nur eben durch: und da ließ sich freilich wenig bemerken. Ich sahe zwar einige Studenten auf der Straße, die alle recht artig gekleidet gingen

und gar nicht renommistisch aussahen: ich schloß daher, daß der Komment auf dieser Universität jezt auch sehr verfeinert sey. Allein nach meiner Zurückkunft nach Halle sprach ich mit einigen, welche sonst zu Frankfurt studiert hatten, unter andern auch mit einem, der von da relegirt war: und diese Herren beschrieben mir den Frankfurter Ton als sehr roh, viel roher, als er in Halle ist, und, um dieses zu beweisen, erzählten sie mir, wie vor noch nicht langer Zeit die Studenten die Hauptwache gestürmt und allerlei Unfug verübt hätten. Ueberdem hat auch das Ordensgift die dortige Universität inficirt; denn auch da findet man Unitisten und Constantisten, wider welche die Universität zwar von Zeit zu Zeit procedirt, aber wenig ausrichtet: und wo es Orden giebt, da kann es an Unordnungen nicht fehlen.

Unter dem vielen Frauenzimmer, welches ich in Frankfurt auf der Straße und an den Fenstern gesehen habe, sah ich auch nicht eine einzige Schönheit. Ob diese da so rar ist?

An der Oder betrachtete ich die Säule, welche dem vortreflichen Herrn Leopold von Braunschweig errichtet ist, und fühlte recht lebendig, daß dieser edle Fürst eines schönern Todes starb, als mancher Held, der hunderttausend unschuldige Menschen auf die Schlachtbank führt, und endlich auf Trümmern der Menschheit im Triumphe als Sieger ein-

herschreitet, uneingedenk des schönen Lessingischen Spruchs: — „Was Menschenblut kostet, ist Menschenblut nicht werth, „— dann sich hinlegt und stirbt, und nun aus widervernünftiger Verwöhnung ein Mausoläum erhält! — Wahrlich Leopold hat die Ehrensäule mit größerm Recht verdient! Aber einen bessern Biographen hätte er haben sollen, als er an Meister Geißler dem Jüngern gefunden hat. Die Sudelei dieses General-Stümpers liest niemand ohne Ekel.

Zu Trettin, einem Dorfe ohnweit Frankfurt, konnte ich das Feld überschauen, wo vorzeiten Friedrich der Zweite die ungebetenen Gäste, die Russen, theils zusammengehauen, theils in die Oder gejagt hat. Mein Wirth hatte dieser Menschenschlachterei beigewohnt, und konnte vielerlei Partikularitäten davon erzählen. Er war ein aufgeweckter muntrer Mann, mit welchem ich mir die Zeit recht angenehm vertrieb. Er sprach von den Russen sehr erniedrigend, und führte viele Beispiele von Grausamkeiten an, welche sie in jenen Gegenden verübt hätten. Sie pflegten, um nur eins anzuführen, die Haare der Weiber und Mädchen um ihre Säbel zu wickeln, hernach die armen Geschöpfe vermittelst des Säbels an der Erde zu befestigen, und auf diese Art ihre viehische Wollust ungestöhrter zu stillen. Die Russischen Officiere erlaubten das alles

und lachten über die Klagen des gedrückten Landmanns. Aber so soll auch ihre Schande fortdauern bis an den jüngsten Tag! Der Feind sey immerhin Feind, nur vergesse er die Menschlichkeit nicht, und man wird ihn loben und ehren! Aber wenn er brutalisirt, und sich gegen die Unterthanen dessen, gegen den er streitet, alle Bubereien erlaubt, so mag ihn ewige Schande brandmarken und allen künftigen Zeiten als einen Schuft darstellen.

In Crossen hat es mir gefallen: die Stadt scheint sich gut zu nähren. Hier giebt es herrliches Bier. — Freilich eine Kleinigkeit für den, der Wein hat!

Im ersten schlesischen Dorfe, Reichenau, kam Herr Frisch, der Candidat zu mir und bewies mir viel Freundschaft. Er war in Halle mein Scholar gewesen.

Zu Dittersbach bei Sagan standen wir, das zweite Bataillon, wobei ich mich befand, 14 Tage still. Dies verursachte der Reichenbacher Congreß, von dessen Ausgang Krieg und Frieden nun abhing. Unsere Leute disputirten täglich bis zum Zanken und zu Grobheiten, ob Leopold nachgeben, oder den Krieg fortsetzen würde? Viele behaupteten das erstere; viele das leztere, und wurden oft so auf einander erbittert, daß sie sich mit Schlägen drohten. Ich sah dergleichen Auftritte gern: sie erin-

nerten mich an die Zänkereien und die Spektakel der ältern und neuern Theologen und Philosophen, welche oft über Dinge disputirten, die kein Mensch bejahend oder verneinend entscheiden kann c).

Hier in Dittersbach machte ich mich mit der Landesart und andern dahin gehörigen Sachen bekannt, und ich muß mit Erlaubniß der Herren Schlesier bekennen, daß ich wenig Genugthuung gefunden habe. Die Ackerfrüchte waren freilich dieses Jahr wegen der großen Dürre schlecht: dabei war es aber doch nicht schwer, einzusehen, daß an dem Schlesischen Ackerbau noch gar viel zu verbessern sey. Ganze Strecken recht gutes Landes lagen öde, und niemand konnte sich entsinnen, daß je ein Pflug darauf gekommen wäre. Der Gartenbau taugt vollends nichts, wenigstens auf den Dörfern nicht. Die

---

c) Religions-Streitigkeiten, schreibt Herr von Rochow, heißen, nach dem Sprachgebrauch, solche Zwisten, die über das Unbegreifliche entstehen, und wobei die Ehre Gottes ins Spiel gezogen wird, um den Dissidenten der Gotteslästerung beschuldigen, ihn seines Amtes entsetzen, verdammen, und, wenn die Macht da ist, auch wohl verbrennen zu können." — Ueber Religions-System in den Berichtigungen S. 69 u. f. — Im klåglichen König heißt es S. 33:

— — — Die Christus-Religion
Liegt in den lezten Zügen schon,
Stirbt an der Theologie!

Leute sehnen sich nicht einmal nach Gartenfrüchten: sie essen Jahr aus Jahr ein ihre Knötel [d]) und ihre Suppe, bloßes Mehl mit Salz und Wasser, selten mit Milch, und sind damit zufrieden. Es giebt Familien, die das ganze Jahr hindurch auch nicht ein Loth Fleisch essen. An Einschlachten und an Geräuchertes ist gar nicht zu denken, ich meine noch immer, auf den Dörfern: denn in schlesische Städte bin ich nicht gekommen. Die Lebensart der dortigen Bauern ist also sehr einfach: ihre allgemeine, ewige Kost, von der sie nie abgehen, ist — Suppe und Knötel: selten etwas Butter und Käse.

Die Tracht oder die Kleidung dieser Leute ist sehr einfach und zeugt von der Armuth der meisten. Fast alle beklagten sich, daß sie kaum so viel erwerben könnten, als hinreicht, die Abgaben an den König und den Edelmann zu entrichten: woher nun Kost und Kleidung!

Der Schlesische Landmann ist in allem Betracht ein Sklave. Die königlichen Abgaben, hörte ich mehrere sagen, wollten sie gern geben, wenn sie nur von der Tyrannei des Adels befreit wären. Der größte

---

d) Mehl wird in Wasser gerührt, sehr schwach gesalzen, geknetet, zu länglichen Stücken geformt und in bloßem Wasser gesotten. Das sind Schlesische Knötel, welche noch obendrein ohne Schmelze gegessen werden.

Theil des Adels tyrannisirt zwar aller Orten, wo er nur kann, und sieht die Landleute als Geschöpfe an, welche aus einer ganz andern Masse gebildet sind, als der gnädige Junker. Das thut der Adel sogar in der Pfalz, wo ihm sonst die Klauen gar sehr verschnitten sind [e]). Auch da übt er so unter der Hand in den sogenannten ritterschaftlichen Dörfern seine Obermacht aus, und saugt den Armen Unterthanen das Blut unter den Nägeln hervor. Aber nirgend ist die adeliche Tyrannei ärger als in Schlesien: da können die Herren Unmenschen so recht nach Herzenslust die armen Unterthanen scheeren. Der Bauer da muß seinem Edelmann oder Gutsherrn arbeiten, so oft und viel er es verlangt; und was der Edelmann ihm dafür erstattet, ist der Rede nicht werth. Widersezt sich der Bauer, so läßt ihn der Junker einsperren. — — — — — — — — Ich habe Beispiele gehört, wobei mir die Haut schauderte. Und geht auch endlich der Landmann klagen, so bekommt auf den äußersten Fall der Edelmann eine Nase so ganz im stillen, wird auch

---

e) Kurfürst, Friedrich IV, und Karl Ludwig haben dem Adel in der Pfalz bald durch feine Kunstgriffe, bald aber durch offenbare Gewalt beinahe alles Ansehn genommen, so daß in der Kurpfalz kein Mensch mehr der Despotie des Edelmanns unterworfen ist: und so wäre doch noch etwas Gutes in der Pfalz!

wohl einmal, wenn ers gar zu arg macht, etwas derber bestraft; behält aber doch immer die volle Gewalt, seinen Kläger nun noch weit ärger zu quälen [f]). Ein Bauer wollte seinen Sohn zu einem edelmännischen Amtmann qualificiren lassen und bediente sich dabei in vollem Ernst des Ausdrucks: Er sollte ein Bauernschinder werden. Wer mehr von den winzigkleinen Schlesischen Despoten wissen will, der findet es im deutschen Zuschauer für 1791. — Und so fädelt man Volks-Aufstand

---

Wenn also Schlesien auch gleich ein recht gutes und fruchtbares Land ist, so läßt sichs doch leicht denken, daß der Wohlstand der arbeitenden Classe, vorzüglich auf dem Lande, sehr gering seyn müsse, und daß die armen, gedrückten Leute das Unnatürliche noch nicht einsehen, was Herr Hofrath Schlözer

---

e) Im klüglichen König sagt ein Deputirter S. 41:

Ach, mein Herr König, das Gott erbarm!
Man geht sich halt an Stiefeln arm,
Eh man das Wunder-Angesicht
Der Herrn Sub-Fürsten zu schauen kriegt.
Auch macht der Kammerdiener Heer
Im voraus unsre Beutel leer,
Und kommt nun selbst der gnäd'ge Herr,
So han wir keinen Groschen mehr."

darin findet: „Daß Ein Hochwohlgeborlzner Schwachkof und Faullenzer von dem Verstand und der Arbeit Hundert gescheuter und arbeitsamer Leute leben solle g)." — An Holz haben die Leute freilich einen Ueberfluß, gehen aber damit so unsparsam um, daß es eine Schande ist h). Um eine Wasserſuppe zu kochen, verbrennt der Schlesier so viel Holz, als man in Halle braucht, eine ganze Mahlzeit zuzurichten. Den ganzen Taz brennt da das Feuer auf dem Heerde, damit, wenn ja einem einfällt, etwas anzusetzen, er nicht nöthig habe, erst Feuer anzumachen. Die Leute brauchen täglich dreimal warmes Wasser für ihr Vieh: da nun das Wasser in Ofenschiffen gewärmt wird, so werden die Stuben in diesem Lande täglich wenigstens dreimal geheizt. Ich konnte in solchen Stuben gar nicht bleiben, eben so wenig meine Kameraden: die Einwohner aber rührte das gar nicht. Wenn also überhaupt, wie man sagt, diese Nation von etwas schwachem Geiste ist, so mag das ewige Heizen der Stu-

---

g) Staats-Anzeigen, Heft 64. S. 457.

h) Herr Georg Forster äußert im I. B. seiner Ansichten vom Niederrhein: daß der Holzmangel die Völker dereinst wieder nöthigen werde, auszuwandern: meynt aber, zum Trost aller armen Sünder auf dem Thron, daß es wohl noch tausend Jahre währen könnte.

ben vielleicht eben so viel dazu beitragen, als der despotische Druck ihrer Gutsherren.

Schöne Mädchen in Schlesien habe ich wohl bei Vornehmern einige gesehen; unter den Gemeinen aber nicht eine einzige. Bei Crossen indeß in Alt-Rehfeld sah ich ein gemeines Crossisches Mädchen, Regine Schmidin genannt, welche da so allerlei zum Verkauf herumtrug. Diese würde, als Dame gekleidet, für eine vollkommne Schönheit passiren können. Mein Tagebuch enthält über sie noch allerhand.

In Kleinigkeiten sind die Schlesier erfinderisch. So sah ich in Sprottau eine Wiege, welche vom Wasser, durch ein angebrachtes Triebwerk, in Bewegung erhalten wurde. Ich habe noch mehr Raritäten von der Art bemerkt, die aber keinesweges Beweise für die Kultur eines Landes sind.

In Merzdorf, einem Dorfe über Hirschberg, nahe an der Böhmischen Gränze, war unsere lezte Cantonnirung. Hier besuchte mich der Candidat Walter, der Hirschberger. Er war der einzige Sohn einer reichen Kaufmannswittwe, hatte in Halle studiert, ziemlich gut gelernt, auch meinen Unterricht benuzt. Allein, leider, müssen ihn innere Leiden gequält haben, welche zu lindern der äußere Wohlstand nicht zuließ: denn im vorigen Jahre hat

er sich ersäuft. Was doch nicht alle mit den Menschenkindern geschehen kann!

In Merzdorf weiß man recht viel zu erzählen von Meister Rübezal. Ueberhaupt sind die Schlesier sehr orthodox, folglich auch sehr abergläubig; aber die Bergschlesier sind es über alle Maaßen. Stundenlang wissen sie von ihrem Rübezal und andern Gespenstern zu schwatzen, faseln tausend Fratzen her, und wenn man ihnen diese widerlegt, so werden sie grob und fangen an zu schelten. Wo Gespenster zu Hause sind, sinds auch Hexen, also auch hier.

Eine gute Eigenschaft darf ich aber nicht übergehen, die ich an den Schlesiern bemerkt habe: sie ist freilich zum Theil in ihrem Aberglauben gegründet: — sie fluchen und schwören nicht, reißen auch keine Zoten. Sie kreuzten und segneten sich allemal, wenn unsere Leute fürchterliche Flüche und derbe Zoten ausstießen. — Die Schlesier Bauermädchen sind auch lange nicht so gefällig und aufgeweckt, als die in der Mark, in Sachsen und anderswo.

An meinen braven Bispink hatte ich von Dittersbach aus geschrieben, und erhielt seine erste Antwort schon in Merzdorf. Ich freute mich, in dem Briefe des ehrlichen Mannes alle Gesinnungen zu finden, welche ich immer bei ihm gefunden habe. Ich antwortete gleich wieder und bath ihn, doch an meine Mutter zu schreiben, damit diese der

Grunebergen ihre Foderung bezahlen möchte: an unangenehmen Erinnerungen daran fehlte es sogar nicht im Felde. Herr Bispink thats, und was erfolgte, wissen wir.

Eine kleine Rebellion bei unserer Compagnie, woran die Unterofficiere am meisten selbst Schuld waren, nöthigte unsern Hauptmann, hier Wachen mit geladenem Gewähre auszustellen. Die Bursche, welche an dem Tumulte Theil gehabt hatten, wurden auch noch auf dem Marsch einige Zeit scharf bewacht. So Violent diese Vorkehrungen waren, so konnte man sie unserm Hauptmann nicht verargen: im Felde ist nichts gefährlicher als Aufstand und Meuterei.

Sieben und dreissigstes Kapitel.

Reichenbacher Frieden. Rückmarsch. Orthodoxie in Schlesien. Herzog Friedrich von Braunschweig, einer der ersten Menschen!

Endlich that der Reichenbacher Congreß seine Wirkung: es war Friede, und wir erhielten Befehl, zurück zu marschiren. Ich bin nicht im Stande, die Freude zu beschreiben, welche den größten Theil unserer Soldaten auf einmal beseelte. Sie

gebährdeten sich wie die Kinder, wenn sie ein hübsches Geschenk erhalten haben. Nur wenige sahen es nicht gern, daß der Spektakel ein Ende haben sollte: diese wünschten sich ihren alten Fritze zurück: Der, meynten sie, würde kein Ungemach gescheut haben, würde entweder ganz ruhig zu Hause geblieben, oder in Böhmen fluchs vorgedrungen seyn so lange, bis die Türken von selbst Frieden erhalten hätten. Viel Blut würde es auch nicht gekostet haben: Oestreich wäre schon zu schwach, um den Ueberrest von Schlesien nicht gern willig abzutreten, die Kriegskosten zu ersetzen, und sich wenigstens in vierzig Jahren die Lust nicht wieder werden zu lassen, Europa in Krieg zu verwickeln, und so auf Kosten Anderer, im Trüben für sich zu fischen. — —

— — — — Die guten Leute sprachen aber, wie sies verstanden; und es war sehr klug, einem jeden dies nach seiner Art nicht zu wehren: dadurch kühlt sich der erhizte Muth ab, und man ist vor anderartigen Thätlichkeiten sicher.

Ich hörte dem allen so im Stillen zu, verglich, prüfte, und wenn es mir auf der einen Seite auch schien, daß der Reichenbacher Friede etwas vom Frieden Gottes an sich habe, der, wie Herr Cranz in seinen Fragmenten sagt, über alle Vernunft erhaben ist: so schien es mir doch auf der andern Seite, daß unser gutmüthiger König sich bei diesem Feldzug

doppelten Ruhm erworben habe. Es gehört doch wahrlich etwas mehr dazu, als eine kaufmänniſche Seele, um die Koſten zur Mobilirung der Armee nicht zu achten, Verzicht auf Eroberungen zu thun, und da dem Feinde ſelbſt die Hand zum Frieden zu bieten, wo es etwas kleines geweſen wäre, ihn durch Krieg vollends aufzureiben. Und ſo war unſer liberale König in meinen Augen doppelt groß! Als ich daher zu Merzdorf bei einem Leinweber ſein Bildniß auf einem Kupferſtich erblickte, worauf ſein Königliches Koſtüme ziemlich getroffen war, außer dem Kopf, ſo ſchrieb ich, ob ich gleich kein Verſifex bin, folgendes Diſtichon darunter:

Armato brachio patriae das munera pacis:
Non habuere parem Teutonis arva Tibi! *i*)

Ich weiß wohl, daß dieſe Zeilen nicht weit her ſind: da ſie aber meine damalige Empfindung ausdrücken, ſo mögen ſie hingehen.

Wir nahmen bis Sagan beinahe denſelben Rückweg, worauf wir hingezogen waren; doch kamen wir auf andern Dörfern ins Quartier. Das Obſt fing an zu reifen, und der vollſte Baum war oft in einer halben Stunde leer. Die Soldaten machen es einmal nicht anders! Die Landleute ſchie-

---

i) Gerüſtet ſchenkteſt Du dem Vaterland den Frieden:
Wer glich auf Deutſchlands Fluren Dir!

nen uns auch gewogner zu seyn auf dem Rückmarsch als auf dem Hinweg, ob ich gleich überhaupt sagen muß, daß die Schlesier eben kein großer Freund von den Preußen und der Preußischen Regierung sind. Die Katholiken besonders erinnern sich noch mit vielem Vergnügeu an die Oestreichische Herrschaft, und rühmen es, wie gut sie es damals gehabt hätten. Die Protestanten gestehen zwar, daß sie für ihren Gottesdienst jezt Freiheit hinlänglich hätten; meynen aber doch auch, daß sie weit mehr abgeben müßten, als sonst. Ich belehrte bei solchen Gesprächen die Leute allemal, daß in den Kaiserlichen Ländern jezt auch alles anders sey, und daß die dortigen Unterthanen in neuern Zeiten weit ärger mit Abgaben gequält würden, als irgend andere in Europa . . . Diese Rede gefiel den Bauern und da wünschten sie sich denn doch, lieber Preußische Unterthanen zu seyn, als Oestreichische.

In Hoßlau ohnweit Bunzlau traf ich meinen alten Freund, Herrn Kiesel an, der an diesem Orte Pastor ist. Er war ehedem Waisen-Präceptor zu Halle, und ist jezt zu meiner Freude recht gut versorgt. Dieser Herr Kiesel hat mir eben keinen vortheilhaften Begriff von den Schlesischen Pfarrern und der dortigen Landes-Toleranz beigebracht. Die lieben Herren hören meistens mit ihrem Studieren auf, wenn sie ein Amt weghaben.

Neue Bücher sind bei ihnen Contrebande, und dies soll es machen, daß von den Messen so wenig Bücher nach Schlesien abgehen, und die noch dahin abgehen, meist an Adliche und dergleichen verkauft werden. Da nun die Herren auch größtentheils mit Wissenschaften übel, mit Heften aber reichlich versehen, die Universität verlassen — man muß nämlich wissen, daß unter allen Landmannschaften in Halle keine das Hefteſudeln mehr liebt, als die Schlesische — so bleiben sie, im Ganzen genommen, auch meist Ignoranten ihr Lebelang. Daß die Herren bei diesen Qualitäten sehr orthodox sind, und dadurch der Tirannei des Adels Vorschub thun, zeigt die Natur der Sache. Sie verfolgen zwar nicht öffentlich: aber durch hämische Ränke, die den Pfaffen aller Völker und aller Sekten so gewaltig eigen sind, suchen sie doch denen zu schaden, die hier und da vom System abweichen, oder gar sich beigehen lassen, an der Heiligkeit und den Vorrechten der Pfafferei und des Adels zu zweifeln. Ein liberaldenkender Kandidat kömmt in Schlesien an sich schon nicht fort, nicht einmal als Informator bei einem Edelmann. Wenn dieser eines solchen Hausmöbels bedarf und sich jemand dazu anträgt, so ist allemal die erste Frage: Ob der Herr Gevatter den alten oder den neuen Glauben habe? Stuzt der Herr und weiß er nicht, was diese Frage bedeute, so geht man

ins Detail; und fragt weiter: was er von Christo halte? Ob dieser wahrer Gott sey? Ob er durch sein Blut, oder durch seine Lehre die Menschen erlöset und für die Sünden der Welt genug gethan habe? — Besteht hier der Meister als orthodox, so wird er Hofmeister: besteht er nicht — marsch mit ihm! Nach andern Dingen, als Pädagogik, Sprachen, Wissenschaften und Sitten wird wenig gefragt. Ich berufe mich hier zum Ueberfluß noch auf das Zeugniß der schlesischen Hofmeister in Halle, sammt dem ihrer Eleven. Ich mag die nicht nennen, denen es so gegangen ist. Das ist aber noch so ein Anstrich oder Nachhall von dem Religionszustande der Schlesier unter der Regierung Oestreichs. Laut dieses Anstrichs galt selbst Friedrich der Einzige als Freigeist: und welcher Orthodoxe nimmt gern von Freigeistern etwas an! Gut nur, daß dieser Freigeist recht wohl wußte, daß zum hölzernen Hermes freilich jeder Klotz schon tauge, aber nicht zu einem Hermes nach der Vorstellung der Alten von dem es hieß:

Non fit ex quovis stipite Mercurius!

Gut nur, sage ich, daß Friedrich das wußte; und darum es sich nie einfallen ließ, nach Roms Art, seine Privatmeynungen, so königlich sie auch waren, — mit inquisitorischer Gewalt Andern aufzudringen, und sie auf diese Art zu herrschenden zu

machen [k]). Was also einen ansehnlichen Haufen Schlesier noch heut zu Tage, in gewisser Rücksicht, erniedrigt, das erhebt unsern Friedrich ewig.

---

k) Dieser große Mann wußte nämlich recht gut, daß wenn es eine Offenbarung gebe, diese nur eine moralische Absicht haben könne, und daß jede vorgebliche Offenbarung, die etwas anders als blos Beförderung der Moralität zur Absicht hat, gewiß nicht von Gott ist. Daher seine ausgedehnte Toleranz für Kirchen-Systeme: daher seine Maxime: In meinem Lande kann jeder glauben was er will u dgl. Und daß er hierbei sehr richtig verfuhr, erhellt aus der Absicht jeder Religion, die ihren Grund in der Offenbarung haben will. „Die Endabsicht aller Offenbarung," schreibt der Verfasser der vorhingenannten kritischen Theorie der Offenbarung — S 54. „ist die Beförderung der „reinen Moralität: Moralität aber ist ganz allein durch „Freiheit möglich, und durch keine Art von Gewalt, „selbst durch die Gewalt der Allmacht nicht. — Demnach sind alle gewaltsamen Mittel zur Beförderung „der Moralität an und für sich ungereimt. Da nun „Gott zur Erreichung seiner Absichten keine an sich „ungereimten Mittel kann gebrauchen wollen, so ist „jede Offenbarung, die sich gewaltsamer Mittel „auf irgend eine Art bedient, gewiß nicht von „Gott. — Wenn also eine vorgeblich geoffenbarte „Religion sich durch Feuer und Schwert verbreitet, „sich durch angezündete Scheiterhaufen behauptet, und „durch irgend eine Gewalt sich ankündigt oder aufdringt, so ist der ohnfehlbar getäuscht, der sie für „göttlich hält, und das, qui nolunt intrare in ecclesiam, fustibus coge, heißt die Religion selbst für „ungöttlich erklären.

Die Edelleute in Schlesien sind also sehr orthodox, so wie die geistlichen; und ich erinnere mich noch recht genau, im Jahr 1786 hier in Halle einem gewissen Herrn von Frankenberg Stunden gegeben zu haben, dem sein Vater ausdrücklich befahl, und dies mehr als einmal: ein Collegium über die Dogmatik und eins über die theologische Moral zu hören, aber ja bei Herrn D. Nösselt: und doch war Frankenbergs Hauptstudium — Juristerei! Herr D. Nösselt ist das Orakel der Schlesier; und wer einen Sohn nach Halle schickt, der empfiehlt demselben, wenigstens die Dogmatik bei ihm zu hören: der habe doch noch Dreifaltigkeit und eine Genugthuung Jesu — wie wenn Herr D. Nösselt nicht Einsicht und Geschicke genug hätte, die Dinge so vorzutragen, daß der Buchstaben-Theologe Buchstaben, und der geistige, Geist daraus nehmen könnte. Wer Ohren hat zu hören, der höre, und wer Kopf hat zu fassen, der fasse! Und wenn das jesuitisch ist, dann war auch Christus Jesuit. — Der gute ehrliche Semler stand bei diesen Leuten in sehr üblem Ruf. Der hätte sich sogar in seinem Werke über den Canon selbst am Worte des Lebens vergriffen! Herr D. Knapp passirte so halb und halb. Aber niemand ist in Schlesien berüchtigter als der arme Bahrdt: den kannten und verfluchten sogar die gemeinen Leute aus den christlich-milden Schildes

rungen ihrer Prediger. Gewiß, wer bei Bahrdten Collegia gehört, oder sonst nur Umgang mit ihm gehabt hat, der darf nimmermehr auf eine Beförderung in Schlesien rechnen. So tief versteckt steht dort das Licht unter den Scheffeln, und es ist sobald nicht zu befürchten, daß die sogenannte Aufklärung das Gesicht der Schlesier abstumpfen werde.

Von Sagan gingen wir durch die Lausitz nach Berlin. Vor Sagan ist das ganze Leiden Christi in steinernen Figuren abgebildet und auf eine Viertelmeile in Stationen vertheilt — ohne Zweifel zur größern Erbauung des hartgedrückten Landmanns. Sorau war die erste Sächsische Stadt, wo wir Nachtquartier hatten. Hier war der Abstand zwischen Schlesien und der Lausitz auffallend sichtbar: denn hier gabs Gartengemüß die Menge, und doch war der Sommer hier eben so trocken gewesen als dort. Es muß doch viel Fehler in der Niedergeschlagenheit der Schlesischen Landleute, und der daher entstehenden Schlaffheit zur Industrie liegen. Wer zur Schadloshaltung sich dumpf in die Ewigkeit hinein brütet, der ist nicht fürs Zeitliche! — Die Wendischen Meilen, welche in der Lausitz Mode sind, wollten unsern Leuten gar nicht behagen: sie sind beinahe noch einmal so stark als die Schlesischen.

In Leskow ließ uns der Herzog Friedrich von Braunschweig, unser Generalissimus, die Patronen abnehmen und sie auf der Spree nach Berlin schiffen. Das war ein großer Vortheil, den uns der väterliche Fürst verschafte: denn nun marschirten wir weit leichter, als zuvor.

Nicht weit von Berlin hatte ich selbst das Glück, diesem edlen Herrn persönlich bekannt zu werden. Ich habe diesen Vorfall schon in der Zuschrift des ersten Theils dieser Biographie erwähnt, und halte ihn für einen der schönsten meines Lebens mit Recht. Ich muß ihn näher beschreiben. Gute Fürsten findet man doch nicht sehr oft.

In Guben, einer hübschen Sächsischen Stadt, speiseten unsere sämmtlichen Officiere bei dem genannten Generalissimus. Unter andern fiel das Gespräch auf die verschiedenen Subjecte, welche sich manchmal bei den Soldaten einfanden. Der Herzog selbst erzählte, daß er einmal zu gleicher Zeit drei Geistliche von drei Religionen bei seinem Regimente gehabt hätte — einen Lutheraner, einen Reformirten und einen Katholiken, der Kapuziner gewesen war. Das hatte meinem Hauptmann, dem Herrn von Mandelsloh, Gelegenheit gegeben, dem Herzog zu sagen, daß bei seiner Compagnie sich ein Magister befinde, der vorzeiten in Halle Collegia gelesen hätte. Diese Nachricht war dem Herzog aufgefallen, und

er hatte geäußert, daß er mich sprechen wolle. Mein Hauptmann gab mir hiervon Nachricht, und ich freute mich, daß ich einen Herrn sprechen sollte, dessen vortreffliche Eigenschaften mir schon aus vielen Nachrichten bekannt waren, und den ich schon als einen der ersten Menschen verehrte.

Er kam an einem Morgen wirklich an die Compagnie geritten mit dem Herrn Generalleutenant von Kalkstein. Ich trat aus, und Herzog Friedrich redete mich sehr herablassend an — wie er allerlei Gutes von mir gehört hätte, und nun mich sprechen wollte. Er fragte hierauf bald nach diesem, bald nach jenem, was auf mich bezug hatte, und spaßte nach seiner ihm ganz besonders eignen witzigen Art über mancherlei. Sogar fiel unser Gespräch auf den Rübezal, und der Herzog machte sehr treffende Bemerkungen. Unter andern fragte er mich: ob ich Theologie studiert hätte, und als ich dies bejahte, lächelte er und sagte: „Siehe da, so sind wir ja alle drei Pfaffen: ich als Domprobst, Sie Alter (zum Generalleutenant Kalkstein) als Domherr, und Laukhard da, als theologischer Gelehrter. Nun, nun die Pfaffen sollen leben, die uns gleichen, und es mit dem Vaterland und dem Könige gut meynen! (Zu mir) Nicht wahr, mein Freund? — Er hatte von meinem Tagebuch gehört, und befahl mir, ihm einen Auszug daraus in Berlin selbst zu überbrin-

gen. Er foderte zwar das Tagebuch selbst; allein so gern ich es gleich hingegeben hätte, war es doch nicht so eingerichtet, daß es den Händen eines solchen Fürsten hätte können überliefert werden.

Ich sprach beinahe eine halbe Meile mit dem Herzog, indem ich immer neben ihm herging und auf der andern Seite den Generalleutenant von Kalkstein hatte. Endlich kamen wir an ein Dorf und wir mußten uns trennen. „Leb' er wohl, mein Lieber," sagte der Herzog," und in Berlin sehen wir uns wieder. Aber daß ers ja nicht vergißt, mich zu besuchen! Ich bin Soldat: also Sans façon!" Darauf ritt er vorwärts, und sein Stallmeister überreichte mir in seinem Namen ein Goldstück. Da stand ich, und das menschenfreundliche Betragen des herrlichen Fürsten hatte mich so entzückt, daß ich vor Freude denen, die jezt mit mir sprechen wollten, kaum antworten konnte.

Wahrlich, ich weis es recht wohl, daß Fürsten Menschen sind, wie wir: aber wenn der Mensch durch Tugenden und Vorzüge des Geistes sich der Gottheit nähern kann: welche Ehrfurcht verdient ein Fürst, der bei allen Reizen zum Stolz, zur Despotie und zur Härte, mitten im Haufen der Schmeichler, Muth genug hat, Mensch zu bleiben und seine wohlthätigen, menschenfreundlichen Gesinnungen nicht nur Andere fühlen zu lassen, sondern

auch an den Freuden Anderer selbst Vergnügen zu finden! — Ueber diese Betrachtung vergaß ich beinahe, daß Herzog Friedrich mir Geld hatte geben lassen. Seine herablassende Güte beschäftigte mich inniger. Und nur diese, Ihr Großen, kostet es Euch, Euch des Wohlwollens Eurer Untergebenen zu versichern! Erst ein Officier machte mich auf das Geschenk des Herzogs aufmerksam, und rieth mir, etwas zur Ausbesserung und Verneuerung meiner Geräthschaft anzuwenden, die auf dem Feldzuge beinahe ganz aufgerieben war. Ich fand seinen Rath gut und befolgte ihn in Berlin. An Strümpfen hatte ich besonders gelitten: ich war schon von Merzdorf aus ohne Socken in den Bloßen Schuhen marschiert bis nach Berlin.

Im lezten Nachtquartier vor Berlin reinigten wir uns zum erstenmal wieder recht und puzten uns nach ordentlicher Soldaten-Art: denn bisher hatten wirs gemacht, wie wirs gekonnt hatten. Es wurde nicht darauf gesehen und konnte nicht darauf gesehen werden. Doch sahen wir noch immer aus als Soldaten: nur ein einziger von der Compagnie mußte seinen Rock wegen gewisser Insekte wegschmeißen: den Rock hingen die Bursche an einen Baum nicht weit von Kloster Celle in der Lausitz. Aber unser Putz in Buka war unnütz: unterwegs durchnäßte uns ein

Platzregen bis auf die Haut, und so hielten wir unsern Einzug in Berlin — nach Studenten-Art zu sprechen — als nasse Prinzen. —

Acht und dreißigstes Kapitel.

Berlin zum andernmal. Händel mit meinem Wirth. Arrest. Herr von La Roche. Aufwartung beim Herzoge Friedrich. Krankheit. Universität zu Wittenberg. Endlich wieder Halle.

Auch diesmal waren unsere Quartiere in Berlin eben so elend als das erstemal, fielen uns aber jezt, da es schon anfing, unfreundliches Wetter zu werden, weit beschwerlicher. Wir brachten volle fünf Wochen hier zu, und da begegnete mir manches, was ich erzählen muß.

Daß ich meine Freunde und den oben beschriebenen Bürgerklub besucht, fleißig besucht habe, erräth man schon. Ich traf noch alles, wie ich es verlassen hatte.

Ich bin zwar kein Freund von Zank und Streit und liebe besonders den Hausfrieden: dennoch konnte ich einem Skandal mit meinem Wirth Pasenow, einem Fuhrmann oder Kutscher, nicht entgehen. Dieser Pasenow hatte uns ein unterirdisches Gewölbe

zum Aufenthalt angewiesen, wo man schon am hellen Tag Licht haben mußte. Der Gang hinab war so abscheulich finster, daß man die größte Vorsicht nöthig hatte, um nicht Hals und Bein zu brechen. Ueberdies war der Herr Fuhrmann ein geitziger grober Kerl, der uns sogar das Holz zum Kochen versagte, welches er doch zu geben schuldig war. Zudem gab er uns täglich nur ein Dreierlicht, welches kaum zwei Stunden zureichte. Ich war, wie alle Kameraden, die da lagen, sechs an der Zahl, sehr unzufrieden, und hatte allein das Herz, dem Meister Pasenow vorzustellen, daß er uns besser behandeln müßte. Aber was halfs! So oft ich diese Vorstellung wiederholte, machte er eine häßliche Larve, antwortete grob und ließ mich stehen. Dieses garstige Benehmen verdroß mich sehr, zumal da ich hörte, daß er mich gegen seine Frau als einen großmäuligen Kerl beschrieben hatte. Hierzu kam noch ein anderer Umstand. Neben unserm Logis wohnte ein Kaufmann, Herr Fischer, bei dem ich des Abends einen Schnapps zur Erfrischung trank. Gewöhnlich ging ich erst um 9 Uhr, auch wohl noch später hin, und so war Pasenows Hausthür oft schon zu, wenn ich zurück kam. Er muste alsdann öffnen und brummte allemal; ich kehrte mich aber an sein Gebrumme wenig.

Eines Abends war ich später, als sonst, von Herrn Fischer zurückgekommen, doch nüchtern, wie

immer: Pasenow machte auf, und sprach anzüglich: ich antwortete eben so, und legte mich, nachdem wir uns tüchtig herum gekampelt hatten, schlafen. Früh ging ich auf den Hof, mit der brennenden Pfeife, welches in Berlin gar sehr scharf, und das mit Recht, verbothen ist: ich dachte gerade nicht ans Verboth. Pasenow hatte demnach gute Gelegenheit, mit mir rechtscheinlich anzubinden, und mir das Rauchen auf seinem Hof zu verbieten. Hierbei nahm er sich aber so brutal, daß ich ihn nicht nur einen Flegel, Esel u. dgl. schalt, sondern auch, da er Anstalt machte, mich zu maulschelliren, sogar ein Stück Holz ergriff, und ihn damit bis in seine Wohnstube forttrieb. Er verrammelte indeß die Thüre, und seine Madam fing ein so höllisches Zetergeschrei an, daß alle Leute im Hause zusammenliefen. Ich ging ruhig in mein Souterän. Pasenow lief zum Hauptmann, und was sollte der anders thun, als mich in Arrest schicken? Ich kam wirklich auf die Hauptwache, wo ich aber einen Leutenant von dem Kalksteinischen Regimente antraf, der mir sehr artig begegnete. Er sprach Latein, denn er hatte studiert, und verstand Mathematik und Geschichte. Sein Name ist mir entfallen: es war aber ein kreuzbraver Mann! Da konnte ich wohl sitzen in so guter Gesellschaft! Ohngefähr zwölf Stunden hernach kam ich los, und erhielt mein Quartier beim Schuster Kirchner in

der Bärenstraße. Meine neue Wohnung stand zwischen zwei Bordellen: auf der einen Seite war Madam Lindemann, und auf der andern eine andere stille Wirthschaft, die man die diamantne Schnalle nannte.

Der neue Wirth war ein äusserst schnurriger Mensch, alle Tage en canaille besoffen mit allen seinen Hausleuten, seiner Frau, Sohn, Sohnsfrau und Nichte. Eine possirlichere Haushaltung habe ich nie gesehen.

Ein Bursche von der Kompagnie hatte gerade gegen über sein Quartier auch in einem Bordelle. Man muß wissen, daß jenes ganze Viertel fast aus lauter Bordellen besteht, und daher das Hurenviertel heißt: es begreift die Bären- Französische und Kanonier-Straße in sich. Der Bursche stand Abends vor der Thür, als ein Kanonier-Leutenant kam, und in dieses Stramhaus — so nannten die Soldaten diese Häuser in Berlin — gehen wollte. Er fragte den Burschen, was er da stünde, und ohne seine Antwort abzuwarten, hieß er ihn alsobald reisen. Der Bursche erwiderte, daß hier sein Quartier sey, und daß er sich da nicht wegjagen liesse. Das verdroß den Herrn Officier so sehr, daß er nach dem Degen griff, und Gerstenbergen, so hieß der Soldat, damit schlug. Gerstenberg sprang fort, und verklagte den Officier, dessen Name nun bekannt ge-

worden war. Herr von Mandelsloh meldete die Sache an den Obristen der Kanonierer, und da mußte der Herr Leutenant sich mit dem Soldaten abfinden, und ihm Abbitte thun. So war es auch schon recht! Die Herren würden sonst denken, der Soldat sey blos da, sich von ihren närrischen Grillen hudeln zu lassen!

Ich hatte das Vergnügen, den Herrn von La Roche, meinen Landsmann, in Berlin zu sprechen. Dieser rechtschaffene Mann ist ein Sohn des in unsrer Gegend rühmlichst bekannten Rittmeisters von la Roche, des besten Freundes meines Vaters, ein Bruder des Herrn von la Roche, dessen Herr Bahrdt in seiner Lebensbeschreibung *1) einigemal Erwähnung thut, der ihm sogar auf seiner Flucht behülflich gewesen ist. Dieser, von welchem ich hier rede, war sonst Major bei der Preußischen Cavalerie, hat aber nachher seinen Abschied genommen, und lebt jetzt in Berlin als — Philosoph. Er hat ein ganz artiges Vermögen, und kann so für sich ganz bequem leben, ohne von jemanden abzuhängen. Der vortreffliche Mann hatte von mir gehört, und ließ mich zu sich bitten. Welche Freude war das, einen würdigen rechtschaffenen Mann aus meinem Vater-

---

*) III. B. S. 144. Man sehe auch meine Beiträge zu dieser Biographie S. 105.

lande zu sehen, aus einem Lande, wo dergleichen leider so selten ist! Und daß ich hier einen so guten Landsmann nennen kann, ist mir jetzt, da ich dieses schreibe, noch immer ein Vergnügen. Ich lobe wahrlich gern, wenn ich etwas finde, das ich loben darf, ohne zu lügen: allein nach meinem Vornehmen, die Sachen zu beschreiben, wie ich sie gefunden habe, mußte ich gar oft scapham scapham, ligonem ligonem nennen.

Herr von la Roche war vor einem Jahre zu Hause gewesen, und hatte da eben die fatalen Gesinnungen meines Bruders gegen mich wohl eingesehen. Seine Nachrichten darüber stimmten mit denen meiner andern Freunde überein. — Ich habe einige Stunden recht vergnügt mit Herrn von la Roche zugebracht, und rothen Wein bei ihm getrunken, der auf seinen eignen Gütern wächst, und dem Burgunder nicht viel nachgiebt. Bei meinem Abschied gab er mir, so sehr ich es auch verbath, ein ansehnliches Präsent. Männer von der Art söhnen uns mit der neckenden Welt wieder aus.

Indessen arbeitete ich an dem Aufsatz für Herzog Friedrich. Ich sezte alles französisch auf, hätte es aber gern durch einen andern abschreiben lassen, wenn er mir nicht ausdrücklich befohlen hätte, alles selbst zu schreiben: denn als ich mich unter andern entschuldigte: ich könnte mein Tagebuch, wegen

meiner unleserlichen Hand Seiner Durchlaucht nicht überreichen, sagte der unvergleichliche Fürst: „Ich kann alle Hände lesen: was er in Berlin für mich aufsetzt, muß er selbst auch schreiben.“ — Wie sehr bedaure ich, daß ich in meiner Jugend nicht habe lernen schön schreiben!

Mein Aufsatz enthielt einen kleinen Abriß meiner Schicksale, und dann einige Anmerkungen über den Schlesischen Feldzug. Ich gab ihm den Titel: Extrait du Journal d'un Mousquetaire Prussien fait dans la Campagne de 1790. Freilich war das Ding mehr als ein bloßer Auszug aus meinem sogenannten Strambuch: es war vielmehr eine concentrirte Biographie. Nebenbei machte ich ein lateinisches Karmen auf den Herzog: denn ich wußte, daß er an der lateinischen Poesie Vergnügen fand, und selbst ganz artige Gedichte in dieser für die Poeterei gewiß recht schicklichen Sprache gemacht hatte. Herzog Friedrich ist nicht blos ein Mäcen der Gelehrten: er ist auch ein Kenner der Gelehrsamkeit und der Wissenschaften selbst. Nachdem ich fertig war — ich verschob dieses Geschäft absichtlich bis kurz vor unserm Auszug aus Berlin, um nicht zudringlich zu scheinen — meldete ich meinem Kapitän daß ich dem Herzoge einen Aufsatz überreichen wollte. Dieser gab mir den Unterofficier Schäffer mit. Schäffer dachte, weil er Unterofficier wäre, so müßte

er natürlich bei dem Herrn eher zur Sprache kommen, als ich: er ermahnte mich daher, ja nicht eher zu reden, als bis er fertig wäre: das schicke sich nicht anders u. s. w. O tempora, o mores! dacht ich und zuckte die Achseln über die Präsumtion dieses Herrn Unterofficiers.

Als wir das Palais des Herzogs erreicht hatten, kam dieser eben von der Parade. Er erkannte mich sogleich, kam auf mich zu, sagte: „Aha, da ist ja mein Gelehrter! reichte mir die Hand, wünschte mir guten Morgen, und fragte: hat er den Aufsatz fertig?“ — Ich übergab meine Papiere. „Nun gut!“ fuhr er fort, in einem Augenblick sprechen wir uns weiter.“ — Sofort trat er in sein Zimmer, aber nach einigen Minuten ließ er mich hereinrufen. „Ich habe, sagte er, schon etwas gelesen; es gefällt mir. Wenn er künftig was gutes macht, schicke er mirs!“ — Diese Huld des edeln Fürsten machte mir Muth, und ich konnte nun unbefangen mit dem würdigsten Enkel Heinrichs des Löwen, des größten deutschen Helden, weiter sprechen. Unsere Unterredung war nicht kurz. Endlich sagte Friedrich: „Hier, mein Freund, ein Zehrpfennig nach Halle! Gott stehe ihm bei, und erhalte ihn gesund!“ Ich empfahl mich dem großen Fürsten zu Gnaden: er aber erwiederte: „Meine Gunst ist ihm gewiß: sey er ein braver Mann, und

dann rechne er auf mich: ich werde ihn niemals vergessen.

So schied ich vom Herzoge Friedrich, dem Menschenfreunde, und segnete den beßten Fürsten von Grund meiner Seele. Ich hoffe, daß nun meine Leser einsehen werden, warum ich diese Biographie diesem Fürsten-Muster zugeschrieben habe.

In Berlin war bei unsrer Kompagnie ein kleiner Komplot zur Desertion entstanden. Die Schuldigen wurden als Arrestanten fortgebracht, und bekamen erst in Halle eine ganz leidliche Strafe.

Den letzten Tag ward ich in Berlin krank: ich marschirte aber doch noch den ersten Marsch mit: allein in Detow zeigte sichs, daß ich eine Art von Halsbräune hatte. Diese hätte sehr gefährlich werden können, wenn mir der Feldscheerer Haupt, welcher bei aller seiner Faselei, immer noch für einen Feldscheerer genug gelernt hat, nicht in vier Tagen siebenmal zur Ader gelassen, und häufige Injektionen gemacht hätte. Dem heroischen Aderlassen des Herrn Haupt verdanke ich, daß ich damals nicht erstickt bin. Erst vier Tage hernach konnte ich wieder schlucken und reden. Wie abgemattet ich von dem vielen Aderlassen werde geworden seyn, kann man denken, wenn man dazu nimmt, daß ich innerhalb fünf Tagen keinen Bissen Nahrung zu mir nehmen konnte.

Unser Weg ging über Treuenbriezen und Wittenberg. Ich hätte schon früher eine Beschreibung von dieser ächtlutherischen Universität anbringen sollen, da ich sie schon im Jahr 1782 besucht habe. Ich hab's aber damals vergessen, und will hier nur noch Einiges nachholen, um doch diese theure Akademie nicht ganz zu übergehen.

Die Theologen in Wittenberg waren 1782 steif orthodox: selbst Herr Schröckh, einer der größten Historiker unsrer Zeit, hängt noch stark am alten System, wie seine Schriften, besonders seine Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten ausweisen, wo er die Fehler und die Bubenstücke orthodoxer Leute, eines Pfeffingers, Flacius Illyricus und andrer hübsch mit dem Mäntelchen der christlichen Liebe zudeckt. Christus wußte vom Mäntelchen der christlichen Liebe nichts, wenn er über die Pharisäer und Schriftgelehrten herfuhr: und gerade diese Leute sind es, die es am wenigsten verdienen, wenn sie es gleich am anmaßlichsten fodern. Herr Reinhard ist jetzt zwar ein heller Kopf, aber leider, er darf nicht reden.

Die Philosophen dieser Universität kenne ich gar nicht: weiß auch nicht einmal, obs da Philosophen giebt! Den vortrefflichen Zeune habe ich gekannt: Schade, daß der große Mann todt ist!

Der Ton der Wittenberger Studenten ist nicht gar sehr von dem der Gnoten unterschieden: selbst ihre Kleidung ist ziemlich gnotenmäßig. Sie treten einher wie Leute ohne Erziehung — a potiori fit denominatio — und sitzen den ganzen Tag in den Bierkneipen, wo sie ihren Gukkuk trinken, und Tabak qualmen, bis keiner den andern mehr sieht. Der Fleiß der Herren Wittenberger soll sehr klein seyn. So viel im Vorbeigehen von Wittenberg. Es sind ohnehin Nachrichten, welche zum Jahr 1782 gehören.

Die Sachsen bewirtheten uns, wo wir hinkamen, recht gut. — Unser letztes Nachtquartier war zu Zörbig. Am 10ten Oktober 1790 rückten wir wieder in Halle ein, nachdem wir gerade 18 Wochen und einen Tag abwesend gewesen waren. Herr Bispink kam mir vor der Stadt entgegen, und empfing mich mit aller Freundschaft eines treuen, biedern Mannes. Ich mußte sogleich zu ihm kommen; und mit ihm zu Mittag essen. Meine andern Bekannten waren auch froh, daß sie mich wieder sahen, und ich selbst war froh, daß ein Feldzug geendigt war, der nur müde Knochen gemacht hatte.

Neun und dreißigstes Kapitel.

Neue Lebensart in Halle. Lectüre. Dogmatik. Ueber Gewissensbisse wider Rousseau. Folgen meiner Besserung. Semlers Tod.

Ich mußte nun in Halle freilich meine Stunden wieder anfangen, und diejenigen Scholaren, welche von meinen vorigen noch da waren, nahmen meinen Unterricht auch gleich wieder an. Das waren die Herren Kaumann, Müller, Seguitz, Wiedt, Wasserführer, Jossow und Herr von Wülknitz. Zu diesen erhielt ich bald noch mehrere. Ich kann mich rühmen, daß ich jetzt in meinem Stundengeben weit regelmäßiger gewesen bin, als sonst. Allein ich war ja auch in meinem Betragen, in meiner Aufführung selbst viel regelmäßiger und ordentlicher geworden. Der Trunk, meine bisherige häßliche Leidenschaft, hatte bei mir um ein merkliches abgenommen. Die freundschaftlichen Winke und die Unterredungen des Herrn Bispinks hatten meine moralische Empfänglichkeit geweckt, und mich zu mehr Reflexion über mich und die Folgen meiner Handlungen angeschärft. Hierzu kam der Feldzug, der auch nicht wenig zu meiner wirklichen moralischen Besserung beitrug. Ich lernte

immer mehr selbst nachdenken, und fand, daß das Unglück, ich meyne das moralische Unglück, die Verstimmung der moralischen Saiten, der fatale Misklang der innern Gefühlnerven, und was davon in meinem Aeußern abhing, blos in meinem Leichtsinn und in meinem schwärmenden Wesen zu suchen war. Aus Bosheit hatte ich wahrlich nie gefehlt: dazu hatte ich wirklich zu viel Leichtsinn und zu wenig Festigkeit des Karakters. Wie kann ein Mensch aus Bosheit fehlen, der blos für den Augenblick sorgt, und das Gegenwärtige entweder für das höchste Gut, oder für das höchste Uebel hält, und dann nach solchen schönen, freilich sehr wirksamen Vorstellungen auch jedesmal handelt? Allein was hilfts dem Unglücklichen, ob er es durch Bosheit oder durch Leichtsinn geworden ist! Genug, mein Leben war ein ausschweifendes zum Theil schändliches Leben, wie meine Leser ja schon von Anfange dieses Buches bis jetzt in beinahe ununterbrochener Reihe von Erzählungen gesehen haben. Ich sah das endlich nach und nach immer besser ein, und das hatte Einfluß auf meine moralische Genesung.

Dazu kam noch besonders, wie ich zum Theil schon oben berührt habe, eine meinem Zustande angemessene Unterhaltung im Lesen. Ich hatte bisher zwar viel, und sehr viel gelesen und behalten. Die meisten alten Schriftsteller, und recht viele neuere

waren mir ganz gut bekannt — allein wie hatte ich gelesen? — blos um zu lernen, oder um mich zu zerstreuen! Ich wußte und kannte keinen andern Zweck der Lektüre, als Lernen oder Zeitvertreib: an individuelle moralische Anwendung des Gelesenen hatte ich noch nicht gedacht: ja, wenn ich das bekannte aut prodesse aut delectare hätte vorhin erklären sollen, so hätte ich jenes vom Nützen durch Lehren oder Lernen, dieses vom Unterhalten erklärt. Aber nach und nach änderte sich auch hierin meine Einsicht, so wie mein Geschmack: ich fing an, systematisch zu lesen, und wählte hierzu Bücher, die meinen intellectuellen und moralischen Umständen und Bedürfnissen angemessen waren, oder vielmehr — warum sollt ichs nicht sagen? — gab mir Herr Bispink eine solche Lektüre an die Hand, und theilte mir die Bücher und Journale aus seiner Lesebibliothek dazu mit *m*). Es versteht sich schon, daß

m) Es giebt mehrere Lese-Anstalten in Halle, welche aber außer ihrer allerhöchsten Unvollständigkeit, indem sie die guten Schriften unsrer Zeit gar nicht haben, noch mit den schädlichsten pöbelhaftesten Fratzen angefüllt sind. Da findet man, wie ich schon einmal erwähnt habe, die abscheulichsten Produkte unsrer unmoralischen faden Skribaxen in Menge. Der unbesonnene leichtsinnige Leser greift freilich am ersten nach solchem Sauzeug, leidet aber großen Schaden für jetzt und für die Zukunft. Ich spreche aus Erfahrung.

dieser wohlwollende Mann mir seine Bücher unentgeldlich gab: denn hätte ich für jedes Buch, das ich aus seinem Vorrathe gehabt habe, nur einen Sechser zahlen sollen, wie viele Thaler würden das betragen haben?

Ueberhaupt muß ich hier, zur Nachahmung für ähnliche Anstalten es rühmen, daß Herr Bispink jeden dürftigen Landprediger, Schullehrer und Studierenden ganz unentgeldlich Theil an seiner Lesebibliothek nehmen läßt, und dies ohne langes Nachforschen nach diesem oder jenem, ja gar mit zuvorkommender Güte und Bereitwilligkeit. „Darf ich jetzt nicht mehr predigen," sagte er einst im Spaße, „so mögen es statt meiner meine Bücher thun: ich bin versichert, es sind recht gute Apostel!" Und auf diese Art benuzte ich seine Apostel auch, eröffnete mir das Verständniß von moralischer Harmonie und menschlicher Würde täglich heller, spührte mehr geordnete Thätigkeit bei allen meinen Verrichtungen: mein Fleiß nahm im Halten meiner Stunden zu, mein Unterricht war ordentlicher, deutlicher und gründlicher, und so fing ich wirklich an, der Universität zu nützen.

Meine Leser belieben aber nicht zu denken, daß ich nun gar auch orthodox geworden sey. Nein! ich behielt meine freie theoretische Vorstellungsart über die intellectuellen Dinge immer, und werde

sie auch wohl so lange behalten, als ich sie für wahr halte, und das werde ich, wie mich dünkt, bis an mein Ende thun. Und da man immer von aller positiven Religion, Offenbarung und System nichts halten, und doch die Dogmatik vortragen kann, so übernahm ich es diesen Winter, die Dogmatik mit einigen Studenten zu repetiren, und dies nach dem Compendium des Herrn D. Döderleins. Ich schlug hier folgenden Weg ein. Ich erzählte kurz die Entstehung der Meinung von Offenbarungen überhaupt, und der altjüdischen und der nicht weit davon abgehenden christlichen im besondern. Dann zeigte ich aus der Geschichte, wie die in Bücher verfaßte Offenbarung nach und nach entscheidendes Ansehn erhalten, und wie man das neue Testament insonderheit zum Grund aller Christen-Religion gemacht habe. Hierauf schritt ich zur Lehre der heutigen Theologen von der Bibel, und fing an, die Artikel der Reihe nach so durchzugehen und zu erklären, wie es einige Theologen der lutherischen Kirche, z. B. Herr Döderlein, Rösselt und andere zu thun pflegen. Mir blieb immer mein freies Urtheil unbefangen, und meine Scholaren lernten das, was die Theologen lehren, historisch-dogmatisch: und das war ja der Hauptzweck unsrer Lektionen. Ob die Sachen an und für sich wahr waren, oder nicht, das

ging uns nichts an: ich wenigstens hielt von hundert Sätzen allemal 99 für ganz falsch, und den hundersten für schief. Was meine Scholaren sonst noch dabei dachten, kümmerte mich nicht. So viel weiß ich aber doch, daß ich einige recht gut zum Examen zubereitet habe, welches auch um so leichter ward, da ich jedesmal und zwar auf lateinisch, den ganzen Brast mit allem seinem Anhange von Beweisstellen, wie ehedem, forschweise durchnahm. Meine Vorbereitungsbücher waren Döderleins größere Dogmatik, Schuberts Institutiones Theologiae dogmat. und Bahrdts systema orthodoxum.

So beschäftigte ich mich auf eine sehr anständige Art, und meine Herren Scholaren fanden Genüge und behandelten mich sehr freundlich. Gaben sie mir gleich keine reichlichen Honorare, so bekam ich doch so viel, daß ich ziemlich auskommen konnte. Ich muß hier besonders den Herrn Baron von Wülknitz rühmen, welcher sich über alle Maaßen freundschaftlich und gütig gegen mich bewiesen hat. Ich danke allen diesen guten Leuten für ihre Liebe!

Gute Menschen machen wieder gute Menschen, und ich fühlte immer neue Kraft und Muth, im Guten fortzufahren, zumal, wenn ich den Umgang in-

gend eines rechtschaffenen Mannes genossen hatte. Da sah ich, was auch ich hätte werden können, und fühlte nun meinen Abstand schmerzlicher. Freilich war ich zu stark verdorben, als daß ich in Allem hätte auf einmal gut werden können. Gute und böse Fertigkeiten entstehen nur nach und nach durch wiederholte Uebungen; und so wenig jemand auf einmal ein Teufel wird, so wenig wird er auch auf einmal ein Engel. Sprünge giebt es nirgend, trotz Predigt, Sakramenten, Gnade und Allmacht. Dies erfuhr ich nun auch an mir. Immer leuchteten die Spuren der alten Verirrungen hervor, immer wollte meine Sinnlichkeit mit meiner Vernunft davon laufen, immer kämpften meine verjährten bösen Gewohnheiten wider meine neuen guten Entschlüsse. Allein absichtlich aufgetragene oder selbst gewählte Arbeiten ließen mir keine Zeit, auf böse Foderungen von der Art zu hören. Auch der Gedanke, daß sich selbst überwinden, der Siege schönster sey, nebst der Hoffnung, durch meine Beschäftigung und mein Betragen den Beifall guter Menschen zu verdienen, halfen mir sehr oft, meinen Kampf mit Ehren zu bestehen. Hierdurch gewann ich allmälig an Selbstgefühl, Selbstmacht und Selbstständigkeit: und so gelang es mir größtentheils, als ein moralisches Menschen-Wesen zu handeln, und nicht immer als ein verwöhntes sinnliches Thier. Das Gesetz der moralischen

Causalität trat bei mir als geltend wieder ein: meine praktische Vernunft hörte dessen Vorschriften an, und mein Wille ward geneigter, sie zu befolgen.

Der Ausspruch des großen Rousseau: „Strebe nicht nach Besserung, verdorbener Mensch, du machst dir Gewissensbisse!“ traf allerdings auch mich. Ich erblickte immer mehr Scheußlichkeit an meiner vorigen Lebensart, und es entstanden bittere Gewissensbisse, gegen welche aller Glaube an Christi Verdienst und Gerechtigkeit nichts hilft. Ich habe zwar diesen Glauben niemals dawider angewandt; desto mehr aber mich bestrebt, auf dem nun einmal eingeschlagenen bessern Wege weiter zu gehen, und die angewöhnten Laster, besonders das des Leichtsinns, und der Versoffenheit zu meiden. Schwer hat das im Anfange freilich gehalten, und nicht selten fiel ich dennoch so, daß ich manchmal mit einem Rausch zu Herrn Bispink, und einmal zum Herrn Professor Eberhard gekommen bin. Herr Bispink that in solchem Falle, als merkte er nichts, und gab mir erst späterhin einen freundschaftlichen Verweis. Auch hatte er die Vorsicht, mich zuweilen in meinem Quartier zu überraschen, und sich nach dem Fortgang meiner Beschäftigung zu erkundigen. Ich liebte und schätzte ihn, und war ihm Dank schuldig. Um ihm dies in der That zu bezeugen, war ich um so strenger auf meiner Huth, und habe schon

über zwei Jahre das Glück gehabt, daß er mich zu Hause stäts beschäftiget und immer nüchtern gefunden hat. Die Zufriedenheit, die er darüber bezeugte, war mir ein süßer Lohn, und spornte mich zum Ausdauern im Guten fernerhin an.

Alle Gelage konnte ich indessen nicht ganz meiden: und wer würde das fordern! Ich konnte nicht immer ungestöhrt zu Hause arbeiten, hatte nicht immer mit Studenten zu thun, und den Herrn Bispink wollte ich bei seinen Beschäftigungen nicht zu oft stöhren: also ging ich zu Zeiten und gehe noch auf den Keller, oder in eine andere honette Gesellschaft, wo ich Leute antreffe, die nicht alle Augenblicke den lieben Gott, das liebe himmlische Väterchen, und dergleichen im Munde führen, oder die sich nicht um alle Stadtmährlein, um alle Freiereien, Schlägereien, Saufereien und dergleichen bekümmern. Auf dem Keller finde ich fast immer Leute, mit denen man ein gescheutes Wort sprechen und sich anständig, auch lehrreich unterhalten kann. Aber die niedrigen Kneipen, die Knochenkammer und andere heillose Löcher vermeide ich schon seit langer Zeit. Ich schreibe dies blos für hallische Leser: denn Auswärtige werden an dieser Apologie wenig Behagen finden. Sie wissen, wenn man den Bogen zu hoch spannt, bricht er, oder, wie der Lateiner sagt:

Insani sapiens, ferat aequus nomen iniqui n),
Ultra quam satis est, virturem si petat ipsam!

Das heißt:

Der Kluge heiße Thor: unbillig der Gerechte,
Wenn er auf Tugend dringt, mehr als ersprieslich ist.

Gewissensbisse, um noch einmal darauf zurück zu kommen, sind freilich unangenehm, aber St. Preux bei Rousseau hat Unrecht, wenn er ihrer wegen nichts von der Besserung eines Verdorbenen wissen will. Aus eigener Erfahrung sage

---

n) So muß dieser Vers gelesen werden, wenn er sein gehöriges Silbenmaaß behalten soll. Dies hat der Leipziger und Carlsruher Herr Corrector an dem Motto zu Wielands Diogenes von Sinope übersehen. Da heißt es:

Insani sapiens, aequus ferat nomen iniqui.

Ueberhaupt bedaure ich, daß Bahrdt zu früh verstorben ist, um sein Vorhaben, nach Art seines Kirchen- und Ketzer-Almanachs auch einen Buchhändler- und Buchdrucker-Almanach zu schreiben, auszuführen. Da würde mancher arme Sünder von den Handlangern der Litteratur in seiner Blöße erschienen seyn, vorzüglich von Seiten der elenden Buchdrucker-Herren. Einige derselben sind so gelehrt, wie mancher Schneidergeselle, und rechnen, um ihre Siebensachen nur so halbweg zu machen, auf arme Gelehrte. Diese werden aber so ärmlich, und so dummstolz von ihnen behandelt, daß es kein Wunder ist, wenn jene ihre Correcturen u. dgl. nicht besser liefern, als diese ihren Druck liefern. Hierüber zu seiner Zeit ein Mehreres mit Belegen.

ich vielmehr: — Wohl dem, der ihrer noch empfänglich ist! Sie sind für die sittliche Heilkunde das, was der Schmerz einer Wunde für die körperliche ist. Dieser verräth einen widernatürlichen Zustand, und fodert uns durch seinen wehen Eindruck auf, daß wir suchen ihn zu heben. Ohne seine zweckmäßige Einwirkung würde die Wunde um sich greifen, und endlich Unheilbarkeit und Tod nach sich ziehen. So auch Krankheiten der Seele! Für Misempfindung, für Misklang, für Disharmonie sind wir nicht: Seelen-Töne von der Art sind unangenehm, zumal wenn sie selbst verschuldet sind, anhalten und in Harmonie sich nicht auflösen. Und dies ist nicht Kunst, nicht Folge der Erziehung: es ist allgemein, es ist Natur hier, wie da beim Schmerz, wenigstens Grundlage der Natur, die nach Organisation, Geblüt, Clima, Nahrung, Umgang, Beispiel, Erziehung, Unterricht, Leserei, Religion, Regierung, und wie die physischen und moralischen Bestimmungen alle heißen, von denen die Begründung, Entwickelung und Richtung der Charaktere der Menschenkinder abhängt, freilich unendlicher Modifikationen empfänglich, aber vom höchsten Ideal der Natur — der gröbern und feinern — als Substrat einer jeden richtigen Vervollständigung ihrer Individuen eingerichtet ist. Hebt man diesen Zweck aus der Natur heraus, so gäbe es einen wichtigen Grund ohne eine

entsprechende Folge, und Gott wäre ein Tyrann, ärger als irgend ein Sultan, der nur neckte oder necken ließ, blos — um zu necken. Gewissensbisse sind also ein wesentlich bestimmender Bestandtheil unserer moralischen Natur, und — ich wiederhole es — wohl dem, der ihrer noch empfänglich ist! Benutze sie, wer du sie fühlst: sie benutzt zu haben, versüßt ihr erstes Unangenehme so überwiegend beruhigend, daß es die Mühe reichlich lohnt, schon deswegen nach Besserung zu streben. Jede Besserung, so klein sie anfänglich auch ist, ersetzt schon alle ihre Marter. — Und benutzt man sie nicht: sie schweigen darum doch nicht ganz: einmal gewiß legt sich der physische Sturm, und ist man diesem blindlings gefolgt, so tobt der moralische hernach um so ärger, aber leider vielleicht zu spät. —

Die mitbelohnenden Folgen meines bessern Betragens blieben nicht aus. Ich erhielt gleich mehr Achtung meiner Vorgesezten, und ich kann mich rühmen, das Zutrauen meines Hauptmanns und anderer Officiere jezt in ziemlich hohem Grade zu besitzen. Die Herren Sojazinsky und von Drygalsky, welche bei der Kompagnie stehen, haben mir sogar schon manche Gefälligkeit erwiesen. Auch dieses bestärkt meinen Vorsatz, den einmal gut angetretenen Weg fernerhin gut zu verfolgen.

Hätte ich nur auch noch das Glück haben können, mir den Beifall und die Achtung des Herrn D. Semlers durch meine Besserung ganz wieder zu erwerben! Allein der edle Mann, dessen Verdienste so lange sich im Segen erhalten werden, als wahre Gelehrsamkeit geschätzt und geehrt seyn wird, und dessen gutes edles Herz die Achtung jedes Tugendfreundes verdient, starb im Frühling 1791. Glauben Sie mir, meine Leser, auch ich habe an diesem großen Manne viel, viel verlohren! Er hat es gewiß recht gut mit mir gemeint, hat mich gern retten wollen, und hat meine Kenntnisse beträchtlich vermehrt. Ich bin ihm also Dank schuldig, und meine Verehrung gegen ihn, wird erst dann aufhören, wenn die feine Modification meiner Seele, die jetzt denken heißt, sich verändern, und in eine andre Form übergehen wird. Daß diese aber länger dauern wird, als die gröbere Organisation meines Körpers, davon bin ich überzeugt. —

Ich freute mich damals über den Eifer aller unsrer Studenten, dem großen Mann, dieser hohen Zierde der hiesigen Universität, ein angemessenes Leichenbegängniß zu verschaffen. Semlers Schatten verlangte zwar dergleichen Pomp nicht, aber der Pomp war doch ein Beweis, daß unsre akademischen Bürger die Verdienste dieses großen Lehrers

schätzten o), und ihm ein Denkmal stiften wollten. O möchte doch Semler bald wieder in Halle ersetzt werden! Aber ein Semler ist in seiner Art eben so schwer zu ersetzen, als ein Friedrich der Einzige.

Halle hat, seitdem ich mich hier aufhalte, viel große, herrliche Männer verloren: einen Goldhagen, Karsten, Semler, Nettelbladt — o welche Namen! lauter Matadore der Gelehrsamkeit, lauter Männer, welche Epochen in ihrer Wissenschaft gemacht haben. Es läßt sich auf diese großen Männer anwenden, was Curtius p) von Alexander dem Großen sagt: Illi successor quaerebatur, sed major moles erat, quam ut ullus subire illam posset. Dies ist kein schiefer Seitenblick auf unsre Herren Professoren: es ist eine Wahrheit, die kein Mensch, und die Herren selbst als kompetente Richter, am wenigsten in Zweifel ziehen werden.

---

o) Als Petrus de la Ramée, oder Ramus, in jener abscheulichen Bartholomäusnacht ermordet worden war, schleppten die Studenten seinen Körper herum, und trieben ihr Gespötte mit ihm. Der Leichnam des großen Ramus von studierenden Bestien verunehrt! Pfuy! Man lese den de Thou.

p) Curtii de Reb. gest. Alex. M. L. 10. C. 5.

Vierzigstes Kapitel.

Händel mit D. Bahrdt und Dreyssig.

Herr D. Bahrdt hatte im Jahr 1790 angefangen, seine Lebensbeschreibung herauszugeben. Anfänglich sollte Herr Pott in Leipzig die Materialien dazu von ihm erhalten, und sie nach Belieben bearbeiten, wie Herr D. Bahrdt es selbst mit diesem verabredet hatte: beide Herren, die sonst so Herzensfreunde gewesen waren, entzweiten sich aber, und nun übernahm Bahrdt selbst diese Arbeit. Er bewerkstelligte sie im Gefängnisse zu Magdeburg, worein er wegen des berüchtigten Dramas, das Religionsedikt benannt, 1789 gesteckt wurde. Jederman war begierig, das Leben eines Gelehrten zu lesen, welcher in der Welt so viele und so mancherlei Rollen gespielt hatte. Allein schon beim ersten Bande fanden sich manche Abweichungen von der historischen Wahrheit, nebst Verdrehung und Verfälschung der Begebenheiten, und Mangel an Nachrichten über gewisse Geschichten, welche der Doktor für gut gefunden hatte auszulassen, um vor dem Publikum durchaus in einem vortheilhaften Lichte zu erscheinen. Die Bahrdtische Biographie ist immer ein Meisterstück von ei-

ner subtilen Einfädelung der Begebenheiten, welche endlich zu einem wo nicht durchaus vortheilhaften, doch sehr gemäßigten Urtheile den Leser führen muß. Seine guten Seiten — und deren hatte Bahrdt mehrere — stellte er ins vortheilhafteste Licht; seine moralischen Krankheiten aber bemäntelte er so artig, daß man, wie er sie und sich stellt, geneigt wird, immer mit Schonung über ihn zu urtheilen. Ich will nur die Geschichte mit seiner Frau anführen, welche schon in dem zweiten Bande anfängt, und sich am Ende des Vierten mit der Christine endigt. Die Christiniade ist wirklich etwas skandalöses; wer aber blos die Bahrdtische Biographie ließt, kann höchstens die Achsel zucken, aber unmöglich über den Doktor zürnen.

Nach meiner Zurückkunft aus dem Felde kam eben der zweite Band zum Vorschein. Ich las ihn, und merkte gleich, wo Bahrdt hinaus wollte. Es kam endlich der dritte und vierte heraus: und, siehe da, meine Bemerkung traf ein. Ueberall Kunst, überall Verstellung für einige der Hauptmomente seines Lebens, überall zu viel Licht in diesem Gemälde: und aus Mangel an Schatten glich es der dargestellten Person nicht mehr. Ich theilte meine Bemerkungen dem Herrn Bispink mit, und dieser hatte die Güte, sie noch mit einigen Hauptbemerkungen zu bereichern. Ich wußte zwar, daß Herr

Bispink des Doktors Freund war; aber ich wußte auch, daß er Vieles an ihm nicht billigte. Er zeigte die größte Achtung gegen Bahrdts Talent und Schriften, und bedaurte um beider willen, daß er nicht mehr Mann im Leben wäre. Einmal hörte ich ihn Bahrdten gar ein moralisches Ungeheuer nennen, das der Kraft nach zum Herrschen bestimmt wäre; aber, wie er sie verschwendete, zum Sklaven herabsänke.

Das alles wußte ich; dem aber ohngeachtet konnte ich von Herrn Bispink, als Bahrdts Vertrauten und zugleich Mitverleger von dessen Schriften, wohl nicht füglich erwarten, daß er meine Bemerkungen über ihn und dessen Lebensgeschichte würde drucken lassen, wenn ich sie auch fürs Publikum bestimmen wollte. Sie schienen mir indeß wichtig genug zu seyn, um bekannt und verbreitet zu werden, und ich entschloß mich, sie für irgend einen andern Verleger auszufertigen und sie so dem Publikum mitzutheilen. Ein Zufall überhob mich der Mühe, diesen lange aufzusuchen. Ich war nämlich im Sommer des vorigen Jahres in einer Gesellschaft, wo eben von D. Bahrdts Biographie gesprochen wurde. Ich nahm das Buch — es war der dritte Theil — und bemerkte und verdollmetschte so fleißig, daß die Gesellschaft ihre große Freude — wie die Menschen nun einmal sind! — darüber bezeugte. In

eben diesem Zirkel befand sich der Corrector des Buchdruckers Hendel, Herr Herold. Dieser nahm mich mit auf seine Stube, und sprach also zu mir: Blitz, wenn Sie so alles wissen, so setzen Sie's doch auf: ich schaffe Ihnen einen Verleger. Nur machen Sie's fein derb: je derber desto besser! — Gesagt gethan! Herr Hendel übernahm den Verlag, und so entstanden die leider der skandalösen Kronik wegen so bekannten Beiträge und Berichtigungen zu Herrn D. Carl Friedrich Bahrdts Lebensbeschreibung; in Briefen eines Pfälzers. 1791.

Nun ein Wort, ehe ich weiter gehe! die Beiträge haben wirklich grobe Fehler: dahin rechne ich erstlich die vielen und grellen Druckfehler. Ich habe das Werkchen nicht selbst korrigirt: daher sind viele Schnitzer eingelaufen. So steht oft Philantropin, statt Philanthropin: manche Stellen sind so verhunzt, daß man sie gar nicht verstehen kann, z. B. S. 61. S. 222 fehlt ein ganzer Absatz, und mehr dergleichen. Die eignen Namen sind vollends hin und wieder sehr verstellt, z. B. Klokson statt Klokfin, Lucerner für Lucomo, Herrebood für Herrnbrod. Allein das möchte noch hingehen. Die rauhe Burschensprache aber, welche der Greifswalder Recensent mit Recht getadelt hat, hätte müssen gemildert seyn. So hätten auch viele, von den Kritikern gerügte, stu-

dentische Ausdrücke wegbleiben können. Allein ich sollte ja derb schreiben, und in welchem Tone schreibt man wohl derber, als im Burschenton, mit Einmischung solcher Wörter und Ausdrücke, wie die gerügten sind? Ich weis, daß Mancher blos wegen der derben ungehobelten Schreibart diese Schrift gekauft hat. Es giebt eine Klasse von Lesern, und diese ist bei weitem die stärkste, welche einen derben Ton wohl leiden mag, und die nicht so delikat ist, als die Herren Kunstrichter, die freilich auch nicht immer die höflichsten sind. Das war aber ein Fehler, den ich gern einräume.

Fürs andere habe ich auch ohne Noth, blos weil Gelegenheit dazu da war, manche Leute, nicht eben grosse würdige Männer, in ein sehr unvortheilhaftes Licht gestellt. Das war Unrecht! In meiner eignen Biographie — wenn diese anders vollständig werden sollte — mußte ich das thun: allein in einer Widerlegung der Bahrdtischen Lebensbeschreibung waren die Anekdoten vom Herrn Professor Schulz, die weitere Ausführung des Karakters des D. Bechtold, die Schilderung des Kanzlers Koch, und andere dergleichen Dinge entbehrlich. Ich sage nicht, daß sie falsch sind: ich bekenne nur, daß sie entbehrlich waren. Aber ich sollte ja derb schreiben, und Interesse hinein bringen: so wollt es ja Herr Herold, Herrn Hendels Corrector! Und was

giebt einem Buche wohl mehr Interesse, als die Chronique scandaleuse! Freilich müßte es nicht so seyn, freilich sollte ein Herr Autor klüger als ein Herr Corrector seyn; allein ich bin einmal hierin dem großen Haufen gefolgt. Ich hatte die Bahrdtische Biographie und Potts Buch vor mir, und beide habens eben so, wo nicht noch ärger gemacht. Auf Ritter Zimmermann, Kotzebue, und die politischen Kasperle, Cranz, Schirach und Hoffmann mag ich mich nicht einmal berufen. Mancher unserer Musketiers ist konsequenter, bescheidener und höflicher als die! — Bessere Muster hätte ich allerdings wählen können. Ich gestehe auch, daß manche Erzählung, die ich anbrachte, blos vom Hörensagen herrührte, und folglich nicht hierher gehörte. Zu diesen rechne ich vorzüglich die Aeußerung über Herrn Bispink S. 238. Hier schilderte ich ihn — „als einen Mann von sehr rechtschaffenen Grundsätzen und einer ganz unerschütterlichen Anhänglichkeit an allem, was man sonst honestum und aequum nennt; — und doch (fügte ich hinzu) ließ er sich das zu brauchen, daß er die Madame Bahrdt beredete, zu weichen und Christinen Platz zu machen." — Inkonsequent war dies letztere immer, wenn schon gangbare Sage vieler Hallenser: ich hätte vorsichtiger seyn und es nicht blos nach dem Gerüchte in die Welt hineinschreiben sollen: Jenes wußte ich aus Erfahrung;

dies — vom Hörensagen: es wäre also vernünftig gewesen, mehr mir als Andern zu glauben. Billig hätte ich Herrn Bispink selbst um Auskunft hierüber bitten sollen, wenigstens schriftlich: denn mündlich konnte ich es zu der Zeit, als ich das schrieb, nicht, weil er damals zur Herstellung seiner Gesundheit auf vier Wochen den Brunnen außer den Ringmauern der Stadt trank. Ich unterließ dies, hielt es indeß für Pflicht, meine Aeußerung zurück zu nehmen, sobald ich eines Bessern belehrt wurde. Dies ist im Intelligenzblatt der allgemeinen Litteratur-Zeitung für dieses Jahr geschehen. Den Herren Herausgebern dieser Zeitung danke ich für die unentgeldliche Einrückung meines Aufsatzes hiermit nach Schuldigkeit! Wohl uns, daß das Litterär-Wesen noch nicht überall blos merkantilisch ist! — Daß meine Widerrufung Grund gehabt habe, zeigen die Briefe, welche Herr Bispink von Bahrdts Hand über diese ganze Unterhandlung in Händen hat. Einige derselben sind auch in mancher andern Rücksicht wichtig. Ueberhaupt fodere ich den Herrn Bispink auf, einen Auszug daraus dem Publikum vorzulegen. Angemeßnere Aufschlüsse über einige Hauptpunkte von Bahrdts Leben, Schriften, deutscher Union und Gefängniß-Geschichte findet man nirgends. —

So viel über meine Beiträge! Allein dies alles abgerechnet, wünschte ich doch, daß der künftige Biograph des D. Bahrdts meine Beiträge benutze, den Waitzen von der Spreu absondere: und er wird keinen unebnen Beitrag für die Geschichte dieses gewiß merkwürdigen Mannes finden, besonders was seine Heidesheimer Geschichten angeht.

Daß mich übrigens die Recensenten die Revüe würden passiren lassen, konnte ich mir schon im voraus an den Fingern abzählen. Aber mit engbrüstigen Leuten habe ich nicht gern zu schaffen, zumal wenn sie, wie der Vicegott zu Rom, ex cathedra sprechen. Belehren lasse ich mich indeß gern. Doch, um auf Bahrdt zu kommen!

Bevor nun diese meine Beiträge ins Publikum kamen, sprach man schon in ganz Halle davon. Man hatte Einiges von meinem Manuscript sogar im Gelehrten-Club auf dem goldenen Löwen vorgelesen. Auch die Herren Gelehrten haben ihr Steckenpferd! Konnte es nun anders kommen, als daß auch Bahrdt von meiner Schrift wider ihn erfuhr! Er erfuhr davon, und erhielt endlich durch einen Zufall gar einen Correcturbogen, nämlich den achten. Hier misfiel ihm Vieles und da ergrimmte er höchlich, und verklagte mich bei unserm Genera

dem Herrn von Thadden. Seine Klagschrift war voll Bitterkeit, und seine Foderung, daß ich einige Punkte öffentlich in den Zeitungen widerrufen sollte, war abgeschmackt: dies weis jeder, der das Kapitel de injuriis et libellis famosis in dem Criminalrecht inne hat. Die Gesetze kennen keinen Widerruf als den coram judicio: Widerruf in Zeitungen ist abgeschmackt: Bahrdt hätte keine neuen Criminalgesetze sollen einführen wollen. Ja, von Bahrdt hätte man eine Klage dieser Art gar nicht erwarten sollen. Aber so geht es mit den Moralisten! Sich — erlauben sie alles und deklamiren ohne Unterlaß gegen die Schärfe der Gesetze — greift man aber sie an, o dann wünschten sie, daß die Gesetze zehnmahl strenger und die Richter zehnmal schärfer wären! Das ist so der Gang der Moralisten! Bahrdt hatte die uneingeschränkteste Preßfreiheit behauptet theoretisch und praktisch und so ungescheut, daß er selbst Könige nicht schonte. Da aber nun ich ihn tadelte, so foderte er gleich Strafe und Zeitungswiderruf zur Genugthuung: denn seine Ehre — schrieb er — sey gekränkt! —

Allein von Seiten des Regiments war man gemäßigter: man fuhr nicht faktisch zu, wie Bahrdt verlangt hatte: der Herr General gestattete mir Verhör und Vertheidigung. Herr Kreie, der Au-

biteur, kommunicirte mir Herrn Bahrdts Schrift, welche ich beantwortete, und diese Beantwortung wurde dem Doktor zugeschickt. Ich hielt ihn für befriedigt, weil ich weiter nicht behelliget wurde. Er soll aber doch, wie mir Herr Bispink gesagt hat, noch einmal an den General haben schreiben wollen: wenigstens hat Herr Bispink unter dem Bahrdtischen Nachlaß den Aufsatz dazu vorgefunden. Diese Schrift aber ist entweder nicht eingegeben oder mir nicht mitgetheilt. Freilich hätte er den rechten Weg, mich vorm Publikum anzugreifen, vielleicht dereinst eingeschlagen, wenn ihn der Tod nicht verhindert hätte. Er ruhe indeß im Frieden, der Unglückliche! —

Auch Herr Dreyßig ließ sichs einfallen, wegen meiner Beiträge mit mir anzubinden — ich meyne den Dreyßig, welcher an der Post wohnt und damit Büchern, Bleistiften, Siegellack, Silhouetten, Kupferstichen, Zahnstöchern, Nadelbüchsen, Strickbeuteln ꝛc. ꝛc. ꝛc. handelt. Er hatte während des Abdrucks erfahren, daß ich seiner auch in meinen Beiträgen erwähnt, und die Geschichte erzählt hätte, welche er auf dem Bahrdtischen Weinberge erlebt hatte. Dreyßig hatte nämlich den Doktor auf eine sehr grobe Art beleidiget: denn Beleidigung ist es doch immer, wenn man das Manuscript eines Andern wider

dessen ausdrückliches Verboth drucken läßt, und durch Jungen gar im Bezirk des widersprechenden Eigenthümers zum Verkauf herumschickt! — Dafür hatte Bahrdt mit ihm deutsch gesprochen. Dreyßig war grob geworden, und da kam's denn zum Kazbalgen, wobei Meister Dreyßig mit seinem eignen Handstock von Bahrdts Pferdeknecht und von der Christine mit deren Pantoffel so jämmerlich ausgeprügelt wurde, daß er schrie und winselte, wer weis wie sehr. Diese Schnurre hatte ich dem wahren Hergange nach berichtet, und Mosjöh Dreyßig ließ es sich einfallen, diese Stelle unterdrücken zu wollen. Er kam also in Herrn Hendels Druckerei, wo ich eben auch gegenwärtig war, und hier ist unser Gespräch:

Dreyssig: Hören Sie, Liebeler, (so hieß der Setzer der Beiträge) Sie sollen die Passage in Laukhards Schrift auslassen, welche da von mir vorkömmt — hat Herr Hendel gesagt.

Liebeler: Wo hat das Herr Hendel gesagt?

Dreissig: An der Post, wie er eben aufsteigen wollte.

Liebeler: Ei, das ist gelogen! wenn Herr Hendel das hätte haben wollen, so würde ers wohl selbst gesagt haben: er war erst noch vor kurzem hier!

Dreyssig: Er hats, hohl mich der Teufel, gesagt!

Ich: Und wenn er's auch gesagt hätte, dann soll und kann die Stelle nicht wegbleiben!

Dreyssig: Das geht Sie eigentlich gar nichts an! Herr Hendel kann auslassen, was er will.

Ich: Ei, seht doch, Auslassen! Das Ding ist censirt, und da darf nun nichts ausgelassen oder geändert werden: verstehn Sie das?

Dreyssig (protzig): Ich will der Hacke schon einen Stiel machen! ich gehe zum Censor, und dann soll das Pasquill schon wegbleiben!

Ich: Hören Sie, sprechen Sie nicht von Pasquill! Ist etwa die Begebenheit nicht wahr? Haben Sie etwan Bahrdts Zettel nicht unrechtmäßiger Weise und wider Ihr gegebenes Ehrenwort abdrucken lassen? Haben Sie nicht des Pferdeknechts schwere Hand, und Christinens schmutzigen Pantoffel gefühlt? Haben die Jungen ihre — Mamsells nicht von Bahrdts Weinberge weggejagt? Haben die Studenten Sie nicht als einen armen Sünder von der hohen Brücke zu Bahrdten unter allerhand Beschimpfungen zurück geführt? Haben Sie da nicht im geschlossenen Kraise, und zwar auf den

Knieen, Ihre Insolenz dem Doktor und den Studenten abbitten müssen? Haben Sie ihre endliche Befreiung und Sicherheit nicht selbst Bahrdts Fürbitte bei den Studenten zu danken gehabt? Ist das nicht alles wahr? Und kurz, Liebeler, Du läßt die Stelle stehen, wie sie steht: Herr Professor Sprengel hat sie censirt.

Dreyßig war häßlich erboßt, und lief unter Fluchen und Drohungen fort, und die Jungen in der Druckerei lachten hinter ihm drein. Einige Stunden hernach konstituirte er mich von neuem, spannte aber jetzt sehr gelinde Saiten auf, und bat ganz ergebenst um Weglassung des Vorfalls. Ich versicherte ihn aber, daß ich dieses nicht könnte. Herr Hendel hat, sagte ich, die Handschrift gelesen, und hat von Weglassen nichts erwähnt, bezahlt hat er mir auch. Soll ich nun dem Büchelchen seinen Werth durch Weglassung unterhaltender und den größten Theil der Leser anziehender Stellen verschlechtern und dem guten Manne seinen Gewinn schmälern? Ueberdem müßte er von der christlichen Billigkeit einen heidnisch unbilligen Begriff haben: denn sonst müste er auch das für sich angemessen finden, was er so oft und so famös an Andern praktisirt hätte. Er hätte ja ordentlich in der Stadt herum spionirt und herum spioniren lassen, um nur die Schwächen, oft

gar physische, an einzelnen Personen und ganzen Familien auszuspähen: und hätte er etwas etdeckt, fluchs hätte ers von seinen Helfershelfern auf eine hämische Art in seinem berüchtigten Wochenblatte aufmutzen lassen, bis endlich die Obrigkeit ihm das Handwerk gelegt hätte. Was er demnach von seiner Seite für Andere recht gefunden hätte, das müßte er von der Seite Anderer nun auch für sich recht finden. Er hätte ja nicht einmal diejenigen geschont, von deren milden Güte den Seinigen eine Unterstützung zuflösse. Kurz, ich könnte ihm nicht helfen: auf einen solchen Klotz gehöre ein solcher Keil! —

Dreyßig machte sich nun an Liebeler, den Setzer, und brachte es bei diesem dahin, daß ohne des Censors und meine Einwilligung Manches wegblieb, und mein Bericht nun so verstümmelt evschien, wie er jetzt in den Beiträgen S. 247 vorkömmt. Ich hatte Dreyßig einen omnis homo, ein mobile perpetuum genannt, und das war auch gestrichen, auch die Beschreibung jener beiden Mamsells, welche er bei der Tragikomödie auf Bahrdts Weinberge bei sich gehabt hatte u. dergl. Diese Vermessenheit verdroß mich allerdings: allein da Liebeler ein guter Mensch, und einer meiner längst erprobten Freunde war, so beschwerte ich mich

nicht höhern Orts. Herr Hendel hatte auch zu Dreyßigen gar nicht gesagt, daß die Stelle weg: bleiben sollte. Es war Dreyßigs Lüge, und wei: ter nichts.

Nachher, als die Beiträge erschienen, kursirten sie natürlich fleißig unter den hiesigen Studenten, welche dann den saubern Herrn unbarmherzig aufzo: gen. Dreyßig schimpfte nun zur Schadloshaltung auf mich ein wenig à la Dreyssig, nannte mich einen Skribax, elenden Sudler, — bei dem er wohl leicht noch ein wenig in die Schule gehen könnte, um das suum cuique und dann etwas Orthographie so fürs Haus zu lernen — verdorbenen Exmagister, Freundlein Laukhardchen u. dergl. Dies sagten mir die Studenten wieder, und ermunterten mich, an Meister Dreyßig Revanche zu nehmen. Allein was sollte ich mit dem Menschenkinde machen? Ihn schimpfen? oder gar durchhauen? das brach: te mir keine Ehre. Kurz, ich lachte über die läp: pischen Sottisen des lächerlichen Menschen, und ließ es gut seyn.

Wer Meister Dreyßigen kennt, der weis auch, ohne daß ichs ihm sage, daß er ein seltsames Stück von Menschen ist, der sich alle Augenblicke prosti: tuirt. Er macht Spekulationen, die alle so läppisch

herauskommen, daß es zum Erbarmen ist. Er nimmt es sich sogar im Preußischen heraus, auf eine plumpe Art, den Nachdrucker zu spielen. Kaum erscheint in Leipzig, Nürnberg oder sonstwo irgend ein Gesellschafts-Spiel oder eine Sammlung von Räthseln, Fragen u. dgl. — den Augenblick nimmt er — unter getreuer Assistenz seiner Schmieraxe — diese oder jene Veränderung damit vor, läßt es frisch weg nachstechen und nachdrucken, und sezt sich durch dieses noble Handwerk in die Klasse jener Bücherdiebe herab, welche in Reutlingen, Karlsruhe, Wien, Frankenthal, Straßburg, Tübingen und anderwärts den rechtmäßigen Verlegern ihren Verdienst schwächen, und der Erwerbsamkeit den meuchelmörderischen Dolch an die Kehle setzen.

Wie übrigens Meister Dreyßig so ganz unberufen bei jeder Gelegenheit sein Publikum zu äffen sucht, davon gab er neulich bei Bahrdts Absterben eine köstliche Probe. Die letztern Umstände dieses gewiß merkwürdigen Mannes, auf den das ganze Publikum schon so lange her aufmerksam gewesen ist, verdienen allerdings, von einer guten Feder beschrieben zu werden: allein von einer ganz andern, als die des armseligen Stümpers — Dreyßigs ist. Indessen ließ er doch — natürlich für sein Publikum, den Pöbel — einen Wisch drucken, dem er — vor

selbst eigner lauter Unruhe — den Titel gab: „D. Bahrdts unruhiges Leben und schmerzvoller Tod." — Das Ding war wie alle Dinger von der Art, in den Bierschenken, Kneipen und Gelagen so recht zu Hause. Wer Einsicht und Geschmack hat, nahm keine Notiz davon. Statt des Mottos steht ein Citat aus dem Sirach, wo dieser Mann so nach seiner Art, derb genug von den schädlichen Folgen der Hurerei spricht. Das soll sich nun auf Bahrdts Lebensart beziehen! Der gute Dreyßig muß doch in der Folgenkunde dieser Art ziemlich bewandert seyn: denn — nur der Dieb sieht überall Diebe, — wie es im Mönch von Libanon heißt: auch deuten die Recensenten des grünen Mannes auf etwas ähnliches in Rücksicht seiner Berichte: über — Bordelle. Uebrigens ist das Ding, so klein es auch ist, doch äusserst nachlässig und schlotrig geschrieben, daß man es ohne Ekel nicht lesen kann. Dreyßig hatte auch gar keine nähere Nachrichten; denn zu Bahrdten selbst durfte er nicht kommen: Clarens Faust und Christinens Pantoffel scheuchten ihn da weg: und andere Freunde des Doktors sahen das Menschenkind nur über die Achsel an. Zuverlässige Auskunft konnte er also nicht geben, und nun sudelte er so hin, was er vom Hörensagen des Pöbels und seines Gleichen hatte. Man kann daher leicht denken, wie sein Wisch ge-

rathen mußte. Von sich selbst spricht er indeß in sehr hohem Ton, und wundert sich höchlich, daß man seine Verdienste verkenne, und ihn, wer weiß, wozu! noch immer nicht mache. Ich denke gar, er will das Privilegium haben, ausschließlich mit Pfeifenspitzen und Zahnstöchern zu handeln! —

Wie wichtig aber Meister Dreyßigen der Wisch über Bahrdts Tod habe vorkommen mögen, sehe ich aus dem diesjährigen hiesigen Intelligenzblatt St. 45. Hier berichtet er auf die abgeschmackteste Art: daß der genannte Wisch allein bei ihm, und nicht auch beim Bücherverleiher Bispink zu haben sey. Dies ist so ein Seitenblick nach dreyßigscher Manier! Der gute Mann hätte aber bedenken sollen, daß Herr Bispink zu viel Einsicht, Geschmack und Achtung gegen sein Publikum hat, als daß er es sich auch nur aus der Ferne je sollte beigehen lassen, Wische von der Art aus dem dreyßigschen Schoßelarchiv zum Lesen aufzustellen. Herr Bispink ist indeß über dergleichen Kleinigkeiten hinaus und würdiget sie nicht einmal eines Seitenblicks: ich aber habe mich über die Impertinenz des Menschen nicht wenig geärgert. Daß Herr Bispink Bücher verleiht, und recht ausgesuchte neuere verleiht, und dadurch die Lücken der hiesigen Universitätsbibliothek

ersezt, ist wahr ipso facto: er führt ja die hiesige akademische Lese-Bibliothek. Daß er aber auch noch andere wichtigere Verrichtungen hat, daß er Gelehrter und Bücherverleger ist, und als solcher weit ansehnlichere Werke ins Publikum fördert, als Dreyßig, ist auch wahr. Warum mußte denn Meister Dreyßig sich blos am Bücherverleihen halten? Wenn nun jemand — nach eben diesem Zuschnitt — den einseitigen Dreyßig so geradehin einen Zahnstöcher- oder Schweinebuchshändler nennen wollte, weil er unter andern Kleinigkeiten auch mit Zahnstöchern und einem Büchelchen über die Schweine handelt: da würde er seine dreyßigsche Majestät gewiß höchlich beleidigt finden, zumal er ja auch Siegellacks- Lichtputzer- Federkiel- Lorgnetten- und Neujahrwünsche-Händler ist!

So viel von Meister Dreyßig: und so viel soll auch meine Genugthuung seyn für seine Schimpfereien auf mich: für seinen Scribax, Sudler, Exmagister, Freundlein Laukhardchen und andere Ausfälle des grünen Mannes. Aber halt! Bald hätte ich ja vergessen, daß Herr Dreyßig ein Wochenblatt vom Hallischen Carcer — bis zum drikten Stück — herausgegeben hat, und daß eine andere Wochenschrift, die er mit Hülfe seiner Mamsells besorgte, wegen ihres großen Elends und wegen vieler, läppi-

scher, ehrenrührischer Anzüglichkeiten, wie ich vorhin erwähnte, ist verbothen worden. — Meine Leser mögen mir diese Digression zu gute halten: ich dachte, ich müßte sie doch mit dem grünen Mann, d. i. mit Herrn Dreyßig näher bekannt machen. Mehr Auskunft über diesen Prinzen findet man in der allgemeinen Litteratur-Zeitung und der allgemeinen deutschen Bibliothek, da, wo die Schofeleien des grünen Mannes recensirt sind. Sein verkupferter Kopf sieht wohl auch eben so grün aus inwendig, als auswendig in Halle der rothe Thurm als ein Paar edle Brüder! — Zum Beschluß möchte ich noch erinnern, daß die Buhlerinnen von Athen nicht die einzigen waren, welche das Bereuen theuer verkauft haben. Friedrich Christian Dreyßig handelt zu Halle, neben der Post, mit eben der Waare: zuerst bereuet man, etwas aus seinem Schofelarchiv gelesen, und dann noch mehr — etwas daraus gekauft zu haben. Aber — wie das Huhn, so das Ey, und — auf einen solchen Klotz gehört ein solcher Keil!

Ein und vierzigstes Kapitel.

Meine jetzige Lage. Gesichtspunkte für die Beurtheiler meiner Geschichte.

Im vergangenen Winter gab Herr Bispink die Bücherverlagsverbindung auf, in der er seit 1788 mit Herrn Francke gestanden war. Wenn ich hierüber weiter nichts sage, und die vielen und wichtigen Gründe nicht berühre, welche den Herrn Bispink dazu bestimmt, ja genöthigt haben; so geschieht es aus Rücksicht auf seine ausdrückliche Bitte, diese ganze Sache, bis zur Herausgabe seiner Lebensgeschichte, auf sich beruhen zu lassen. Großmüthig ist das in der That! Denn — Verunglimpfungen Anderer durch allerhand Kunstgriffe ..... kaltblutig zuzusehen, ohne uns einmal zu rühren, wenn es gleich etwas leichtes seyn würde, unsern Gegner durch seine eigne Tollkühnheit jeden Augenblick recht empfindlich zu züchtigen — ist wohl mehr, als die Sache kleiner, rachsüchtiger Seelen. Aber — Herr Bispink ist ein Stoiker.

Ich hatte die Freundschaft dieses guten Mannes, der Broschüre wider Bahrdt ohngeachtet,

immer behalten. Zwar hätte Herr Bispink böse werden können, da ich eine Begebenheit, die ihn betraf, zwar nicht ihm zum Nachtheil, auch nicht aus Erdichtung, aber doch nicht so, wie sie eigentlich war, vorgestellt hatte. Allein Herr Bispink nahm von dem Dinge keine Notiz, und blieb nach wie vor mein Freund.

Ich entdeckte ihm, in seiner neuen Lage, mein Vorhaben, meine Lebensgeschichte zu schreiben, und zeigte ihm den Plan an, den ich befolgen wollte. Er billigte ihn, und versprach, den Verlag davon selbst zu übernehmen. Ich fing also an, zu arbeiten, und gegenwärtiges Werkchen kam, troz der Exerzierzeit, in vier Monaten zu Stande. Ob es dabei dem Publikum nun auch das seyn werde, was ich gern wollte, daß es seyn möchte, muß erst die Zeit lehren. Zwar werden die Herren Recensenten eben nicht überall gut darauf zu sprechen seyn; denn ich habe Manches von den Universitäten und den Universitätern gesagt, das ihnen schwerlich behagen wird. Wie könnte ich z. B. auf Unpartheilichkeit in Göttingen rechnen, da ich einen Leß und Pütter nicht zum rühmlichsten geschildert habe! Hier mich ohne Winkelzüge loben, hieß ja mein Urtheil über diese Herren bestätigen: und dazu wissen die Herren Gelehrten, — auf einen ähnlichen Nothfall, — für einander zu gut zu le-

ben. Die eine Hand wäscht die andere, ist so das alltägliche Sprichwort: und fürs Alltägliche hat auch mancher Recensent Empfänglichkeit. Ich kenne diese Art von Etikette, und erwarte von den Tribunalen ähnlicher Gelehrten-Fabriken das Aehnliche.

Nun steht mir ein harter Stand vor, indem unser Regiment bestimmt ist, mit an den Rhein zu gehen, um die Inkursionen zu verhindern, womit die Neufranken dem Kaiser gedroht haben. Ich fühle schon im voraus, daß ich da manche unangenehme Stunde haben werde: allein es ist meine Pflicht, sie zu übernehmen, und was Pflicht ist, muß einem nie als böse vorkommen.

Non est virtutis — sagt Herr Bispink *) —

bene jussum dicere: Nolo!
Turpis erit miles, qui Regis jussa subit vi.
Et tu talis eris, mala si patiare coactus:
Sponte feras isthaec; quae si fers sponte, triumphas . . .
Stat Sapiens et in aerumnis manet usque beatus:
Infringit fortem, sed ab hac non frangitur ipse:
Occidi poterit, non vero vulnere laedi!

*) Fragmenta psychologico-mor. pag. 26.

Das heißt auf deutsch:

Der Feige flieht den Kampf, troz rechtlichem Befehle.
Verächtlich ist der Mann, der nothgedrungen folgt:
Auch du wirst solcher seyn, wenn Zwang dich leiden lehrt:
Freiwillig dulde du; nur dadurch wirst du Sieger! ..
Er steht — der weise Mann, im Unglück stäts noch glücklich:
Er lenket das Geschick; ihn selbst beugt dieses nie:
Erschlagen kann man ihn; doch nicht durch Wunden kränken!

Uebrigens habe ich den festen Vorsatz, immer nach mehr moralischer Besserung zu streben, und wenn nicht noch ganz gut zu werden, doch der moralischen Vollkommenheit so nahe zu kommen, als es mir möglich ist. Ich habe doch gefunden, daß man, so man nur will, manche Unart ablegen kann: warum sollte ich mit der Zeit nicht alles wieder gut machen, was die lange Uebung in Possen und Ausschweifungen verdorben hat? Ob aber auch meine Lage sich so in körperlicher Hinsicht und im äußern Verhältniß verbessern werde, muß das Schicksal entscheiden, da es nicht ganz von mir abhängt. Ich fühle nun zwar auch wieder Menschen-Würde, und fühle recht gut, daß ich in einem andern Zustande, in einer andern Lage, mehr nützen könnte und nützen würde, als ich im Soldatenstande kann; allein es mag mir in Zukunft ergehen, wie es will, ich werde

zufrieden seyn und mein Schicksal preisen, daß es mir nicht noch viel schlimmer geht. Meine Verirrungen waren wirklich zu grob, als daß ich murren sollte, wenn unangenehme Stunden eintreten. Jezt ist meine Zufriedenheit mit meinem Zustande nicht mehr Leichtsinn oder Fühllosigkeit, wie sonst: es ist Resultat mancher ernsthaften Reflexionen, welche ich über das menschliche Leben im Allgemeinen und über das meinige im Besondern angestellt habe. Diese Reflexionen belehrten mich, daß nur gedrücktes, unerkanntes Verdienst sich beklagen darf, wenn es ihm nicht geht, wie es sollte; nicht aber ein Mensch, der sein Glück durch seine Verirrungen auf die schändlichste Art von sich gestoßen hat, wie ich.

Meine Unfälle haben mich indeß sehr biegsam gemacht, so, daß ich gar — wenn ich will — die oftmals weitgehenden Grobheiten Anderer, auch schlechter Leute, vertragen kann, ohne den Gedanken, mich zu rächen. Ich bin mit allem zufrieden, bin auch gegen jederman dienstfertig: daher ist auch jeder mit mir zufrieden, und ich habe wenigstens bei unserm hiesigen Militär lauter gute Freunde.

Leid thut mir es übrigens, daß ich meine hiesigen Freunde verlassen muß: verlassen den biedern

deutschen Bispink, den Herrn Cand. Büchling, Verfasser einiger mit Recht gelobter philologischer Schriften, auch einen von denen, die mir viel reelles Gute erwiesen haben: die Herren Studenten, welche mich mit ihrer Freundschaft beehrt haben und meine Scholaren zum Theil gewesen sind, die Herren Kaus mann, Müller, Wohlers, Richter, Gruel, Bauer, Krause und mehr andere junge hoffnungsvolle Männer mit biederer Seele: alle diese verlasse ich mit Unlust und Schmerzen. Allein wer kann gegen das leidige Oportere!

Sollten meine lieben Leser kein Misfallen an meiner Biographie finden: sollte diese vielleicht ihrer Aufmerksamkeit und ihres Beifalls nicht ganz unwürdig seyn; so werde ich ihnen, wenn ich lebe, mit der Zeit die Folge meiner Begebenheiten darlegen. Ich hoffe ihnen alsdann viel mehr Gutes und Angenehmes sagen zu können, als jezt und dies in einem ans gemeßnern Ton, als der studentische zuweilen hier ist. Ich weiß wirklich keinen, der so, wie ich, sich ohne alle Maske hingestellt hätte: dadurch rechne ich auf die Freundschaft des klügern und unpartheiischen Publikums, und bekümmere mich nicht um den Tadel und den Unwillen Einiger, denen ich etwas nahe getreten bin. Und eben daher glaube ich, daß mein Publikum es nicht ungern sehen

wird, wenn ich zu seiner Zeit mit einem Nachtrage herausrücke.

Außerdem habe ich mir vorgenommen, ein Tagebuch auf dem bevorstehenden Marsch zu halten: finde ich viel Merkwürdiges, so theile ich dereinst einen Auszug daraus mit.

Gute Leute kommen überall gut bei mir durch, und was nicht gut ist, und es nicht von selbst werden will, dem mag eine Neckerei von meiner Art zur Beschämung oder zur Besinnung eines Bessern dienen: die übrigen mögen sich daran spiegeln und sich hüten, nichts Böses zu thun, um sich nichts Böses nachsagen lassen zu müssen.

Ich habe gesagt: daß ich keinen wüßte, der so, wie ich, sich ohne alle Maske hingestellt hätte. Ich denke, man wird davon überzeugt seyn. Ueberwindung hat dies um so mehr gekostet: da ich troz allen meinen Verirrungen noch Mensch genug bin, das Schändliche meines Betragens einzusehen und nebst bitterer Reue tiefe Schaam zu empfinden, nicht nur vor Andern, sondern auch wieder vor mir. Mein Sturm hat sich gelegt: und nun sehe ich ein, was er zertrümmert und zerrüttet hat. Es be-

trifft meine innere Personalität, und da schmerzen Wunden tiefer. Mein äußeres Glück ist auch dahin! —

Moralisirt habe ich selten: ich schrieb vorzüglich für die akademische Jugend; und diese hält vom Predigen wenig. Ueberhaupt hören und sehen nicht einmal Könige gern, was ihre Sinnlichkeit einschränkt, zumal die Könige auf Akademien nicht. Daher so sparsam moralische Imperative! Die übrigen Bemerkungen mögen die Ganglionen meiner Geschichte seyn für Denker von allerhand Art. Möchten sie doch viel Gutes stiften! —

Ich schrieb für die akademische Jugend vorzüglich — sagte ich vorhin: daher die eigene Art von Anlage, Ausführung und Ton. Alles rasch, vieles studentisirt, burschikos und Einiges gar renommistisch. Das Familiäre, dachte ich, das Aehnliche gleitet bei seines Gleichen mit minderem Widerstand herab: — und das wollte ich, damit das Ganze am Ende seinen Stachel desto tiefer und sicherer zurückließe. Habe ich hierin gefehlt, so war es ein Fehler meiner Einsicht aus Erfahrung; nicht meines Willens. Irren würde gewiß der, welcher aus dem allen folgern wollte, daß ich noch immer Behagen an meinen Verirrungen finden müßte. Du lieber

Gott, Behagen an dem, was mich unglücklich gemacht hat! was mich jezt mit der bittersten Reue züchtiget, was mir gewiß immer zur quälendsten Zurückerinnerung dienen wird! O, es war keine Kleinigkeit, da im Studenten-Ton zu schildern, wo gepreßter Kummer mein Herz oft zerriß, und mich zuweilen, vorzüglich bei Nachrichten über meinen biedern, edeln Vater, nöthigte, die Feder hinzulegen, um mein Inneres zu lüften! Es ist etwas Schröckliches um ein Gespenst in der Seele! —

Und daher Du, Jüngling, mit feuriger, rascher Seele, der Du vielleicht auf eben dem Pfade herumschlüpfst, auf dem mich — das Unglück erhascht und zum Sklaven meines Irrsinns gemacht hat, Dich beschwöre ich bei Allem, was Dir lieb ist, fasse meine Geschichte recht ins Auge, entkleide sie von ihrem studentischen Vehikel, erwäge meine Fehltritte Schritt für Schritt — vorgezeichnet sind sie getreu und lebhaft genug dazu — führe sie auf ihre Ursachen zurück, betrachte ihre Folgen für mich, die Meinen und den Stand, für den ich zunächst bestimmt war: — und schaudert Dich dann vor dem Standort, worauf Du mich endlich in der blauen Uniform erblickst: — dann, Freund, geh ein wenig ich Dich! dann denke: — So gehts, wenn man leichtsinnig in den Tag hineinlebt, wenn man sich an Renommis-

sten anschmiegt, bei Gelagen den Vorrang im Saufen erringen will, in Ordensverbindungen sich einläßt, kindisch heroisch sich herumtummelt, die akademische Freiheit bis zur Sittenlosigkeit ausdehnt, auf Eltern, Freunde und gutmeinender Menschen Rath, Warnung uud Bitten nicht achtet, Ehrgefühl abstumpft, lüderlich ausschweift, wenig lernt, Schulden anhäuft, allgemeine Verachtung verdient, allen Anspruch auf Beförderung verscherzt, und leider endlich der Welt zur Warnung, und sich und den Seinen zur drückenden Last und Schande kümmerlich herumirrt. Dies, dies, Freund, sey ein Wort ans Herz gelegt: und, hier meine Hand, Du lässest es Dir wohlmeynend gesagt seyn!

Worauf Eltern, Erzieher und Lehrer bei meiner Geschichte zu sehen haben, um sie auf diese oder jene Art für ihre Kinder und Zöglinge zu benutzen, das sey der Einsicht eines jeden von ihnen überlassen: Data und Winke enthält sie gewiß für alle. Wohl dem, der sie gehörig benutzen wird!

Vielleicht finden Einige in meiner Biographie Manches als überflüßig, ja Einiges gar als schädlich: hieher rechne ich meine Bubenstreiche, die Eulerkappereien und Erzählungen von ähnlicher Art. Ich stellte sie aber hin, um mich ganz zu zeigen, und dann,

um Leuten, die immer das Alte loben, das Neue herabsetzen, den ehemaligen Studenten-Ton anzugeben und ihnen dadurch das Bekenntniß abzunöthigen: Nein, so toll treibens die Studenten doch jezt nicht mehr! Heutzutage sind sie wirklich civilisirter! — Wem indeß das nicht behagt, oder wem meine Gründe dafür nicht genug thun, und der also den gekünstelten Laukhard lieber hätte haben mögen, als den natürlichen, den bedaur' ich schenirt zu haben, und bitte ihn bei seiner Delikatesse und Präcision um Verzeihung *)! — Für Fehler von anderer Art sage ich kurz:

— — — Quandoque bonus dormitat Homerus,

oder:

Dicite Pierides, non omnia discimus omnes!

Das Uebrige enthält die Vorrede, nebst S. 110 in diesem Theile. Hiernach richte man mich!

Da steht nun Laukhard, wie er leibt und lebt, von vorzeiten und von jezt, so individualisirt von

---

*) „Nicht immer — sagt Herr Schiller im Vorbericht zum I. Theil seiner kleinern prosaischen Schriften — ist es der innere Gehalt einer Schrift, der den Leser fesselt; zuweilen gewinnt sie ihn bloß durch karakteristische Züge, in denen sich die Individualität ihres Urhebers offenbart." — Ein Schiller bin ich nun freilich nicht!

innen und von außen, nach Anlage, Ausführung, Folge — Grundsätzen, Maximen, Gesinnungen, Handlungen, Sprache — so, daß in der Gallerie der Menschen noch keiner sich ihm gleich hingestellet hat! Begaffe und begukke ihn denn jezt, wer da will und kann! Mitleiden erregen wollte er nicht: nur ein wenig warnen, zurückscheuchen und — bessern!

Und so, meine theuersten Leser, leben Sie wohl, und gönnen Sie mirs, wenn mein moralischer und ökonomischer Zustand sich bessert! Nach dem Feldzuge sprechen wir uns vielleicht wieder!

Ende des zweiten Theils.

Gedrukt bei Fr. Wilh. Michaelis.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Verbesserungen

im

ersten Theile.

Seite 2. Z. 3 von unten lese man: der ontelogische Satz.

— 3. Z. 2. hängte.
— 7. Z. 11. Sendivogius.
— 9. Z. 1. von unten: Mäure.
— 25. Z. 7. v. u. Grumbach.
— 39. Z. 6. wenn ihm.
— 64. Z. 18. Blödigkeit.
— 135. letzte Zeile: mehrere.
— 136. Z 16. oder.
— 150. Z 20. so gut ich.
— 167. Z. 10. Empfindung,
— 197. Z. 10. leiden kann er.
— 229. Z 15. dem Sechsten.
— 263. Z. 2. Frau Mag. F — —.
— 272. Z. 23. wegen, der.
— 289. Z. 19. Heddäus: und so in der Folge.
— 305. Z. 17. für uns nicht.
— 310. Z. 18. Allein das that ich.
— 314. Z. 4. aus einem, u. Z. 22. geheimer.
— 315. Z. 3. v. u. wo sie ein.
— 316. Z. 5. Superintendent.
— 317. Z. 2. rechtgläubigen.
— 320. Z. 6. Augenblicke.
— 322. Z. 15. langer Zeit.
— 332. Z. 21. verwendete.
— 334. Z 21. über die Nase.
— 339. Z. 10. denen.
— 364. Z. 7. hatte.
— 393. Z 23. einzelnen.
— 396. Z. 5. untergangen. Sobald diese Nachricht.

Im zweiten Theile.

Seite 60. Z. 15. betrunken.
— 62. Z. 5. von unten: unsern.
— 65. Z. 6. v. u. Koridonischen.
— 66. Z. 4. lese man statt bloß — hauptsächlich.
— 69. Z. 8. v. u. Testa abgesezt.
— 89. Z. 5. v. u. Misan:hropen.
— 95. Z. 7. Denn.
— 116. Z. 6. oft Ehre.
— 129. Z. 2. berufen.
— 136. Z. 14. und syrisch.
— 183. Z. 7. keine Freunde.
— 190. Z. 3. essent a serv.
— 258. Z. 10. sie sich.
— 280. Z. 11. noch hell.
— 339. Z. 6. v. u. in Barcelona — gesezt auch, daß es dort eine Universität gäbe — als.
— 243. Z. 17. wären, nur an ihn.
— 358. Z. 8. geduldig einsteckte.
— 368. Z. 16. dann aufgefangenen.
— 412. Z. 6. Zeit, da.
— 424. Z. 14. Erduin Julius.
— 431. Z. 14. Sache — christlich-theologisch davon zu sprechen — so ausführlich.
— 433. Z. 6. relegirt.
— 436. Z. 16. Dörfern.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

D. 264
421

XX (6 Bde) VII.86

I.87

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Laukhard, Friedrich Christian, 1757-1822

F. C. Laukhards, vorzeiten Magisters der Philosophie, und jetzt Musketiers unter dem von Thaddenschen Regiment zu Halle, Leben und Schicksale von ihm selbst beschrieben, und zur Warnung für Eltern und studierende Jünglinge herausgegeben. Ein Beitrag zur Charakteristik der Universitäten in
Bd.: 2.

Halle (1792)

Biogr. 607 f-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10064512-0
VD18 90084209